

Transatlantische Dissonanzen

Kennedy, de Gaulle
und die Bedeutung Europas, 1960-1963

CHRISTIAN WIRTZ – Bernsteinstraße 45 – 70619 Stuttgart

Transatlantische Dissonanzen

Kennedy, de Gaulle
und die Bedeutung Europas, 1960-1963

Inauguraldissertation zur Erlangung der Doktorwürde
an der Fakultät für Philosophie und Geschichte
der Eberhard-Karls-Universität Tübingen
(eingereicht bei PROF. DR. GEORG SCHILD)

vorgelegt von CHRISTIAN WIRTZ, Bernsteinstr. 45, 70619 Stuttgart

Januar 2010

**Transatlantische Dissonanzen
Kennedy, de Gaulle und die europäische Integration, 1960-63**

D i s s e r t a t i o n
zur
Erlangung des akademischen Grades
Doktor der Philosophie
in der Fakultät für Philosophie und Geschichte
der Eberhard-Karls-Universität zu Tübingen

vorgelegt von

Christian Wirtz
aus
Bonn

2010

**Gedruckt mit Genehmigung der Fakultät für Philosophie und Geschichte
der Universität Tübingen**

Hauptberichterstatter: Prof. Dr. Georg Schild

Mitberichterstatter: Prof. Dr. Anselm Doering-Manteuffel

Dekan: Prof. Dr. Georg Schild

Tag der mündlichen Prüfung: 07.05.2010

Universitätsbibliothek Tübingen

Lebenslauf: (fakultativ)

INHALTSVERZEICHNIS

| | |
|---|-----------|
| EINLEITUNG | 1 |
| 1. Thema | 1 |
| 2. Forschungsstand | 8 |
| 3. Quellen | 14 |
| | |
| KAPITEL I: Kennedy und der Kalte Krieg | 16 |
| 1. Kennedy und Moskau | 19 |
| 2. Kennedy und London | 26 |
| 3. Kennedy und die Kuba-Krise | 31 |
| 4. Kennedy und die Berlin-Krise | 37 |
| 5. Kennedy und der Vietnamkrieg | 42 |
| 6. Zwischenergebnis | 47 |
| | |
| KAPITEL II: Die europapolitischen Berater Kennedys | 50 |
| 1. Dean Rusk | 53 |
| 2. Robert McNamara | 59 |
| 3. George Ball | 62 |
| 4. McGeorge Bundy | 70 |
| 5. Zwischenergebnis | 74 |
| | |
| KAPITEL III: Die Truman und Eisenhower-Administration während der Anfänge der europäischen Integration | 76 |
| 1. Die USA und die Idee des vereinten Europas nach dem Zweiten Weltkrieg 1945-1960 | 77 |
| 2. Die USA und der Schuman-Plan | 84 |
| 3. Washington und das Scheitern der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft | 91 |
| 4. Die USA und die Römischen Verträge | 96 |
| 5. Zwischenergebnis | 98 |

**KAPITEL IV:
Das Europabild John F. Kennedys und die wichtigsten
europapolitischen Problemfelder seiner Amtszeit** **101**

- | | |
|---|-----|
| 1. Kennedys europäische Wurzeln | 102 |
| 2. Kennedys Europabild während der Studienjahre | 104 |
| 3. Kennedys Europapolitik als junger Abgeordneter im Kongress | 111 |
| 4. Kennedys „Grand Design“ | 114 |
| 5. Kennedys Diskussionen mit de Gaulle über die Rolle Europas | 128 |
| 6. Zwischenergebnis | 146 |

**KAPITEL V:
Die europapolitische Strategie Charles de Gaulles** **149**

- | | |
|--|-----|
| 1. De Gaulle und die Vierte Republik in Frankreich | 150 |
| 2. Die Fünfte Republik und de Gaulle | 155 |
| 3. De Gaulle und die deutsch-französischen Beziehungen | 160 |
| 4. De Gaulle und die europäische Integration | 165 |
| 5. De Gaulle und die Kennedy-Administration | 171 |
| 6. Die Außenpolitik de Gaulles in der Forschungsdiskussion | 177 |
| 7. Zwischenergebnis | 181 |

**KAPITEL VI:
Die wirtschaftlichen Kontroversen zwischen den USA
und Europa** **182**

- | | |
|--|-----|
| 1. Die handelspolitische Strategie Kennedys | 184 |
| 2. Der Trade Expansion Act | 190 |
| 3. Die handelspolitische Strategie | 194 |
| 4. Die Reaktion der Kennedy-Administration auf die Handelspolitik de Gaulles | 199 |
| 5. Zwischenergebnis | 205 |

| | |
|---|------------|
| KAPITEL VII: | |
| Die Kontroverse um einen möglichen britischen EWG-Beitritt | 207 |
| 1. Die britische Bewerbung um einen Platz in der EWG | 210 |
| 2. Die Reaktion der Kennedy-Administration auf die britische EWG-Kandidatur | 217 |
| 3. Die Motive de Gaulles bei der Ablehnung des britischen EWG-Beitrittschwunses | 225 |
| 4. Adenauer und der britische Antrag zum EWG-Beitritt | 228 |
| 5. Zwischenergebnis | 231 |
| SCHLUSSFOLGERUNGEN | 234 |
| ANHANG | 250 |
| I. Abkürzungen | 250 |
| II. Quellen- und Literaturverzeichnis | 250 |
| 1. Archivalia und ungedruckte Quellen | 250 |
| 2. Gedruckte Quellen | 250 |
| 3. Sekundärliteratur | 252 |

EINLEITUNG

1. Thema

Während seines Staatsbesuches in der Bundesrepublik Deutschland im Juni 1963 sprach der amerikanische Präsident John F. Kennedy in seiner Rede in der Frankfurter Paulskirche unter anderem auch über die Beziehungen zwischen den USA und Europa. In diesem Kontext bemerkte:

„Die Zukunft des Westens beruht auf der atlantischen Partnerschaft – einem System der Zusammenarbeit, der wechselseitigen Abhängigkeit und der Übereinstimmung zwischen den Völkern, die ihre Lasten gemeinsam tragen und ihre Chancen in aller Welt gemeinsam nutzen können. Mancher mag sagen, das sei lediglich ein Traum, doch ich bin anderer Meinung. Eine ganze Kette großer Leistungen – Marshallplan, NATO, Schumanplan und Gemeinsamer Markt – drängt uns auf dem Weg zu größerer Einheit immer weiter vorn.“¹

In der Tat wollte Kennedy mit seinem Besuch in Bonn, Köln, West-Berlin und Frankfurt die enge Partnerschaft zwischen den USA und der jungen Bundesrepublik unterstreichen, waren doch in der Zeit vor seinem Aufenthalt seitens der Bundesregierung Zweifel an der Verlässlichkeit Kennedys geäußert worden². Kennedy hatte seit Beginn seiner Amtszeit durch eine neue Form der Entspannungspolitik versucht, die starren Fronten des Kalten Krieges zwischen den USA auf der einen und der Sowjetunion auf der anderen Seite etwas aufzulockern. Dies sorgte bei den westlichen Verbündeten, die auf den nuklearen Schutz der USA angewiesen waren, für Misstrauen.³ Kennedys Besuch wurde aber trotz dieser Skepsis im Vorfeld ein großer Erfolg. Obwohl Kennedy in der Sache keine Zugeständnisse machte, bejubelte ihn die westdeutsche Bevölkerung. Besonders seine Rede in Berlin, die seine Solidarität mit der geteilten Stadt zum Ausdruck brachte, ist bis heute unvergessen.⁴ Kennedy genoss bis zu seinem Lebensende in West-Deutschland eine enorme Popularität.⁵

¹ Rede des amerikanischen Präsidenten John F. Kennedy, in der Frankfurter Paulskirche am 25. Juni 1963, in: Europa Archiv, Folge 14/ 1963.

² Vergleiche Gregor Schöllgen, Die Außenpolitik der Bundesrepublik Deutschland: von den Anfängen bis zur Gegenwart, München 2004, S. 57-58.

³ Vgl. Frank A. Mayer, Adenauer and Kennedy: an era of distrust in German-American Relations, in: German Studies Review, 17 1, Feb. 1994, S. 83-104.

⁴ Vgl. Andreas W. Daum, Kennedy in Berlin: Politik, Kultur und Emotionen im Kalten Krieg, Wien 2003; Christof Münzer, Kennedy, die Berliner Mauer und die Kuba-Krise: die westliche Allianz vor der Zerreißprobe 1961–1963, München 2003.

⁵ Zu Kennedys Deutschland-Politik vgl. auch: Georg Schild, John F. Kennedy: Mensch und Mythos, Zürich 1997; Alan Posener, John F. Kennedy, Reinbek bei Hamburg, 1991.

Im Kern soll in dieser Untersuchung der Versuch unternommen werden, die Europapolitik der Kennedy-Administration zu Beginn der 1960er Jahre deutlich aufzuzeigen. Dabei möchte sich der Autor auf die zum Teil heftig geführten Debatten zwischen dem amerikanischen Präsidenten auf der einen und dem französischen Präsidenten Charles de Gaulles auf der anderen Seite konzentrieren, standen sich doch in diesen Kontroversen zwei vollkommen unterschiedliche Konzepte europäischer und transatlantischer Zusammenarbeit gegenüber.⁶ Dabei ging es auch um die Machtverteilung im transatlantischen Bündnis.

Kennedy, der seine Außenpolitik in Bezug auf die europäisch-amerikanische Partnerschaft mit dem Begriff „Grand Design“ umschrieb, wollte die Herausforderungen des Kalten Krieges neu angehen, ohne das politische Erbe seiner Vorgänger Harry S. Truman aber auch Dwight D. Eisenhower zu vernachlässigen.⁷ Der amerikanische Präsident war sich bewusst, dass er auf das Fundament dieser Präsidenten aufbauen konnte. Besonders die wider Erwarten Ende der 1940er Jahre rasch aufkeimende Konfrontation zwischen der Sowjetunion und den USA machten aus der Sicht Washingtons eine klare politische Abgrenzung notwendig. Dies war der Grund für eine Außenpolitik, die zu der Truman-Doktrin⁸, der Domino-Theorie⁹ und im transatlantischen Verhältnis zum Marshall-Plan¹⁰ führten. Kennedy selbst stellte zu keinem Zeitpunkt seiner Amtszeit diese grundlegenden Prinzipien der amerikanischen Außenpolitik nach 1945 infrage und hatte im Präsidentschaftswahlkampf 1960 gegen seinen Kontrahenten Richard Nixon immer wieder auf die angebliche Schwäche des amerikanischen Militärs im Falle eines sowjetischen Angriffs hingewiesen (missile gap).¹¹ Allerdings sah sich Kennedy in der Innen- und Außenpolitik als Vertreter einer neuen Generation und wollte sich nicht mit der bloßen Fortsetzung der herkömmlichen Strategie zufrieden geben. Kennedys Leitbild einer „New Frontier“ bedeutete in diesem Zusammenhang, die amerikanische Seite intensiver über eine Entspannungspolitik

⁶ Vgl. Klaus Schwabe, *Weltmacht und Weltordnung: amerikanische Außenpolitik von 1989 bis zur Gegenwart: eine Jahrhundertgeschichte*, Paderborn 2006, S. 266ff.

⁷ Vgl. Frank Costigliola, *The pursuit of Atlantic community: nuclear arms, dollars and Berlin*, in: G. Paterson, *Kennedy's quest for victory: American foreign policy, 1961-1963*, Oxford 1989, S. 24-57.

⁸ Vgl. Arnold A. Offner, *Another such victory: President Truman and the Cold War, 1945-1953*, Stanford 2002.

⁹ Vgl. John Young / John Kent, *International relations since 1945: a global history*, Oxford 2004, S. 214ff.

¹⁰ Vgl. Michael Hogan, *The Marshall Plan: America, Britain, and the reconstruction of Western Europe, 1947-1952*, Cambridge 1987, S. 427 ff.

¹¹ Vgl. Georg Schild, *John F. Kennedy*, S. 45 ff.

mit der Sowjetunion nachdenken musste.¹² Dazu gehörte aus Sicht der Kennedy-Administration eben auch eine effektive Abrüstungspolitik zwischen den beiden Supermächten, die zwar nicht die völlige Abschaffung der Nuklearwaffen zum Ziel hatte, die als politische Abschreckung nach wie vor unverzichtbar erschienen, aber die dennoch einen wichtigen Beitrag zur Deeskalation leisten sollten.¹³ Dementsprechend war es für die Kennedy-Administration grundsätzlich einleuchtend, die Strategie der „massiven Vergeltung“ (massive retaliation) durch eine aus ihrer Sicht besseren Strategie der „flexible response“ zu ersetzen, die deutlich darauf angelegt war, in der Auseinandersetzung mit der Sowjetunion nicht sofort mit dem höchsten Eskalationspotential zu agieren.¹⁴ Kennedy stieß damit aber bei den europäischen Partnern nicht überall auf einhellige Zustimmung, wie er besonders bei seiner Diskussion mit seinem französischen Amtskollegen de Gaulle zu seiner großen Enttäuschung feststellen musste.

Die tieferen Gründe für die unterschiedliche Wahrnehmung der europäischen Integration in Washington und in Paris auszuarbeiten, ist die Hauptaufgabe dieser Studie. Das ist relevant, da sich de Gaulle als maßgeblich politische Figur der Fünften Republik rasch auch international Respekt verschafft hatte.

Grundsätzlich kann man bei der Ausrichtung der französischen Außenpolitik Merkmale herausarbeiten, die dann durch die selbstbewusste Art de Gaulles Politik zu gestalten, noch verstärkt wurden. Um dies besser verstehen zu können, genügt es, die Lage Frankreichs in der internationalen Gemeinschaft nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs zu betrachten.¹⁵ Frankreich war formal gesehen zweifellos eine Siegermacht des Krieges, faktisch gesehen war es dies allerdings nicht. Dies hing zum einen damit zusammen, dass Frankreich ähnlich wie andere europäische Staaten auch von den Zerstörungen des Krieges schwer getroffen war, und daher großer Hilfe bedurfte. Zum anderen hing dies aber auch damit zusammen, dass Frankreich von Washington, aber auch von der britischen Regierung während des Krieges und auch danach nicht als vollwertiger Verbündeter akzeptiert wurde, da der militärische Beitrag Frankreichs in den Augen vieler Verbündeter während des Zweiten Weltkriegs

¹² Vgl. William S. Boden, *Defending hegemony: American foreign economic policy*, in: G. Paterson, *Kennedy's quest for victory: American foreign policy, 1961-1963*, Oxford 1989, S. 57-86.

¹³ Vgl. Stephan Bierling, *Geschichte der amerikanischen Außenpolitik: von 1917 bis zur Gegenwart*, München 2003, S. 128.

¹⁴ Vgl. ebd.

¹⁵ Vgl. Peter C. Hartmann, *Geschichte Frankreichs*, München 2004, S. 105 ff.

nicht wirklich groß gewesen war.¹⁶ Nichts verdeutlichte dies mehr als die Nichtberücksichtigung Frankreichs bei der wichtigen Konferenz in Jalta 1945, bei der maßgebliche Entscheidungen über die Zukunft Deutschlands getroffen wurden. Für General de Gaulle war dies eine nicht zu akzeptierende Zurückweisung gewesen, die noch durch einen anderen Vorfall verstärkt wurde: nach dem Ende der Konferenz war es der Wunsch des amerikanischen Präsidenten Franklin D. Roosevelt gewesen, de Gaulle über die einzelnen Ergebnisse der Konferenz zu unterrichten. Allerdings machte er den Vorschlag, de Gaulle auf seinem Rückweg von dem Konferenzort Jalta zurück in die USA in Algier zu treffen. Zu diesem Zeitpunkt galt Algerien in den Augen der führenden französischen Politiker als Teil des französischen Staates. Folglich hätte de Gaulle solch eine Einladung aussprechen müssen und nicht Roosevelt.¹⁷ Natürlich ist dieser Vorfall aus der heutigen Perspektive nur eine relativ unbedeutende Begebenheit, allerdings macht sie deutlich, wie wichtig für de Gaulle der Wunsch war, auf Augenhöhe mit den USA über die internationale Politik verhandeln zu können.¹⁸ De Gaulle konnte sich allerdings direkt nach Kriegsende nicht durchsetzen und zog sich vorübergehend aus der Politik zurück. Abgesehen davon hatte die französische Außenpolitik in den ersten Jahrzehnten nach Kriegsende mit einer immer stärker werdenden Unabhängigkeitsbewegung in Afrika, aber auch in Asien zu akzeptieren, an deren Ende Frankreichs Verzicht auf einige Kolonien stand.

Gerade wegen dieser Entwicklungen entstand in der politischen Klasse Frankreichs rasch der Wunsch, das Land sollte sein Prestige in der internationalen Politik der Nachkriegszeit deutlicher durch eine nationale Außenpolitik zum Ausdruck bringen, auch wenn der französische Einfluss in den 1950er Jahren noch zu gering war, um dies umzusetzen.¹⁹ Allerdings war es diese grundsätzliche Stimmung, die de Gaulle später in seine Außenpolitik einfließen ließ, denn anders als beispielsweise in anderen europäischen Staaten, wurde die amerikanische Vormachtsstellung in Europa eben nicht widerspruchslos akzeptiert.

Ein weiteres zentrales Motiv neben dem Wunsch nach der Wiedererlangung des französischen Weltmachtstatus war die Furcht vor dem deutschen Nachbarn und

¹⁶ Vgl. Ronald B. Woods, *Beyond Vietnam: the foreign policies of the Kennedy-Johnson Administrations*, in: Robert D. Schulzinger, *A companion to American foreign relations*, Oxford 2003, S. 330-375.

¹⁷ Vgl. Peter Schunck, *Charles de Gaulle: ein Leben für Frankreichs Größe*, Berlin 1998, S. 258-283.

¹⁸ Vgl. Maurice Vaisse, *La grandeur: politique étrangère du général de Gaulle 1958-1969*, Paris 1998, S. 28.

¹⁹ Vgl. Heinz Gerhard Haupt / Ernst Hinrichs, *Kleine Geschichte Frankreichs*, Stuttgart 2008, S.434-451.

dem damit verbundenen Sicherheitsbedürfnis in der französischen Außenpolitik.²⁰ Daraus resultierte auch die Forderung nach einer politischen und militärischen Unabhängigkeit, die von de Gaulle auch schon während der Vierten Republik immer wieder gefordert wurde.

Diese grundlegenden Probleme im französisch-amerikanischen Verhältnis erklären aber noch nicht ausreichend, warum gerade während der Amtszeit Kennedys die Differenzen so groß wurden.

Daher soll sich die Untersuchung an folgenden Thesen orientieren, die in dieser Studie diskutiert werden sollen:

(1) Für die Kennedy-Administration war die europäische Zusammenarbeit vor allem deshalb wichtig, weil sie einen Beitrag zur Festigung des transatlantischen Bündnisses leistete. Insofern hatte Washington ein großes Interesse an einem einheitlichen, möglichst supranational ausgerichteten Europa bei dem relativ wenig Initiative von den nationalen Hauptstädten ausgehen sollte. Frankreich unter Präsident de Gaulle dagegen hatte ein anderes Verständnis von der europäischen Zusammenarbeit. Für ihn war die europäische Integration vor allem ein Mittel um französische Interessen in der internationalen Politik durchsetzen zu können.²¹

(2) Diese unterschiedlichen Einschätzungen führten zu Meinungsverschiedenheiten bei einer Reihe von Themen: zum Beispiel bei der Frage, ob Großbritannien Mitglied in der EWG werden sollte oder bei transatlantischen Handelsfragen.

(3) Kennedy setzte in der krisenhaften Zeit der 1960er Jahren im transatlantischen Bündnis vor allem auf den treuen und zuverlässigen Verbündeten Bundesrepublik Deutschland. Kennedy verband dies sicher auch mit der Hoffnung, dass der deutsche Bundeskanzler Konrad Adenauer seinen Einfluss auf de Gaulle ausüben könne, um Frankreich von dem amerikanischen Standpunkt zu überzeugen. Diese Annahme war allerdings nicht realistisch, denn Adenauers Außenpolitik war nicht darauf ausgerichtet, zwischen der deutsch-französischen Partnerschaft, und der transatlantischen

²⁰ Vgl. ebd.

²¹ Vgl. Helmut Altrichter, *Kleine Geschichte der Sowjetunion 1917-1991*, München 2001, S. 127 ff.

Partnerschaft zu wählen.²² Beide Aspekte hatten für Adenauer, wie für seine Nachfolger, denselben Stellenwert.²³

(4) Schließlich hatte Kennedy in seinem engen Mitarbeiterstab sowohl starke Befürworter einer engagierten amerikanischen Unterstützung für die europäische Integration als auch Skeptiker, die die europäische Zusammenarbeit zwar auch positiv bewerteten, aber sie nicht als so wichtig erachteten.²⁴ Grundsätzlich sind unterschiedliche Meinungen in solchen Beratergremien wie zum Beispiel dem National Security Council, nichts Außergewöhnliches. Streit kann in politischen Diskussionen durchaus auch nützlich und produktiv sein, um sinnvolle Ergebnisse zu erzielen. Dies war in diesem konkreten Aspekt der Außenpolitik Kennedys allerdings nicht der Fall, denn die beiden unterschiedlichen Gruppen, allen voran die um George Ball, der als Staatssekretär im amerikanischen Außenministerium wirkte, und die um McGeorge Bundy, dem Nationalen Sicherheitsberater, konnten keinen sinnvollen Kompromiss finden, so dass die Europapolitik Kennedys keine einheitliche Linie hatte.²⁵

Grundsätzlich liegt aber der Schwerpunkt dieser Studie klar auf der Perspektive der Kennedy-Administration und deren Einstellung zur europäischen Integration im Allgemeinen und der Europapolitik de Gaulles im Besonderen.

Um die oben aufgeführten Thesen angemessen diskutieren zu können, ist der Ausbau der Studie folgendermaßen gestaltet:

Da der transatlantische Disput zwischen dem französischen und dem amerikanischen Präsidenten nicht vollkommen losgelöst und isoliert betrachtet, sondern in einem größeren außenpolitischen Kontext gesehen werden soll, wird in einem ersten Schritt das Grundkonzept der Außenpolitik Kennedys analysiert werden.²⁶ Die wichtigste Herausforderung der Kennedy-Administration war zweifellos die Auseinandersetzung mit der Sowjetunion im Kalten Krieg. Dieser Aufgabe ordnete Kennedy letzt-

²² Vgl. Anselm Doering-Manteuffel, *Adenauerzeit: Stand, Perspektiven und methodische Aufgaben der Zeitgeschichtsforschung (1945-1967)*, Bonn 1993.

²³ Vgl. Christian Hacke, *60 Jahre Außenpolitik der Bundesrepublik Deutschland*, in: Hans-Peter Schwarz (Hrsg.), *Die Bundesrepublik Deutschland: eine Bilanz nach 60 Jahren*, Köln 2008, S. 487-511.

²⁴ Vgl. Klaus Schwabe, *Weltmacht und Weltordnung*, S. 303 ff.

²⁵ Vgl. Ted Sorensen, *Counselor: a life at the edge of history*, New York 2008, S. 203

²⁶ Vgl. George C. Herring, *From colony to superpower: U.S. foreign relations since 1776*, New York 2008, S. 711.

lich auch die Anliegen der Europäer unter, wie besonders der französische Präsident Charles de Gaulle schmerzhaft feststellen musste.

In einem weiteren Schritt wird dann auf die grundsätzlichen außenpolitischen Strategien der beiden Kontrahenten eingegangen. Dabei wird sowohl bei der Vorstellung Kennedys Vision eines „Grand Design“ als auch bei de Gaulles Plan eines „Grand Dessen“ die Frage aufgeworfen, inwiefern schon in diesen grundlegenden Konzepten bereits Anzeichen für die transatlantische Kontroverse zu finden sind.

In den anschließenden Kapiteln wird des Weiteren ausführlich auf die wichtigsten Unterschiede in dem amerikanisch-französischen Verhältnis eingegangen. Zu diesen Konflikten gehörte auch der handelspolitische Streit, der nicht nur Auswirkungen auf das Verhältnis zwischen Paris und Washington, sondern eben auch auf das Binnenverhältnis zwischen den Partnern in der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft hatte.²⁷

Ein weiteres wesentliches Konfliktthema war neben der Wirtschaftspolitik aber auch die Organisationsstruktur der EWG. Besonders de Gaulle, der sich immer für ein „Europa der Vaterländer“, also für eine intergouvermentale Organisation der europäischen Zusammenarbeit eingesetzt hatte, war die Diskussion um einen möglichen EWG-Beitritt Großbritanniens von großer Bedeutung, drohte doch damit seine europapolitische Vision beschädigt zu werden. Gleichzeitig konnte die Kennedy-Administration an diesem Thema ebenfalls erkennen, inwiefern sie sich mit ihren Vorstellungen einer effektiven transatlantischen Partnerschaft, in der Großbritannien eine maßgebliche Rolle spielen sollte, durchsetzen konnte.²⁸

Auch wenn der Schwerpunkt dieser Studie eindeutig auf dem speziellen Verhältnis zwischen de Gaulle und Kennedy liegt, so soll dennoch die Rolle der Bundesrepublik Deutschland in dieser Angelegenheit nicht unberührt bleiben, gerade weil die von Adenauer geführte Bundesregierung sowohl für Kennedy als für de Gaulle ein wichtiger Verbündeter war, den es zu überzeugen galt.

²⁷ Vgl. in: Jürgen Elvert, *Die europäische Integration*, Darmstadt 2006, S. 75.

²⁸ Vgl. ebd., S. 77.

2. Forschungsstand

Die europäische Integration stand lange Zeit nicht im Forschungsinteresse der Historiker. Es war eine Domäne der Politikwissenschaftler und Volkswirtschaftler. Erst zu Beginn der 1980er Jahre gab es, angeregt durch den Bonner Zeithistoriker Hans-Peter Schwarz einen Zusammenschluss von Historikern, die sich mit der Geschichte der europäischen Integration beschäftigten: die Historiker-Verbindungsgruppe bei der Kommission der Europäischen Gemeinschaften.²⁹ Diese Gruppe veröffentlichte seit ihrer Gründung eine Reihe von wichtigen Sammelbänden über die ersten Jahrzehnte der Integration und gab somit der Forschung entscheidende Impulse.³⁰ Wie aber konnte es dazu kommen, dass die europäische Integration und damit auch das Verhältnis zwischen den USA und der EWG von den Historikern so lange ignoriert wurden, wo die Bedeutung Europas für die nationale Politik von Jahr zu Jahr zunahm? Dies hing zum einen mit der 30-jährigen Sperrfrist für Archivadokumente zusammen, die die Historiker beachten mussten, zum anderen beschäftigte sich die europäische Geschichtswissenschaft lange Zeit nach Ende des Zweiten Weltkriegs ausschließlich mit der Politik der Nationalstaaten.³¹ Diese Gruppe der Diplomatie-Historiker, die sich am Werk Leopold von Rankes orientierte, dominierte die Geschichtswissenschaft bis in die 1960er Jahre hinein, erst dann wurde das Fach für alternative Forschungstendenzen geöffnet.³² Zu diesen neuen Forschungsgebieten zählte auch die europäische Integration.³³

In der geschichtswissenschaftlichen Diskussion über die europäische Integration entwickelten sich interessante Debatten, die sich hauptsächlich mit der Gründungsphase des Projekts beschäftigten. Die Historiker fragten sich, welche Gründe die Nationalstaaten nach dem Zweiten Weltkrieg dazu ermutigten, nationale Souveränität zugunsten eines transeuropäischen Zusammenschlusses aufzugeben. Dabei ent-

²⁹ Vgl. Hans-Peter Schwarz, Die europäische Integration als Aufgabe der Zeitgeschichtsforschung, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, 31 4, 1983, S. 555- 573.

³⁰ Neben den Sammelbänden veröffentlicht die Historiker-Verbindungsgruppe bei der Kommission der Europäischen Gemeinschaften die Fachzeitschrift „Journal of European Integration History“, die ein wichtiges wissenschaftliches Forum für Integrationsforscher geworden ist.

³¹ Vgl. Lutz Raphael, Geschichtswissenschaft im Zeitalter der Extreme: Theorien, Tendenzen, Methoden von 1900 bis zur Gegenwart, München 2003.

³² Vgl. Ulrich Muhlack, Leopold von Ranke, in: Lutz Raphael, Klassiker der Geschichtswissenschaft, Band 1, Von Edward Gibbon bis Marc Bloch, München 2006, 38-64.

³³ Vgl. zu der aktuellen Diskussion über die Politikgeschichte: Eckart Conze, Abschied von Staat und Politik?: Überlegungen zur Geschichte der internationalen Politik, in: Eckart Conze/ Ulrich Lappenküper/ Guido Müller, Geschichte der internationalen Beziehungen: Erneuerung und Erweiterung einer historischen Disziplin, Köln 2004, S. 15-45.

standen in der Forschung rasch zwei sich mehr oder weniger gegenüberstehenden Tendenzen. Für Walter Lippens, einem der Begründer der historischen Integrationsforschung, wollten die einzelnen westeuropäischen Länder mit der Gründung der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl 1952, deutlich machen, dass sie aus den Konsequenzen der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs gelernt hatten. In Zukunft sollte es keine nationalstaatliche Rivalität in Europa mehr geben, stattdessen sollten sich die Europäer um gemeinschaftliche Lösungen kümmern. Gerade aus dieser Einsicht heraus, so Lippens, sei es für die einzelnen Gründungsmitglieder der EWG selbstverständlich gewesen, auf nationale Souveränität zu verzichten.³⁴ Andere Historiker, wie der Brite Alan Milward, widersprachen dieser Sichtweise. Er war der Überzeugung, die einzelnen europäischen Staaten hätten die europäische Integration aus nationalem Kalkül vorangetrieben. Es sei für sie politisch und wirtschaftlich nach dem Krieg die sinnvollste Lösung gewesen. Sie wollten damit den Nationalstaat allerdings nicht schwächen, sondern stärken.³⁵

„Milward ist mit dieser Position häufig als ein Anti-Lippens verstanden worden, als ein Entmythologischer, der hinter dem angeblichen europäischen Idealismus die handfesten nationalen Interessen sieht und die Blühträume von einem Vereinten Europa durch den Hinweis auf fortdauernde Realität der Nationalstaaten zerstört.“³⁶

Milward erhielt von Historiker-Kollegen wie John Gillingham³⁷ aber auch von Politikwissenschaftlern wie dem Amerikaner Andrew Moravcsik, der sich als Anhänger der „realistischen“ Schule versteht, Unterstützung für seine Thesen.³⁸ Wilfried Loth, einer der bekanntesten deutschen Experten für die Geschichte der europäischen Integration, versuchte zwischen den Standpunkten Lippens und Milwards zu vermitteln, indem er darlegte, dass seiner Ansicht nach die europäische Integration aus nationalem Kalkül aber eben auch aus europäischem Idealismus heraus begonnen wurde.³⁹

³⁴ Vgl. Walter Lippens, *Die Anfänge der europäischen Einigungspolitik 1945-1950*, Bd. I: 1945-1947, Stuttgart 1977, S. 2.

³⁵ Vgl. Alan S. Milward, *Der historische Revisionismus zur Einigungsgeschichte Westeuropas. Neue historische Erkenntnisse statt überholter Schulweisheiten*, in: *Integration 10* (1987), S. 100-106; Alan S. Milward, *The European Rescue of the Nation-State*, London 1992, S. 3.

³⁶ Wilfried Loth, *Beiträge der Geschichtswissenschaft zur Deutung der Europäischen Integration*, in: Wilfried Loth/ Wolfgang Wessels (Hrsg.), *Theorien europäischer Integration*, Opladen 2001, S. 87-107, hier: 93.

³⁷ Vgl. John Gillingham, *European integration 1950-2003: superstate or new market economy*, Cambridge 2003, S. 3-11. Gillingham betont dabei besonders die wirtschaftlichen Antriebskräfte bei der Gründung der europäischen Integration

³⁸ Vgl. Andrew Moravcsik, *The choice for Europe: social purpose and state power from Messina to Maastricht*, London 1999; vgl. Desmond Dinan, *The historiography of European integration*, in: Desmond Dinan (Hrsg.), *Origins and evolution of the European Union*, 295-325, hier: S. 299

³⁹ Vgl. Wilfried Loth, *Der Weg nach Europa: Geschichte der europäischen Integration 1939-1957*, Göttingen 1990.

In den aktuellen Forschungspublikationen lässt sich feststellen, dass in der Geschichte der europäischen Integration nicht nur die politische und wirtschaftliche Entwicklung für die Forschung von Interesse sind, sondern auch die gesellschaftspolitischen Strömungen zu berücksichtigen sind.⁴⁰ Darüber hinaus rückt gerade die frühe Diplomatie der EWG in den 1950er und 1960er Jahren zunehmend in das Blickfeld der Historiker.⁴¹

Ähnlich wie die Erforschung der Geschichte der europäischen Integration entwickelte sich auch die Erforschung der Außen- und Europapolitik der Kennedy-Administration in verschiedenen Phasen. Während die ersten Bücher über das Leben des Präsidenten noch ausnahmslos ein positives Bild zeichnen, da sie vor allem von ehemaligen Mitarbeitern verfasst worden waren, änderte sich Ende der 1970er Jahre die Einschätzung der Historiker.⁴² Nun bemühten sich die Experten die negativen Aspekte in der Außenpolitik Kennedys stärker zum Vorschein zu bringen. Ihnen ging es vor allem darum, den so genannten „Mythos Kennedy“ anzugreifen, der von den ersten Biographen gezeichnet worden war. Kennedy, so der Grundtenor, sei nicht der perfekte Präsident, dessen glanzvolle Politik durch das Attentat vom November 1963 ein tragisches Ende genommen habe. Ganz im Gegenteil: sein angeblicher Ruhm sei mehr oder weniger eine Erfindung der Medien und durch die wirkliche Politik der Kennedy-Administration nicht zu rechtfertigen.⁴³ Diese Historiker kritisierten Kennedys grundsätzliche Haltung zur Politik und sahen in ihm einen klassischen Vertreter der Ostküsten-Elite, der ohne die Unterstützung seiner sehr wohlhabenden Familie das Präsidentenamt wohl niemals erobert hätte.⁴⁴ Das Verhältnis Kennedys zur transatlantischen Partnerschaft und im Besonderen zur europäischen Integration wird bislang in der Forschung bisher eher negativ bewertet. Sein großes Ziel eines „Grand

⁴⁰ Vgl. Hartmut Kaelble, *Sozialgeschichte Europas: 1945 bis zur Gegenwart*, München 2007.

⁴¹ Vgl. Elena Calandri, *The failure of peace in Europe 1943-1947*, Basingstoke, 2001; vgl. Claudia Becker-Döring, *Die Außenbeziehungen der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl von 1952-1960: Die Anfänge einer europäischen Außenpolitik*, Stuttgart 2003.

⁴² Vgl. Arthur M. Schlesinger, *A thousand days in the White House*, Boston 1965; Vgl. Theodore Sorensen, *Kennedy*, New York 1965; vgl. Roger Hilsman, *To move a nation: The Politics of Foreign Policy in the Administration of John F. Kennedy*, Garden City, 1967.

⁴³ Vgl. Thomas Reeves, *A question of character: a life of John F. Kennedy*, New York 1991; vgl. auch: Burton I. Kaufman, *John F. Kennedy as world leader: a perspective on the literature*, in: Michael J. Hogan, *America in the world: The historiography of American foreign policy*, Cambridge 1995, S. 326 - 358.

⁴⁴ Vgl. Thomas G. Paterson, *Kennedy's quest for victory: American foreign policy, 1961-1963*, vgl. New York 1984; vgl. Seymour Hersh, *The dark side of Camelot*, New York; vgl. David Halberstam, *The best and the brightest*, New York, 1972; vgl. Louise Fitzsimons, *The Kennedy doctrine*, New York,

Design“, einer harmonischen Partnerschaft zwischen Europa und den Vereinigten Staaten, hätte nie erreicht werden können.⁴⁵

In den aktuellen Darstellungen über Kennedys Leben und seine Außenpolitik wird allerdings wieder ein deutlich positiveres Bild des Politikers gezeichnet.⁴⁶ Diese Autoren betonen, dass Kennedys Handlungsspielraum in der Außen- und Europapolitik wegen der immer intensiver werdenden Ost-West-Konfrontation äußerst begrenzt gewesen sei und er sich mit vielen politischen Problemen habe befassen müssen, die in der Amtszeit seines Vorgängers Eisenhower entstanden waren.

Darüber hinaus wurde in der Forschung auch der Einfluss der USA auf den Integrationsprozess und die damit verbundene Reaktion der Verbündeten wie zum Beispiel Frankreich analysiert. Dabei lassen sich in der bisherigen Geschichtsschreibung besonders zwei deutliche Trends feststellen. Eine Gruppe von Historikern betonte die Hilfestellung der USA bei der Entwicklung der europäischen Institutionen in besonderem Maße und bezeichnet sie als „Geburtshelfer Europas“.⁴⁷ Eine andere Gruppe von Europa-Spezialisten um den britischen Historiker John Gillingham kann diese Einschätzung allerdings nicht teilen. Sie sehen in der amerikanischen Außenpolitik der Nachkriegszeit in erster Linie die Wahrung geostrategischer Interessen, so dass nach dieser Interpretation die Schaffung eines geeinten und friedlichen Europa aus amerikanischer Perspektive natürlich wünschenswert war, aber keine übergeordnete Priorität hatte.⁴⁸ Ein wirklicher Wille zur Förderung des europäischen Integrationsprojektes sei erst im Zuge des immer stärker ausgeprägten amerikanisch-sowjetischen Konfliktes in der amerikanischen Außenpolitik deutlich geworden.

Neben dieser grundsätzlichen Diskussion über die amerikanische Einstellung gegenüber der europäischen Politik in den ersten Jahren nach Ende des Zweiten Weltkrie-

1972; Richard J. Walton, *Cold War and counter-revolution: the foreign policy of John F. Kennedy*, Baltimore 1972.

⁴⁵ Vgl. Frank Costigliola, *The pursuit of Atlantic community: nuclear arms, dollars, and Berlin*, in: Thomas Paterson (Hrsg.), *Kennedy's quest for victory: American foreign policy, 1961-1963*, New York 1989, S. 24-56; zu Kennedys transatlantischer Wirtschaftspolitik äußerte sich der Historiker William S. Bordon kritisch und warf der Kennedy-Administration mangelnde Kompromissbereitschaft gegenüber den europäischen Partnern vor, vgl. William S. Bordon, *Defending hegemony: American foreign economic policy*, in: Thomas Paterson (Hrsg.), *Kennedy's quest for victory. American foreign policy, 1961-1963*, New York 1989, S. 57-85.

⁴⁶ Vgl. Georg Schild, *Freund und Feind im Kalten Krieg: Neuerscheinungen zu John F. Kennedy und zur amerikanischen Berlin-, Kuba- und Vietnampolitik*, in: *Historisches Jahrbuch 125 (2005)*, S. 453-473; vgl. Randall B. Woods, *Beyond Vietnam: the foreign policies of the Kennedy-Johnson Administrations*, in: Robert D. Schulzinger (Hrsg.), *A companion to American foreign relations*, Malden (Mass.), 2003, S. 330-375.

⁴⁷ Vgl. Beate Neuss, *Geburtshelfer Europas?: die Rolle der Vereinigten Staaten im europäischen Integrationsprozeß 1945-1958*, Baden-Baden 2000.

⁴⁸ Vgl. Francis H. Heller, *The United States and the integration of Europe*, New York 1996.

ges gibt es nach wie vor eine rege Forschungsdiskussion über die wichtigste amerikanische Hilfsleistung dieser Zeit: den Marshall-Plan. Dabei geht es ähnlich wie bei der oben schon beschriebenen Diskussion vor allem um die amerikanische Motivation für dieses enorme finanzielle Engagement. Zwei Möglichkeiten werden dabei diskutiert. Entweder ging es Washington vor allem um die Schaffung neuer Absatzmärkte für amerikanische Produkte oder es galt vor dem Hintergrund des Kalten Krieges in erster Linie den sowjetischen Einflussbereich in Europa einzugrenzen.⁴⁹ Grundsätzlich einig sind sich die Historiker aber darin, dass die USA die europäische Integrationsbewegung keinesfalls aus rein altruistischen Motiven unterstützten. Neben den wirtschaftlichen und sicherheitspolitischen Motiven wurde von der Forschung auch der amerikanische Wunsch mit den europäischen Partnern die finanziellen und politischen Lasten während des Kalten Krieges aufteilen zu können.⁵⁰

Ähnlich wie bei der Diskussion über die grundsätzliche Einstellung der USA gegenüber Europa gibt es unter den Historikern auch unterschiedliche Bewertungen, was die Europapolitik Kennedys betrifft. Besonders der amerikanisch-französische Konflikt, der in dieser Studie näher beschrieben wird, und die Frage, welche Seite mehr zur Eskalation beigetragen hat, stehen hier im Fokus. So ist die Historikerin Erin Mahan der Ansicht, dass vor allem handelspolitische Differenzen, für den Streit zwischen den beiden Verbündeten maßgeblich waren:

„Franco-American trade disputes during the early 1960s, especially those revolving around Britain's desire to join the Common Market, highlight a transition in the relationship between the United States and the movement for European unity. The Kennedy years were pivotal from the American perspective because they showed a shift in attitudes toward more wariness about a unified Europe's effects on the US economy. From a French standpoint European integration did not supplant or circumvent...the preferences of individual European nation states.“⁵¹

Die Historikerin Pascaline Winand betonte in ihren bisherigen Forschungen vor allem Kennedys Pragmatismus. Ihrer Ansicht nach war Kennedy zwar grundsätzlich ein Befürworter einer starken europäischen Integration, allerdings sah die amerikanische Regierung die Entwicklung der europäischen Zusammenarbeit nicht als ihr vordringlichstes Problem. Neben dem Kalten Krieg galt die Hauptaufmerksamkeit des Präsi-

⁴⁹ Vgl. Clemens / Reinfeld / Wille, Geschichte der europäischen Integration, Stuttgart 2008.

⁵⁰ Vgl. Hubert Zimmermann, Kalter Krieg, Währungspolitik und Transatlantischer Konflikt: das Strauß-Gilpatric-Abkommen von 1961, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, 46 1, 1998, S. 57-85.

⁵¹ Erin Mahan, Kennedy, de Gaulle and Western Europe, Basingstoke 2002, S. 166.

denten vor allem der Bekämpfung der Armut und damit die Integration der Dritten Welt in den globalen Handel.⁵²

Ein weiterer Historiker, Oliver Bange, bewertete die Europapolitik Kennedys ähnlich, indem er besonders den sicherheitspolitischen Aspekt betont. Seiner Ansicht nach war die amerikanische Europastrategie in erster Linie daran orientiert, mit einer transatlantischen Nuklearstreitmacht (MLF) die Sowjetunion besser unter Druck setzen zu können:

„Assuming that this newly consolidated Europe would speak with one voice and remain to the transatlantic cause, it would be much easier to deal with and also much easier to incorporate in his plans.“⁵³

Banges Kollege Frank Costigliola beschäftigte sich ebenfalls mit den transatlantischen Spannungen der 1960er Jahren und kam zu dem Ergebnis, dass eben auch die Kennedy-Administration einen Großteil zu der Eskalation beigetragen hat, da sie die europäischen Partner zu keinem Zeitpunkt als wirklich gleichberechtigte Partner akzeptierte.⁵⁴

Der Historiker N. Piers Ludlow zeichnete in seiner Studie über de Gaulles europapolitischen Kurs während Kennedys Amtszeit ein durchaus differenziertes Bild über die Europapolitik des französischen Präsidenten. Seiner Meinung muss bei der französischen Europa-Strategie manchmal zwischen de Gaulles extrem selbstbewusster Rhetorik und der tatsächlichen Politik Frankreichs unterschieden werden. Dann wird in seinen Augen klar, dass Paris eine supranationale Organisation der europäischen Integration doch nicht so kategorisch ablehnte, wie es in einigen Reden de Gaulles zum Ausdruck kommt.⁵⁵

Der Marburger Historiker Eckart Conze schließlich betonte in einem Artikel zu diesem Thema, dass der rasche Erfolg der europäischen Integration in den ersten Jahrzehnten nach Ende des Zweiten Weltkriegs, dazu geführt habe, dass die von den USA ausgeübte Hegemonie in Europa an ihre Grenzen stieß. Die europäischen Partner wurden selbstbewusster als von der Kennedy-Administration erwartet. Die Außenpo-

⁵² Vgl. Pascaline Winand, *United States-European Relationships, 1961-1963*, in: Anne Deighton / Alan S. Milward (Hrsg.), *widening, deepening and acceleration: the European economic community 1957-1963*, Baden-Baden 1999, S. 17-31.

⁵³ Vgl. Oliver Bange, *The EEC crisis of 1963: Kennedy, Macmillan, de Gaulle and Adenauer in conflict*, Basingstoke 2000, S. 236.

⁵⁴ Vgl. Frank Costigliola, *Kennedy, the European allies, and the failure to consult*, in: *Political Science Quarterly*, 110 1, 1995, S. 105-123.

⁵⁵ Vgl. N. Piers Ludlow, *The European community and the crisis of the 1960's: negotiating the Gaullist challenge*, London 2006, S. 207-201.

litik de Gaulles habe diesen Trend noch verstärkt.⁵⁶ In der vorliegenden Studie soll der oben beschriebenen wissenschaftlichen Debatte einige neue Aspekte hinzugefügt werden.

3. Quellen

Die vorliegende Studie hat sich zum Ziel gesetzt, die Sichtweise der Kennedy-Regierung auf die europäische Integration genauer zu beleuchten. Dementsprechend wird bei den untersuchten Aktenbeständen ein Schwerpunkt auf die Dokumente der John F. Kennedy Presidential Library and Museum in Boston gelegt. Obwohl die übliche 30jährige Sperrfrist für Dokumente der Zeitgeschichte bei diesem Projekt kein Hindernis darstellt, macht die Arbeit im Archiv vor Ort deutlich, dass der Deklassifizierungsprozess längst noch nicht abgeschlossen ist. Insofern ist der Historiker gezwungen eine Auswahl zu treffen und kann nur einen Ausschnitt der Aktenbestände für sein Projekt verwenden. Aus der John F. Kennedy Library wurden für diese Studie Dokumente aus folgenden Sektionen des Archivs verwendet: National Security Files, President's Office Files, Ball Papers, Bundy Papers, Ball Oral History Documents, Bundy Oral History Documents. Darüber hinaus wird die 2008 veröffentlichte Autobiographie von Ted Sorensen, Kennedys wichtigstem Redenschreiber, als Quelle genutzt.

Da in dieser Veröffentlichung neben der Sichtweise der Kennedy-Administration auch die der EWG-Kommission unter Führung Walter Hallsteins analysiert werden soll, ist es unerlässlich auch die Akten des Historischen Archivs der Europäischen Kommission in Brüssel mit zu berücksichtigen. Dabei wurden drei Bereiche der Archivbestände in besonderer Weise untersucht: die Dokumente der Hohen Behörde der EGKS (Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl), die Dokumente der Kommission von EWG und EURATOM 1958- 1957) sowie die Sammlung von Reden der Mitglieder und Beamten der Europäischen Kommission, Mitglieder des Europaparlamentes und anderer Persönlichkeiten (1952-2000).

⁵⁶ Vgl. Eckart Conze, Hegemonie durch Integration?: die amerikanische Europapolitik und ihre Herausforderung durch de Gaulle, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 43, 1995, S. 297-341.

Zusätzlich wurde der Nachlass Hallsteins im Bundesarchiv Koblenz im Rahmen der Forschungsrecherchen und die Autobiographien einiger persönlicher Mitarbeiter ausgewertet.

Schließlich greift der Autor auf eine Reihe edierter Quellen zurück: Foreign Relations of the United States of America, Documents diplomatiques francais, Akten zur Auswärtigen Politik der Bundesrepublik Deutschland, Akten des Auswärtigen Ausschusses des Deutschen Bundestages, Europa-Archiv und Documents on British Policy Overseas.

KAPITEL I:

KENNEDY UND DER KALTE KRIEG

Beschäftigt man sich mit der Präsidentschaft und insbesondere mit der Außenpolitik John F. Kennedys, so wird rasch deutlich, dass für Kennedy dieses Politikfeld von großem Interesse war. In der Außenpolitik wollte er wirklich neue Akzente setzen. Während seiner gesamten Präsidentschaft stand sein eigener Außenminister Dean Rusk daher in seinem Schatten.⁵⁷

Der Schwerpunkt dieser Studie liegt auf der Analyse der Europapolitik Kennedys und des damit verbundenen Konfliktes mit dem französischen Staatspräsidenten de Gaulle, allerdings soll im ersten Kapitel allgemein auf die außenpolitischen Herausforderungen des Präsidenten eingegangen werden.⁵⁸ Nur auf diese Weise kann die Politik Kennedys gegenüber den europäischen Partnern verständlich gemacht werden. Dies trifft besonders auf seine Politik gegenüber Frankreich zu.⁵⁹ Zweifellos war die amerikanische Perspektive auf die Weltlage eine völlig andere als die der Europäer: während die europäischen Staaten in ihrer politischen Einigung vollkommen zu Recht ein Akt der Aussöhnung nach den verheerenden Weltkriegen sahen und sich ansonsten damit befassen, den Kontinent wirtschaftlich wieder zu modernisieren, hatte Washington eine größere Aufgabe und Verantwortung.⁶⁰ Für die USA war zwar die europäische Integration ein nützliches und daher nicht zu vernachlässigendes Projekt, dennoch war für die wichtigen außenpolitischen Entscheidungen des Präsidenten vor allem die globale Perspektive entscheidend. Auch wenn heute unter Fachleuten immer noch umstritten ist, wann die Anti-Hitler Koalition zwischen der Sowjetunion und den USA auseinander brach und wann dementsprechend der Kalte Krieg begann, so war aber spätestens nach dem Koreakrieg klar, dass sich die amerikanische Außenpolitik genau auf diese sowjetische Herausforderung konzentrieren musste.⁶¹ Diesem Konflikt, dem Kalten Krieg, wurde letztlich alles andere untergeordnet, unabhängig davon ob den Verbündeten dies gefiel oder nicht. Nach dieser

⁵⁷ Vgl. Ted Sorensen, *Councilor: a life at the edge of history*, New York 2008, S. 233 ff.

⁵⁸ Vgl. Jürgen Heideking, John F. Kennedy (1961-1963): Der imperiale Präsident, in: Jürgen Heideking (Hrsg.), *Die amerikanischen Präsidenten: 42 historische Porträts von George Washington bis George W. Bush*, München 2002, S. 346-361.

⁵⁹ Vgl. Nicholas Wahl, *De Gaulle and the Americans since 1940*, in: Robert o. Paxton / Nicholas Wahl, *De Gaulle and the United States: a centennial reappraisal*, Oxford 1994, S. XI-XIX.

⁶⁰ Vgl. John Lewis Gaddis, *We now know: rethinking cold war history*, Oxford 1998, S. 113 ff.

Maxime handelte auch die Kennedy-Administration. Doch was waren die großen außenpolitischen Herausforderungen Kennedys neben der europäischen Integration? Genau dieser Frage möchte der Autor in diesem Eingangskapitel nachgehen. Dabei soll es nicht nur um die Herausforderungen, sondern auch um die strategischen Grundkonstanten Washingtons zu Beginn der 1960er Jahre gehen. Schließlich soll es hier auch um die existentiellen internationalen Krisen während Kennedys Amtszeit gehen, die ihn als Krisenmanager forderten.⁶²

Daher wird in einem ersten Schritt das politische Verhältnis der USA zur Sowjetunion in dieser Zeit genauer erläutert. Auch wenn es bei der Konferenz von Genf 1955 schon so etwas wie einen zaghaften Versuch gegeben hatte den Kalten Krieg nach dem Koreakrieg zu entspannen, war dies letztlich nicht von Erfolg gekrönt. Kennedy versuchte dennoch den Dialog mit Moskau wieder aufzunehmen.⁶³

In einem zweiten Teil dieses Kapitels soll der Grundpfeiler der amerikanischen Politik gegenüber Europa genauer beschrieben werden. So sehr man auf Seiten Washingtons das politische Einigungsprojekt in Europa begrüßte, verließ man sich in wichtigen Momenten lieber auf die bewährten Beziehungen zu Großbritannien. Dies galt besonders für Fragen der Fortentwicklung der NATO. Dieses insgesamt äußerst gute Verhältnis zwischen Großbritannien und den USA wurde von der Washingtoner Diplomatie vor allem deshalb so sehr gefördert, da man in London nicht nur einen loyalen politischen Verbündeten sah, mit dem man den Zweiten Weltkrieg gewonnen hatte, sondern darüber hinaus mit ihm auch eine gemeinsame angloamerikanische Kultur teilte.⁶⁴ In diesem Kontext stellt sich die Frage, wie Kennedy diese „Special Relationship“ einschätzte. Wollte er sie aufgeben, um neue Handlungsoptionen auch gegenüber der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft zu haben oder wollte er sie behalten, weil er London als Bündnispartner für unerlässlich hielt? Dies sind Punkte die hier diskutiert werden sollen. Gerade während der zahlreichen internationalen Krisen der 1960er Jahre rückte das amerikanisch-britische Verhältnis stärker in das Interesse der amerikanischen Diplomatie.⁶⁵

⁶¹ Vgl. Zu der Frage des Beginns des Kalten Krieges, Bernd Wegner, Wann begann und wann endete der Zweite Weltkrieg?, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12.08.2009.

⁶² Vgl. Lawrence Freedman, Kennedy, Bush and crisis management, in: Cold War History, 2 2, 2002, S. 1-14.

⁶³ Vgl. Helmut Altrichter, Kleine Geschichte der Sowjetunion, München 2001, S. 131 ff.

⁶⁴ Vgl. John Dumbrell, A special relationship: Anglo-American relations from the cold war to Iraq, Basingstoke 2006, S. 49-75.

⁶⁵ Vgl. Klaus Schwabe, Weltmacht und Weltordnung: Amerikanische Außenpolitik von 1898 bis zur Gegenwart: eine Jahrhundertgeschichte, Paderborn 2006, S. 257 ff.

Eine der größten außenpolitischen Bewährungsproben, die Kennedy zu bestehen hatte, war zweifellos die Kuba-Krise im Herbst 1962, ging es hier doch, zumindest nach amerikanischem Verständnis, um eine direkte nukleare Provokation durch die Sowjetunion in unmittelbarer Reichweite der USA. Für Kennedy war es entscheidend, in dieser Situation vor allem Härte und Durchsetzungsvermögen zu zeigen; und zwar sowohl außen- als auch innenpolitisch, standen doch Kongresswahlen unmittelbar bevor. Für die amerikanische Öffentlichkeit war Kennedy nach dem Ende der Krise der strahlende Sieger, der auf Verhandlungsweg klug und umsichtig, die Sowjetunion zur Aufgabe gezwungen habe.⁶⁶ Im Folgenden soll aber Kennedys angeblicher Triumph etwas hinterfragt werden. Schließlich sind den Historikern heute Details bekannt, von denen man damals nichts wusste.⁶⁷

Ähnlich brisant wie die eben angesprochene Kuba-Krise war auch die Berlin-Krise 1961. Berlin war zwar schon seit der Frühphase des Kaltes Kriegen immer schon Grund für Streitigkeiten zwischen den beiden Supermächten gegeben, wie die Berlin-Blockade⁶⁸ oder die Berlin-Krise⁶⁹ 1955 eindrucksvoll zeigten, nun erreichte aber der Konflikt eine neue Eskalationsstufe, die mit dem Bau der Berliner Mauer deutlich wurde. Kennedy musste auch in dieser Situation wieder eine folgenschwere Entscheidung treffen: Sollte es gegenüber der Sowjetunion in dieser Angelegenheit in erster Linie auf eine Politik der Stärke setzen und massiv gegen die Provokation vorgehen oder sollte er ähnlich wie später bei der Kuba-Krise eine Politik der Deeskalation verfolgen? Diese Entscheidung hatte große Auswirkungen auf das amerikanisch-europäische Verhältnis hatte. Genau diese für Kennedy sehr schwierigen Punkte sollen im vorliegenden Kapitel diskutiert werden.⁷⁰

Neben Europa war für die Weltmacht USA spätestens nach der Machtübernahme Chinas durch die Kommunisten 1949 Asien zu einem der wichtigsten politischen Schauplätze im Kalten Krieg geworden. Hier galt es gemäß der Domino-Theorie die amerikanischen Interessen durchzusetzen. Washingtons Einflussnahme beschränkte sich also nicht nur auf den europäischen Kontinent: überall auf der Welt, sollte für die

⁶⁶ Vgl. Michael R. Beschloss, *Powergame: Kennedy und Chruschtschow: die Krisenjahre*, Düsseldorf 1991, S. 269 ff.

⁶⁷ Vgl. Harald Biermann, *Die Kuba-Krise: Höhepunkt oder Pause im Kalten Krieg*, in: *Historische Zeitschrift* 273/ 3, 2001, S. 637-675.

⁶⁸ Vgl. Udo Wetzlaugk, *Der Weg in die Krise: das gescheiterte Kriegsbündnis und die Hintergründe der Blockade*, in: Uwe Förster (Hrsg.), *Auftrag Luftbrücke: der Himmel über Berlin 1948-1949*, Berlin 1998, S. 28-38.

⁶⁹ Vgl. Wilfried Loth, *Die Sowjetunion und die deutsche Frage: Studien zur sowjetischen Deutschlandpolitik von Stalin bis Chruschtschow*, Göttingen 2007, S. 215 ff.

⁷⁰ Vgl. Edgar Wolfrum, *Die Mauer: Geschichte einer Teilung*, München 2009, S. 11 ff.

westlichen Werte und die westliche Lebensweise geworben werden. Selbstverständlich sollte die Zurückdrängung der sowjetischen Macht ein wichtiger Teil dieser Strategie sein.⁷¹ Nach dem Zusammenbruch der französischen Kolonialmachtambitionen in Indochina, sah sich Washington mehr und mehr zu einem quasi militärischen Engagement in Vietnam gedrängt.⁷² Kennedy musste also bei Amtsantritt einen Konflikt bewältigen, den er nicht zu verantworten hatte, aber auch hier hatte er zu entscheiden, ob er die Politik seiner Vorgänger mittragen kann oder nicht. Anfangs versuchte er das amerikanische Engagement in der Region mit seiner Vorstellung von einer sinnvollen Entwicklungspolitik zu verbinden. Die USA sollten nach Kennedys Vorstellungen, die Modernisierung der ärmeren zum Teil recht jungen Staaten in Afrika aber auch in Asien nicht dem sowjetischen Kommunismus überlassen. So schrieb er beispielsweise in einer Mitteilung an den amerikanischen Kongress:

„Many of these less-developed nations are on the threshold of achieving sufficient economic, social and political strength and self-sustained growth to stand permanently on their own feet.“⁷³

Für den Präsidenten war folglich die Hilfe für diese neuen Staaten ein wichtiges Anliegen. Im Prinzip verfolgte er dabei zwei Ziele: Zum einen wollte er mit seiner Entwicklungspolitik die Vorbildfunktion des westlichen Wirtschafts-, und Politikmodells vor Augen führen, zum anderen ging es ihm darum, gegenüber der Sowjetunion gerade in der Dritten Welt an Terrain zu gewinnen.⁷⁴ Gerade bei diesem Thema wird erneut Kennedys globaler Anspruch in seinem außenpolitischen Denken deutlich.⁷⁵

1. Kennedy und Moskau

Das amerikanisch-sowjetische Verhältnis bildete die Grundlage jeglichen außenpolitischen Denkens amerikanischer Regierungen seit Beginn des Kalten Krieges. Kennedy war sich also der Bedeutung dieser Beziehungen von Beginn seiner Amtszeit an bewusst. Es stellte sich für ihn daher die Frage, welche neuen Akzente er in dieser Angelegenheit überhaupt setzen könne, fiel seine Regierungszeit doch in eine Zeit, in der sich beide Supermächte die Welt politisch und wirtschaftlich gegenseitig

⁷¹ Vgl. A. J. Langguth, *Our Vietnam: the war 1954-1975*, New York 2000, S. 81-112.

⁷² Vgl. Wilfried Mausbach, *European perspectives on the war in Vietnam*, in: *German Historical Institute Bulletin*, 30 1, 2002, S. 71-87.

⁷³ Kennedy on US policy in the third world, 1961, in: Jussi M. Hanhimäki / Odd Arne Westad, *The cold war: a history in documents and eyewitness accounts*, Oxford 2003, S. 360-362.

⁷⁴ Vgl. Winfried Speitkamp, *Kleine Geschichte Afrikas*, Stuttgart 2007, S. 343 ff.

⁷⁵ Vgl. Georg Schild, *John F. Kennedy: Mensch und Mythos*, Göttingen 1997, S. 77 ff.

mehr oder weniger aufgeteilt hatten. Das Patt zwischen Moskau und Washington im militärischen Sektor verdeutlichte dies eindrucksvoll. Die gegenseitige Abschreckung der beiden Supermächte hatte schon den Handlungsspielraum von Kennedys Amtsvorgänger Eisenhower sehr stark eingeschränkt allen Beteuerungen, den Kommunismus zurückzudrängen, zum Trotz.⁷⁶

Dennoch war es das erklärte Ziel Kennedys, seine Politik der „new frontier“ auch gegenüber Moskau anzuwenden.⁷⁷ Auch wenn, wie noch zu sehen sein wird, sein Bemühen eine effiziente Dètente-Politik gegenüber der Sowjetunion zu initiieren immer wieder Rückschläge erlitt, hielt er dennoch an seiner grundsätzlichen Linie fest. Genauso wie er seine Idee auf eine mögliche sowjetische Provokation, nicht sofort mit der größtmöglichen militärischen Option zu antworten, konsequent umsetzen wollte. Gerade diese Strategie der „flexible response“ sollte für die sowjetische Seite ein Angebot sein, ihrerseits auf Entspannungspolitik zu setzen.⁷⁸

Dabei konzentrierte sich die Diskussion mit Moskau vor allem auf die Nuklearfrage. Beide Seiten wollten grundsätzlich an dieser Militärtechnologie festhalten, dennoch suchte Kennedy nach Möglichkeiten, die Waffenarsenale der beiden weltpolitischen Akteure zu verringern, so dass die Gefahr eines Dritten Weltkriegs reduziert war. So lobenswert dieser entspannungspolitische Ansatz aus der heutigen Sicht auch ist, so schwierig war für den Präsidenten dennoch der Dialog mit dem sowjetischen Generalsekretär Nikita Chruschtschow. Bei allem Entgegenkommen, konnte sich Kennedy eine zu weiche Haltung gegenüber seinem Gesprächspartner auch nicht erlauben, denn diese wäre von der sowjetischen Führung als Schwäche ausgelegt worden:

„Mit Blick auf den Kalten Krieg hieß dies zweierlei: einmal der Sowjetunion und ihren Versuchen, weltweit Einfluss zu erlangen, politisch offensiv entgegenzutreten und langfristig den politischen Wettlauf der beiden Systeme zu gewinnen, zum anderen aber auch das Risiko eines möglichen nuklearen Krieges zu vermeiden und statt dessen mit der UdSSR Regeln für eine friedliche globale Rechtsordnung zu entwickeln.“⁷⁹

Auch in der Sowjetunion selbst hatte sich das politische Klima nach dem Tod Stalins in den 1950er Jahren deutlich gewandelt. Gerade die Tauwetter-Periode, die mit Chruschtschows Geheimrede auf dem 20. Parteitag der kommunistischen Partei 1955 begann, führte zu einer konsequenten Entstalinisierung, die auch Auswirkun-

⁷⁶ Vgl. zu Stephen E. Ambrose, *Eisenhower: the president 1952-1969*, London 1984.

⁷⁷ Vgl. Mark J. White, *Introduction: a new synthesis for the new frontier*, in: Mark J. White (Hrsg.), *Kennedy: the new frontier revisited*, Basingstoke 1998, S. 1-19.

⁷⁸ Vgl. Jennifer W. See, *An uneasy truce: John F. Kennedy and Soviet-American détente, 1963*, in: *Cold War History*, 2 2, 2002, S. 161-194.

⁷⁹ Klaus Schwabe, *Weltmacht und Weltordnung*, S. 267.

gen auf die sowjetische Außenpolitik hatte.⁸⁰ Gerade die innenpolitischen Entwicklungen in der Sowjetunion, vor allem die Streitigkeiten innerhalb der politischen Führung um den richtigen politischen Weg im Umgang mit den USA, sind meines Erachtens wichtiger als lange Zeit von der Forschung angenommen.⁸¹ Es gab nun für das Ziel einer kommunistischen Weltrevolution eine Alternative: die friedliche Koexistenz zwischen den USA und der Sowjetunion. Somit hatte der amerikanische Regierungschef grundsätzlich einen Ansprechpartner für seine neue Politik. Die konkreten Verhandlungen zwischen den beiden Staatschefs gestalteten sich allerdings doch sehr schwierig wie das aus amerikanischer Sicht gescheiterte Gipfeltreffen von Wien 1961 eindrucksvoll zeigte. Denn gerade bei diesem Treffen gelang es Chruschtschow, Kennedy wie einen naiven Anfänger in der internationalen Politik aussehen zu lassen. Von wirklichen Bestrebungen Moskaus, eine friedliche Koexistenz mit den USA zu ermöglichen, war bei dem recht barschen Verhalten Chruschtschows in Wien jedenfalls nichts zu spüren.⁸² Dagegen wollte er Kennedy um jeden Preis deutlich machen, dass die Sowjetunion nicht nur auf dem Gebiet der internationalen Politik, sondern vor allem in wirtschaftlichen Fragen den USA zumindest langfristig überlegen sein würde.⁸³ Daher erwartete Chruschtschow ein stärkeres Wachsen der sowjetischen Wirtschaft. Offensichtlich ging es ihm bei dem ersten Treffen mit dem amerikanischen Präsidenten vor allem darum, die seiner Meinung nach vorhandene Systemüberlegenheit gegenüber dem amerikanischen Modell zu beweisen. Motiv für dieses Auftreten könnte der Wunsch Chruschtschows sein, seine Kritiker im Politbüro in Moskau zu besänftigen. Schließlich war die von ihm begonnene Tauwetter-Politik nicht kritiklos hingenommen worden.⁸⁴ Zwar hatte das amerikanische Außenministerium im Vorfeld eine gewisse Sprunghaftigkeit in der sowjetischen Diplomatie analysiert, die mal der Entspannungspolitik und dann wieder einer aggressiveren Außenpolitik den Vorzug gab, dennoch war Chruschtschows Verhalten eine Überraschung für Washington gewesen.⁸⁵ Offensichtlich hatte man auf amerikanischer Seite eine realistischere Herangehensweise des sowjetischen Generalsekretärs an die Herausforderungen der internationalen Diplomatie der damaligen Zeit erwartet. So hieß es in

⁸⁰ Vgl. Helmut Altrichter, *Kleine Geschichte der Sowjetunion 1917-1991*, München 2001, S. 127 ff.

⁸¹ Vgl. Michael R. Beschloss, *The crisis years*, S. 261 ff.

⁸² Vgl. Christof Mürger, *Kennedy, die Berliner mauer und die Kubakrise: die westliche Allianz, in der Zerreißprobe 1961-1963*, Paderborn 2003, S. 47 ff.

⁸³ Vgl. Michael R. Beschloss, *The crisis years*, S. 195.

⁸⁴ Vgl. Helmut Altrichter, *Kleine Geschichte der Sowjetunion*, S. 138 ff.

⁸⁵ Vgl. Paper Prepared in the State Department, *President's Meeting with Khrushchev*, Vienna, 25.05.1961, in: *FRUS 1961-1963, Volume V, Soviet Union*, S. 153-161.

einem weiteren Vorbereitungsdokument vor dem Wiener Gipfeltreffen: „There is only one major subject on which there would appear to be coincident of interest between the United States and the Soviet Union, and that is on the assumed common desire of both to avoid nuclear war.“⁸⁶

In den Gesprächen mit Kennedy dagegen konzentrierte sich Chruschtschow vor allem darauf, Kennedy mit seinem Vorhaben zu konfrontieren, eine Außenpolitik zu betreiben, die die Verbreitung des Kommunismus in alle Welt zum Ziel hatte. Er betonte vor allem, dass diese Strategie von den USA nicht durchkreuzt werden könne, da die kommunistischen Ideen per se überlegen seien und sich die Völker freiwillig ihnen zuwendeten.⁸⁷ Kennedy versuchte zwar auch in diesen Diskussionen Kompromissmöglichkeiten auszuloten, doch die sowjetische Seite ließ sich darauf nicht ein. Letztlich endete das Treffen ohne substantielle bilaterale Entscheidungen und war für den Präsidenten im Großen und Ganzen ein Misserfolg. Insgesamt ließ er sich davon aber nicht entmutigen, sondern setzte seinen Kurs der Entspannungspolitik fort wo auch immer er es konnte.

Schaut man sich aber in diesem Zusammenhang die Memoranden von Diplomaten und anderen Spitzenbeamten bezüglich der Sowjetunion an, so ist eine zeitweilige Enttäuschung über die Haltung Chruschtschows in der Frage der Nutzung der Nuklearwaffen, deutlich zu spüren. In einigen dieser Dokumente wird der sowjetischen Seite unterstellt, das Konzept der friedlichen Koexistenz sei nur vorgeschoben und sollte letztlich den Westen in eine trügerische Sicherheit wiegen: „The „peaceful coexistence“ strategy is aimed mainly at gradually eliminating Western and building up Soviet influence around the world.“⁸⁸ Nach dieser Ansicht, sollte der Westen am Verhandlungstisch zu Zugeständnissen gegenüber der Sowjetunion gebracht werden, die diese dann aber nicht dementsprechend beantworten würde.⁸⁹ Dass solche eher kritischen Ansichten nicht unbegründet waren, zeigten nicht zuletzt die Kuba- und die Berlinkrise. Dennoch lassen sich insgesamt gerade in der Sicherheitspolitik einige Erfolge des Entspannungspolitikers Kennedy festhalten:

„Am 4. November 1962 gab der amerikanische Präsident Kennedy die Einstellung der amerikanischen Kernwaffenversuchsserie im Pazifik bekannt, wenige Tage später

⁸⁶ Special Background Paper Prepared in the Department of State, President’s Meeting with Khrushchev, 01.06.1961, in: FRUS 1961-1963, Volume V, Soviet Union, S. 164-171, hier: S. 165.

⁸⁷ Vgl. Memorandum of Conversation, Vienna Meeting Between The President and Chairman Khrushchev, 03.06.1961, in: FRUS, 1961-1963, Volume V, Soviet Union, S. 172-178.

⁸⁸ National Intelligence Estimate, Soviet Union, 01.12.1960, in: FRUS, 1961-1963, Volume V, Soviet Union, S. 1-9, hier: S. 7.

⁸⁹ Vgl. eben dort: S. 8.

zog Chruschtschow für die sowjetische Seite nach. Am 5. Dezember unterzeichneten die USA und die UdSSR ein Übereinkommen zur Zusammenarbeit in der friedlichen Weltraumforschung. Am 21. Mai 1963 folgte ein amerikanisch-sowjetisches Memorandum über die weitere Kooperation bei der friedlichen Nutzung der Kernenergie, eine entsprechende Vereinbarung aus dem Jahr 1959 wurde damit verlängert und erweitert. Am 20. Juni 1963 trafen die beiden Weltmächte ein Abkommen, das die Installation einer Direktverbindung (eines „roten Telefons“) zwischen Moskau und Washington vorsah – zur Verhinderung eines irrtümlichen Kriegsausbruchs. Und am 25. Juli 1963 wurde in Moskau – zwischen den Regierungen der USA; Großbritanniens und der UdSSR – ein Teilabkommen für das Verbot aller Kernwaffenversuche in der Atmosphäre, im Weltraum und unter Wasser paraphiert.⁹⁰

Offensichtlich waren beide Akteure trotz der oben genannten Rückschläge einsichtig und vernünftig genug, um letztlich solche Absprachen möglich zu machen.

Allerdings ging es in den amerikanisch-sowjetischen Beziehungen während der Regierungszeit Kennedys nicht nur darum, der jeweils anderen Seite die militärische und ideologische Überlegenheit des eigenen Systems vor Augen zu führen. Genauso wichtig war die wirtschaftspolitische Auseinandersetzung zwischen den beiden Supermächten. Sowohl Washington als auch Moskau verbanden in ihrer Handelstrategie wirtschaftliche und sicherheitspolitische Interessen. Dies war besonders der sowjetischen Seite sehr wichtig, war doch zumindest zu Beginn der Dekolonialisierungszeit das sozialistische System einer Zentralverwaltungswirtschaft für viele neu entstandene Staaten in der Dritten Welt eine überlegenswerte Alternative zum amerikanischen Wirtschaftsmodell.⁹¹ Von der in den vor allem in den 1980er Jahren deutlich werdenden Defiziten war zu Beginn der 1960er Jahre noch nichts zu erkennen. Daher war für die Kennedy-Administration von enormer Bedeutung auch auf diesem Gebiet den Kalten Krieg für sich zu entscheiden. Dabei zeigt auch die amerikanische Regierung einige Widersprüchlichkeiten.⁹² Waren Kennedy und seine Vorgänger traditionell immer Anhänger des internationalen Freihandels gewesen und traten deshalb regelmäßig für die Senkung der Zollschränken ein, hatte man gegenüber der sowjetischen Seite eine andere Haltung. In diesem Fall sah man sich offenbar genötigt, auf eine eher protektionistische Politik einzugehen. Anders sah man sich in Washington offenbar nicht in der Lage, der sowjetischen Handelsstrategie wirkungsvoll entgegenzutreten.⁹³ Was auf den ersten Blick etwas überraschend ist, wird mit Blick auf die globale Herausforderung der USA durch den internationalen Kommunismus

⁹⁰ Helmut Altrichter, *Kleine Geschichte der Sowjetunion, 1917-1991*, München, S. 149.

⁹¹ Vgl. Aleksandr Fursenko, *„One hell of a gamble“: Khrushchev, Castro, and the Cuban missile crisis, 1958-1964*, London 1997, S. 319 ff.

⁹² Vgl. Barry Eichengreen, *The European Economy since 1945: coordinated capitalism and beyond*, Princeton 2007, S. 163 ff.

verständlich. Gerade vor dem Hintergrund, dass sich ein Staat wie beispielsweise China als kommunistischer Staat etabliert hatte, war für Washington das Ziel die kommunistische Gefahr so gut es geht einzudämmen, wichtiger als ein konsequentes Engagement für den globalen Freihandel.⁹⁴ Abgesehen davon darf nicht vergessen werden, dass in Asien gerade wegen des Vietnamkonfliktes weitere Staaten in das kommunistische Lager zu fallen schienen. Kennedys Wirtschaftsberater empfehlen daher auf dem Gebiet der Handelsbeziehungen Härte gegenüber Moskau zu zeigen: „Superior Free World strength his a dominant factor at the present time. In order to secure the future, US and Western economic strength at home and in the international sphere must be used with confidence and with some calculated risk, to meet Soviet moves to undermine our economic and social institutions.“⁹⁵ Die Kennedy-Administration hatte den Verdacht, dass Moskau gerade gegenüber den ärmeren Staaten versuchen wollte, den amerikanischen Einfluss zu mindern. Ziel dieser Politik sei letztlich die internationale Isolierung der USA und damit verbunden ein weiterer Rückschlag im Kalten Krieg. Dies war eine Strategie, die von Washington verständlicherweise nicht hingenommen werden konnte. Dabei hatten Kennedys Wirtschaftsberater auch Zweifel, ob Moskaus recht aggressiver wirtschaftspolitischer Kurs wirklich realistisch war, schließlich galt das sowjetische Wirtschaftssystem, vor allem was technologische Innovation anbetraf, eher als rückständig. Gerade in diesem Bereich gab es eine starke Abhängigkeit des Ostblocks gegenüber der westlichen Welt. Doch wie sah nun Kennedys handelspolitischer Kurs gegenüber Moskau konkret aus? Protektionismus kann im Detail ja durchaus unterschiedliche Ausformungen haben. Kennedys Ziel war nicht, den Ost-West-Handel komplett zu unterbinden, allerdings legte er großen Wert auf eine strenge Kontrolle dieser Handelsbeziehungen, um der Sowjetunion keinen technologischen Vorteil in der Zukunft zu verschaffen.⁹⁶ Dies bedeutete aus amerikanischer Sicht konkret die US-Exporte noch stärker zu kontrollieren. Bei all der Rigidität der amerikanischen Handelspolitik gegenüber Moskau, wird der tiefer liegende Grund für diese Strategie recht schnell deutlich: den USA ging es zum einen darum, die sowjetische Wirtschaftsmacht zu begrenzen, zum anderen war es aber auch das erklärte Ziel der Kennedy-Administration gegenüber den

⁹³ Vgl. Paper Prepared in the Department of State, US Economic Relations with the soviet Bloc, undated, FRUS, 1961-1963, Volume V, Soviet Union, S. 251-259, hier: S. 252.

⁹⁴ Vgl. Alfred Eckes / Thomas W. Zeiler, *Globalization and the American century*, Cambridge 2003, S. 156 ff.

⁹⁵ Paper Prepared in the Department of State, US Economic Relations with the Soviet Bloc, 1961, FRUS, 1961-1963, Volume V, Soviet Union, S. 251-259, hier: S. 252.

anderen Ostblock-Staaten, die angeblichen Vorzüge des amerikanischen Wirtschaftssystems deutlich zu machen. Ähnlich wie in anderen Gebieten auch, wollte Washington zumindest versuchen, den ein oder anderen kommunistischen Staat aus der Phalanx der Staaten herauszubrechen, die unter starkem Einfluss der Sowjetunion agieren mussten. Damit waren europäische und außereuropäische Staaten gemeint. Deshalb bestanden die Wirtschaftsexperten innerhalb der amerikanischen Regierung immer auf der Unterscheidung zwischen der Sowjetunion auf der einen Seite und den Satellitenstaaten auf der anderen Seite. Gerade diesen Staaten gegenüber wollte sich Washington in jeden Fall solidarisch zeigen, um sie langfristig im westlichen Lager zu halten: „The Administration should seek legislation which would authorize the President to reduce US tariffs or other import restrictions in order to provide alternative opportunities for exports of a Free World country under Communist economic pressure.“⁹⁷ Zusammenfassend kann man zu den amerikanisch-sowjetischen Beziehungen während Kennedys Amtszeit als amerikanischer Präsident folgendes feststellen: sie waren für die außenpolitische Strategie der amerikanischen Regierung von zentraler Bedeutung und waren daher nicht nur auf dem Gebiet der Sicherheitspolitik konfliktbelastet, sondern darüber hinaus auch auf dem Feld der Handelspolitik. Insgesamt ging es beiden Seiten vor allem darum, dem eigenen Lager möglichst viel politischen Einfluss in der globalen Politik zu verschaffen. Folglich war Kennedys Handlungsspielraum als Entspannungspolitiker, obwohl er es unermüdlich versuchte und bisweilen auch Erfolg hatte, insgesamt jedoch begrenzt. Ähnlich zentral wie die amerikanisch-sowjetischen Beziehungen war für Kennedy, ähnlich wie für seine Vorgänger, das Verhältnis zu Großbritannien.

⁹⁶ Vgl. FRUS, US Economic Relations with the Soviet Bloc, S. 251-259, hier: S. 254.

⁹⁷ Ebd. S. 255.

2. Kennedy und London

Grundsätzlich werden die Beziehungen zwischen den USA und Großbritannien als besondere Beziehungen bezeichnet.⁹⁸ Gründe dafür sind neben der gemeinsamen Geschichte und Kultur auch die seit jeher engen wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Staaten. Doch genügt dies um den Stellenwert Großbritanniens in der außenpolitischen Strategie Kennedys zu erklären? Sicherlich genügt dies nicht. Es kamen hier noch andere Faktoren hinzu, die die britisch-amerikanischen Beziehungen gerade für Kennedy so einzigartig werden ließ.

Auch wenn die historischen Grundlagen in dieser Angelegenheit nicht überbewertet werden sollte, ist es doch allgemein unbestritten, dass vor allem die britisch-amerikanische Allianz im Zweiten Weltkrieg, wichtig für die weitere Kooperation zwischen beiden Ländern im Kalten Krieg darstellt. So sieht es auch der Historiker John Dumbrell:

„Though drawing on prior cultural, linguistic and historical links, the roots of the `special relationship` between the United States and Britain which is subject of this book are widely and correctly seen to lie in the period of collaboration between the allies during the Second World War.“⁹⁹

Natürlich war diese Partnerschaft für die britische Regierung auch mit dem bitteren Eingeständnis verbunden, dass sich die internationalen Beziehungen seit Beginn des 20. Jahrhunderts zu ihren Ungunsten verändert hatten. Während beispielsweise es im 19. Jahrhundert aus der Sicht Londons eine absolute Selbstverständlichkeit war, als wirkliche Weltmacht zu gelten, was sicherlich auch mit den enormen militärischen und wirtschaftlichen Möglichkeiten zu tun hatte, die Großbritannien von anderen Staaten unterschied, musste London nun die Rolle eines amerikanischen Juniorpartners akzeptieren. Spätestens die Dekolonialisierung machte den politisch Verantwortlichen in London deutlich, dass man auch in Zukunft die Rangfolge im Verhältnis zu Washington nicht würde ändern können.¹⁰⁰ In der Folgezeit war Großbritannien daher voll auf die militärische Unterstützung der USA angewiesen. Dies betraf besonders das Gebiet der Kernwaffen.¹⁰¹ Ohne diese Hilfe sah sich die britische Regierung gerade während der krisenreichen Zeit des Kalten Krieges der sowjetischen

⁹⁸ Vgl. Walter Russel Mead, *God and gold: Britain, America, and the making of the modern world*, New York 2007, S. 3-13.

⁹⁹ John Dumbrell, *A special relationship: Anglo-American relations from the cold war to Iraq*, Basingstoke 2006, S. 4.

¹⁰⁰ Ebd. S. 14.

¹⁰¹ Vgl. Robert Dallek, *John F. Kennedy: ein unvollendetes Leben*, München 2003, S. 475 ff.

Gefahr einigermaßen schutzlos ausgeliefert.¹⁰² Diese grundsätzlichen Punkte zum britisch-amerikanischen Verhältnis erklären zwar die Allianz zwischen beiden Akteuren nach 1945. Sie erklären aber noch nicht die besondere Wertschätzung Kennedys für die britische Regierung. Dazu muss man einen wichtigen menschlichen Faktor hinzuziehen: sein besonders gutes persönliches Verhältnis zum britischen Premierminister Harold Macmillan.¹⁰³ Dies ist insofern bemerkenswert, als dass es auch Zeiten in den Beziehungen zwischen beiden Staaten gab, in denen dieses persönliche Verhältnis ausgesprochen schlecht war: die Beziehungen zwischen Lyndon B. Johnson und seinem britischen Amtskollegen Harold Wilson waren besonders wegen der Belastungen während des Vietnamkriegs ausgesprochen schwierig. Auch während der Suezkrise 1956 war das Verhältnis zwischen London und Washington alles andere als entspannt, musste doch London von nun an seine politischen Ambitionen im Nahen Osten hinter denen Washingtons eindeutig zurückstellen.¹⁰⁴ Kennedy jedoch fand von Beginn seiner Amtszeit an, direkt einen guten Zugang zur britischen Regierung. Das aus amerikanischer Sicht sehr positive Wirken des britischen Botschafters in Washington, David Ormsby-Gore, trug zweifellos seinen Teil zum guten Auskommen zwischen beiden Ländern bei. Kennedy jedenfalls vertraute ihm so sehr als ob er Mitglied in seinem Kabinett sei. Gerade wegen dieser großen Übereinstimmungen konnten auch kleinere Irritationen zwischen beiden rasch ausgeräumt werden. So hatte der ehemalige amerikanische Außenminister Dean Acheson in einer Rede behauptet, Großbritannien hätte ein Empire verloren und eine neue Rolle in der internationalen Politik noch nicht gefunden.¹⁰⁵ Ormsby-Gore betonte daraufhin Acheson große Verdienste für Großbritannien in seiner Amtszeit als Außenminister von 1949 bis 1953.

Neben dem Atmosphärischen wurde die enge und gute Beziehung zu Großbritannien politisch während der zahlreichen internationalen Krisen, die Kennedy zu bestehen hatte, sehr nützlich. Dies galt für die Kuba-Krise, die Berlin-Krise, aber auch für die gescheiterte von der CIA geleitete Invasion, an der kubanischen Schweinebucht. Wie kaum ein andere Alliierte war Macmillan sehr viel daran gelegen, den amerikanischen Präsidenten in dieser schwierigen Situation, in der er auch im Kontext des Kal-

¹⁰² Vgl. ebd., S. 488.

¹⁰³ Vgl. John W. Young / John Kent, *International relations since 1945: a global history*, Oxford 2004, S. 199 ff.

¹⁰⁴ Vgl. Ulrich Pfeil, *Die Suezkrise*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 17-18, 2006, S. 32-38.

¹⁰⁵ Vgl. Douglas Brinkley, *Communication: Dean Acheson and the 'special relationship': the West Point speech of December 1962*, in: *The Historical Journal*, 33 3, 1990, S. 599-608.

ten Krieges mit der Sowjetunion eine Niederlage erlitten hatte, weiterhin zu unterstützen:

„It may be argued that the JFK – Macmillan – Ormsby-Gore network became especially strong following Kennedy’s early foreign policy reversal: the failed bay of Pigs 1961 invasion of Cuba.“¹⁰⁶ Die Berlin-Krise, auf die in einem späteren Abschnitt des Kapitels noch eingegangen wird, hatte ebenfalls große Auswirkungen auf das britisch-amerikanische Verhältnis, da Berlin seit Beginn des Kalten Krieges im Mittelpunkt der internationalen Diplomatie gestanden hatte. Allerdings war die einigermaßen pragmatische Haltung, die Kennedy gegenüber der Berlin-Frage zeigte, bei der er sich eindeutig von Hardliner-Positionen seiner Vorgänger distanzierte, nicht nur für die westdeutsche Regierung unter Bundeskanzler Konrad Adenauer, sondern auch für die britische Regierung ein Problem. Kennedy hatte zum Beispiel die Berlin-Problematik in seiner Rede zur Amtseinführung im Januar 1961 nicht erwähnt. Macmillan betonte daraufhin in vielen Gesprächen mit dem Präsidenten die Bedeutung von Berlin auch für die britische Außenpolitik.¹⁰⁷ Zwar konnte die britische Regierung am Ende auch nicht den Bau der Berliner Mauer verhindern, aber dies war auch nicht unbedingt das Ziel der Politik Macmillans gewesen, dazu war er viel zu sehr Pragmat. Worauf die britische Seite aber sehr stolz war, war der gesteigerte Einfluss, den man nach dieser Krise in Washington genoss. Man hatte nun wieder einmal die Bedeutung der besonderen Beziehungen zwischen London und Washington unter Beweis gestellt. Kennedy hörte also auf den Ratschlag von Macmillan, somit sah sich Großbritannien verglichen mit den anderen westlichen Alliierten in einer besonders guten Rolle. Dies wurde bei der Kuba-Krise, die für Washington verständlicherweise noch viel existentieller war, noch deutlicher.

Auch bei dieser Krise war es Großbritannien wichtig eine Vorzugsbehandlung von Washington zu bekommen. Dies betraf vor allem die Weitergabe von vertraulichen Informationen, über taktische und militärische Maßnahmen der amerikanischen Regierung, nach der Installierung des eigens wegen dieser Krise zusammengestellten Beratergremiums „Excom“. In der Tat hatte der britische Botschafter einen sehr engen Kontakt zu den Mitgliedern dieser Beraterkreises, in dem amerikanische Außenpolitiker, Militärs aber auch hohe Diplomaten versammelt waren, um die richtige Ant-

¹⁰⁶ John Dumbrell, *A special relationship*, S. 57-58.

¹⁰⁷ Vgl. ebd. S. 58.

wort auf die Installierung von Raketen auf Kuba zu finden.¹⁰⁸ Wie groß aber der britische Einfluss tatsächlich war, ist in der Forschung einigermaßen umstritten:

„The degree of British involvement in decisions attending the Cuban missile crisis continues to be a matter of hot dispute. On the one hand, there is the view that London was merely informed of decisions already taken in Washington...An opposing view stresses the concern shown by JFK and his advisers for allied opinion.”¹⁰⁹

Es ist letztlich schwer genau zu bemessen, wie groß der Einfluss Londons auf die effektiven Entscheidungen in Washington war. In diesem Fall kam es, ähnlich wie bei der oben beschriebenen Berlin-Krise aber auf den britischen Einfluss letztlich nicht so sehr an. London war sich durchaus darüber im Klaren, dass es keine militärischen Operationen der USA bestimmen konnte. Daher war es für die britische Regierung schon ein Gewinn, Kennedy bei seinem Kurs, der eine Invasion relativ früh ablehnte und stattdessen eine Quarantäne Kubas vorsah, zu unterstützen, denn für Macmillan war eine mögliche Invasion, die schlechteste aller denkbaren Möglichkeiten.

Gerade weil die britische Unterstützung für Kennedy bei den schwierigen außenpolitischen Entscheidungen, die Kennedy zu treffen hatte, enorm war, war es aus der Sicht der amerikanischen Regierung offensichtlich notwendig, der britischen Seite ebenfalls eine besondere Unterstützung zukommen zu lassen. Diese besondere Beziehungspflege stieß bei den europäischen Partnern, insbesondere bei der französischen Regierung, auf wenig Sympathie, wie in dieser Studie noch diskutiert wird. In der Tat ist es interessant zu diskutieren, warum Kennedy beispielsweise dem französischen Präsidenten Charles de Gaulle nicht die gleiche politische Unterstützung gewährte wie seinem britischen Amtskollegen.¹¹⁰ Die Antwort dafür ist vielschichtig: zum einen bewerteten auch schon Kennedys Amtsvorgänger den effektiven Einfluss Frankreichs in der internationalen Politik als einigermaßen begrenzt, besonders nachdem Frankreich sich aus Indochina Mitte der 1950er Jahre zurückziehen musste.¹¹¹ Zum anderen sah Washington de Gaulles Führungsanspruch in der westlichen Welt als Zeichen zunehmender Arroganz, da nach Meinung der amerikanischen Regierung keine wirkliche militärische Macht hinter diesem Anspruch stand. Dementsprechend entschied sich auch die Kennedy-Administration die Vernachlässigung der französischen Interessen fortzusetzen und die Sonderbehandlung Großbritan-

¹⁰⁸ Vgl. Ernest R. May / Philip D. Zelikow, *The Kennedy tapes: inside the White House during the Cuban missile crisis*, Cambridge 1998, S. 1-49.

¹⁰⁹ John Dumbrell, *A special relationship*, S. 63.

¹¹⁰ Vgl. Maurice Vaisse, *La grandeur: politique étrangère du général de Gaulle 1958-1969*, Paris 1998, S. 145.

¹¹¹ Vgl. ebd. S. 147.

niens sogar noch auszuweiten. Dies war allerdings eine Strategie, die sich meines Erachtens später zum Nachteil für die amerikanische Außenpolitik auswirken sollte, da de Gaulle auf die zunehmende Nichtbeachtung mit einer Außenpolitik reagierte, die auf amerikanische Positionen keinerlei Rücksicht mehr nahm, wie man an de Gaulles Strategie gegenüber der Sowjetunion sehen konnte.¹¹² Hier wäre also sinnvoller gewesen, wenn die amerikanische Regierung bei allem Widerwillen Frankreich eingebunden hätte, um nicht den Zusammenbruch des transatlantischen Bündnisses zu riskieren.¹¹³

Kennedy verließ sich bei seiner NATO-Strategie im Prinzip nur auf Großbritannien. Dies erschien ihm als ausreichend, da neben der persönlichen Sympathie zum britischen Premierminister Macmillan, der gemeinsamen Geschichte und Kultur, Großbritannien ein Bündnispartner war, der keine großen eigenen Ansprüche stellte und somit dem amerikanischen Machtstreben nichts entgegensetzen wollte.¹¹⁴ Dies wurde von der amerikanischen Diplomatie sehr gelobt:

„The common heritage of our two peoples and the fundamental harmony of our views on world problems form the basis for a relationship which is unparalleled. We think of our ties with the UK as central importance in building the strength and unity of the Free World in the Atlantic Community and elsewhere.“¹¹⁵

Neben der großen Übereinstimmung in sicherheitspolitischen Fragen war der Kennedy-Administration aber auch daran gelegen auf dem Gebiet der Wirtschaftspolitik mit Großbritannien große Übereinstimmungen zu finden, galt es doch die amerikanischen Handelsinteressen nachhaltig gegenüber dem immer mächtiger werdenden europäischen Handelsblock zu vertreten.¹¹⁶ Dabei sah man die britische Regierung auch in dieser Frage als Partner an. Spätestens bei der Frage, ob Großbritannien Mitglied in der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft werden sollte, eine Diskussion die besonders von der französischen Seite intensiv geführt wurde, waren diese wirtschaftspolitischen Aspekte von entscheidender Bedeutung.¹¹⁷

¹¹² Vgl. Erin Mahan, *Kennedy, de Gaulle, and Western Europe*, Basingstoke 2002, S. 49 ff.

¹¹³ Vgl. Oliver Bange, *The EEC crisis of 1963: Kennedy, Macmillan, de Gaulle and Adenauer in conflict*, Basingstoke 2000, S. 20 .

¹¹⁴ Vgl. ebd. S. 8.

¹¹⁵ Paper Prepared in the Department of State, *Macmillan Visit Washington, April 4-9, 1961*, 21.03.1961, in: FRUS, Volume XIII 1961-1963, *Western Europe and Canada*, S. 1031-1039, hier: S. 1034.

¹¹⁶ Vgl. Alfred E. Eckes / Thomas W. Zeiler, *Globalization...*, S. 169 ff.

¹¹⁷ Vgl. *Objectives and Scope Paper Prepared in the Department of State, Bermuda Meeting with P. M. Macmillan December 21-22, 1961*, 16.12.1961, in: FRUS, *Foreign Relations, 1961-1963, Volume XIII, Western Europe and Canada*, S. 1047-1052.

Kennedys enge Beziehung zu Großbritannien war zusammenfassend nicht nur der gemeinsamen Kultur oder gemeinsamen Geschichte beider Staaten geschuldet, sondern entsprach vor allem Kennedys außenpolitischer Strategie: Er brauchte dringend einen absolut verlässlichen Partner, um seine sicherheits- und wirtschaftspolitischen Vorstellungen auf internationaler Ebene durchsetzen zu können und fand diesen Verbündeten in der Regierung Macmillan.

3. Kennedy und die Kuba-Krise

Anders als andere amerikanische Präsidenten war Kennedy nach Amtsantritt keine große Einarbeitungszeit in die außenpolitischen Herausforderungen der damaligen Zeit vergönnt. Er wurde stattdessen sofort mit großen internationalen Konflikten und Krisen konfrontiert, für deren Ursprung Kennedy selbst zum Teil nicht verantwortlich war. Einer dieser Fälle war unter anderem die Kuba-Krise im Oktober 1962.¹¹⁸ Kuba war schon vor der eigentlichen Kuba-Krise einer der neuralgischen Punkte in der amerikanischen Außenpolitik. Dies betraf besonders die Regierungszeit von Kennedys Vorgänger Dwight D. Eisenhower von 1953-1961.¹¹⁹

Kuba hatte ohnehin schon länger im Mittelpunkt des Interesses diverser amerikanischer Administration gestanden. Dies hatte vor allem zwei Gründe: Zum einen war der amerikanische Einfluss auf Kuba in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vor allem nach dem spanisch-amerikanischen Krieg sehr stark gewesen, zum anderen war die geographische Nähe zu den USA für Washington Grund genug, die politischen Ereignisse auf der Karibikinsel genauestens zu verfolgen.¹²⁰

Die Entwicklung Kubas entsprach spätestens seit dem Sturz des kubanischen Diktators Fulgencio Batista, der lange Jahre durch verschiedene amerikanische Regierungen unterstützt wurde 1959 aber durch Fidel Castro gestürzt wurde, allerdings nicht mehr den amerikanischen Interessen. Sehr rasch war für Washington deutlich, dass sich Castro anders als sein Vorgänger eindeutig Richtung Sowjetunion orientieren wollte, auch wenn er inhaltlich eine andere Variante des Kommunismus vertrat als Moskau.¹²¹ Spätestens aber die rasche Verstaatlichung von amerikanischem Eigen-

¹¹⁸ Vgl. Graham Allison, *Essence of decision: explaining the Cuban missile crisis*, New York 1999.

¹¹⁹ Vgl. Klaus Schwabe, *Weltmacht und Weltordnung*, S. 276 ff.

¹²⁰ Vgl. Raymond L. Garthoff, *The Cuban missile crisis: an overview*, in: James A. Nathan (Hrsg.), *Cuban missile crisis revisited*, New York 1992, S. 41-55.

¹²¹ Vgl. Vladislav Zubok, *A failed empire: the Soviet Union in the Cold War from Stalin to Gorbachev*, Chapel Hill 2007.

tum auf der Insel und die Lieferung von subventioniertem sowjetischem Öl unterstrichen die neue außenpolitische Orientierung Kubas.¹²²

Für die amerikanische Regierung unter Eisenhower jedenfalls war dies schon Grund genug, daran zu arbeiten seinen Nachfolger Castro, so schnell wie möglich aus seinem Amt wieder zu entfernen, um in Havanna eine amerikafreundliche Regierung installieren zu können.¹²³ Man wollte die amerikanische Hegemonialposition in Lateinamerika nicht gefährden. Dieses Ziel der Eisenhower-Administration teilte grundsätzlich auch der 1961 neu ins Präsidentenamt gekommene Kennedy. Folglich übernahm er den Plan, Castro mittels eines von der CIA und Exil-Kubanern durchgeführten Putsches zu entmachten. Der Präsident verließ sich dabei auf die Arbeit der Geheimdienste; der geplante Putsch scheiterte allerdings kolossal. Die ganze Aktion war nicht gründlich genug vorbereitet, so hatten die Exilkubaner beispielsweise keine genauen Kenntnisse über die topographischen Gegebenheiten Kubas, was sich bei der Landung auf der Insel als Nachteil erweisen sollte. Die kubanische Regierung war in jedem Fall auf die Invasion vorbereitet. Der geplante Volksaufstand gegen die Castro-Regierung konnte somit schon im Keim erstickt werden. Für Kennedy, den neuen Präsidenten, bedeutete dies eine bittere Niederlage, auch wenn er in einem Schreiben an den sowjetischen Generalsekretär Chruschtschow die Aktion zumindest indirekt verteidigte:

„It cannot be surprising that, as resistance within Cuba grows, refugees have been using whatever means are available to return and support their countrymen in the continuing struggle for freedom. Where people are denied the rights of choice, recourse to such struggle is the only means of achieving their liberties.“¹²⁴

Erstaunlicherweise ließ der Präsident trotz dieser Niederlage eine weitere geheime Invasion auf Kuba planen, die im Notfall auch vehemente Unterstützung des amerikanischen Militärs erhalten sollte und den Namen „Operation Mongoose“ trug.¹²⁵

Nur wenige Zeit später, im Herbst 1962, sollte Kuba schon wieder im Mittelpunkt der amerikanischen Außenpolitik stehen und damit den Krisenmanager Kennedy erneut fordern. Die Sowjetunion installierte Mittelstreckenraketen auf Kuba was für die Kennedy-Administration eine außerordentliche Provokation darstellte, schließlich konnten

¹²² Vgl. Stephan Bierling, Geschichte der amerikanischen Außenpolitik: von 1917 bis zur Gegenwart, München 2003, S. 130.

¹²³ Vgl. Jürgen Heideking / Christof Mauch, Geschichte der USA, Tübingen 2006, S. 313.

¹²⁴ John F. Kennedy, Message to Chairman Khrushchev Concerning the Meaning of Events in Cuba, 18. 04.1961, in Presidential Project, John T. Woolley / Gerhard Peters, The American Presidency Project, zuletzt aufgerufen am 26.08.2009.

¹²⁵ Vgl. Mark J. White, The Cuban imbroglio: from the bay of pigs to the missile crisis and beyond, in: Mark J. White, Kennedy: the new frontier revisited, Basingstoke 1998, S. 63-91.

die Raketen mit ihrer großen Reichweite fast alle amerikanischen Großstädte treffen. Chruschtschow begründete diese Maßnahme, damit dass die sowjetische Regierung eine angeblich geplante Invasion auf Kuba verhindern müsse. Nach Meinung der meisten Historiker gab es aber 1962 keine direkten Planungen für eine solche Operation. Bei der Operation „Mongoose“ handelte es sich daher eher um eine langfristige Konzeption. Viel plausibler ist eine andere Vermutung: Chruschtschow musste seine zahlreichen Kritiker im Politbüro in Moskau, die wegen seiner „Taufwetter“-Politik immer zahlreicher und lauter geworden waren durch einen außenpolitischen Erfolg beruhigen. Nichts lag da näher als solch eine Provokation der Kennedy-Administration. Kennedy jedenfalls konnte dies nicht unbeantwortet lassen. Dies hat nicht nur etwas mit der existentiellen militärischen Bedrohung zu tun, die diese Raketen für die USA darstellten, sondern auch mit seinem Plan eine substantielle Entspannungspolitik mit der Sowjetunion zu beginnen. Das nötige Vertrauen, das er in solch eine Partnerschaft mit Moskau investieren musste, war er bereit zu geben. Allerdings fühlte er sich hier erneut von der sowjetischen Seite massiv getäuscht:

„Kennedy acknowledged that Khrushchev did not want to use the missiles in Cuba to attack the United States. But their presence in the Caribbean would have politically changed the world balance of power...`The Soviet leader had demonstrated again that he could not be trusted.“¹²⁶

Aber die erste Herangehensweise Kennedys auf die Installierung der Raketen auf Kuba zeigte eben auch, dass er nüchtern alle Optionen miteinander abwägen wollte. Am Ende der Diskussion innerhalb der Kennedy-Administration gab es vier Optionen zwischen denen der Präsident auswählen musste: die erste Möglichkeit bestand darin, über private Gespräche mit der sowjetischen Staatsführung und Castro die Krise zu entschärfen, eine Option die allerdings schnell als wenig realistisch angesehen wurde, da der Konflikt schon zu diesem Zeitpunkt eskaliert war.¹²⁷ Die zweite Möglichkeit war eine Invasion Kubas, diesmal aber nicht verdeckt durch die Exilkubaner oder die CIA, sondern ganz offiziell durch die amerikanische Armee. Einer möglichen Invasion sollte, so die Planung, Angriffe durch die Luftwaffe vorausgehen. Dieser Vorschlag wurde vor allem durch die Spitzenmilitärs vehement vertreten. Einer der entschiedenen Vertreter dieses Weges war beispielsweise der Chef der Luftwaffe Curtis LeMay Kennedy, der die gescheiterte Schweinebuchtinvasion immer noch in der Erinnerung hatte. Er wollte sich auf solch ein waghalsiges Unterfangen aber nicht

¹²⁶ Melvyn P. Leffler, *For the soul of mankind: the United States, the Soviet Union, and the cold war*, New York 2007, S. 175.

¹²⁷ Vgl. Stephan Bierling, *Geschichte der amerikanischen...*, S. 133.

noch einmal einlassen. Eine dritte Option bestand darin, den Konflikt mit der Sowjetunion nicht bilateral, sondern im Rahmen der internationalen Diplomatie, also der Vereinten Nationen, zu lösen. Auch wenn die Vereinten Nationen genauso wie die Organisation Amerikanischer Staaten (OAS) im Verlauf der Krise noch an Bedeutung hinzugewinnen sollten, wollte die Kennedy-Administration die politische Initiative gerade während dieser schwierigen Auseinandersetzung mit der Sowjetunion in jedem Fall behalten, insofern schied auch dieser Vorschlag letztlich aus.

Die Excom, das Beratergremium Kennedys, einigte sich auf die Quarantäne Kubas. Damit wollte die amerikanische Regierung sich zwei Wege offenhalten: Zum einen wollte man die sowjetische Option entsprechend beantworten und auf die gegnerische Seite Druck ausüben, zum anderen wollte sich der Präsident auch in dieser schwierigen Situation, die Verhandlungsoption offen lassen. Er wies daher die amerikanischen Streitkräfte ein, alle auffälligen Schiffe mit Kurs auf Kuba genauestens zu kontrollieren, um mögliche Komponenten von Raketen zu finden. Dies war natürlich nicht ohne Risiko, schließlich hatte die amerikanische Regierung zu diesem Zeitpunkt keine Sicherheit darüber, ob die Raketenstationierung auf der Karibikinsel nicht schon längst vorangeschritten war, dass ein Nuklearschlag gegen die Vereinigten Staaten schon möglich war. Kennedy ging ganz bewusst diesen Weg; um sein Konzept einer substantiellen Entspannungspolitik auch nach der Krise weiterverfolgen zu können. In seiner Rede an das amerikanische Volk begründete Kennedy seine Strategie aber nicht, indem er auf seine Politik der Detente verweist, sondern er in dem er sie als einzig angemessene Alternative darstellt, um wirklich Druck auf Moskau ausüben zu können. Er ging in seiner Ansprache sogar soweit Analogien zur Appeasement-Politik der 1930er Jahre zu suchen:

„The 1930’s taught us a clear lesson: Aggressive conduct, if allowed to grow unchecked and unchallenged, ultimately leads to war. This nation is opposed to war. We are also true to our word. Our unswerving objective, therefore, must be to prevent the use of these missiles against this or any other country and to secure their withdrawal or elimination from Western Hemisphere.“¹²⁸

Interessanterweise ließ sich die sowjetische Regierung von dieser Strategie Kennedys im Endergebnis beeindrucken, denn die Rede des Präsidenten beeinflusste das Handeln der Sowjetunion nachhaltig: Chruschtschow gab an die relevanten Schiffe den Befehl, kurz vor Erreichen der amerikanischen Kontrollzone, abzudrehen. Chruschtschow musste letztlich auch die konventionelle Überlegenheit der amerika-

¹²⁸ Kennedy Addresses the Nation, October 22, 1962, in: Dennis Merrill / Thomas G. Paterson (Hrsg.), Major problems in American foreign relations, volume II, since 1914, Boston 2005, S. 379-384, S. 380.

nischen Armee eingestehen, wobei man auch sicher sagen kann, dass er einen wirklichen Angriff nuklearer Natur auf die USA nicht geplant hatte. Ihm ist es höchstwahrscheinlich mehr um die gezielte Provokation der Kennedy-Administration gegangen.¹²⁹ Hinter den Kulissen zeichnete sich eine Einigung ab, die aus sowjetischer Sicht im Prinzip akzeptabel war: die Sowjetunion sollte rasch den bereits begonnen Raketenbau auf Kuba einstellen, gleichzeitig versprachen die USA, eine Invasion Kubas in Zukunft nicht planen zu wollen. Zusätzlich versprach Kennedy, die allerdings schon veralterten Jupiter-Raketen in der Türkei abzuziehen. Dieser geheime Teil des Handels wurde maßgeblich von Kennedys Bruder Robert und dem sowjetischen Botschafter in Washington eingefädelt. Am Ende der Krise war Kennedy zumindest in der westlichen Öffentlichkeit ein gefeierter Held, hatte er doch einen möglichen Dritten Weltkrieg abgewendet und somit sich somit auch im Kalten Krieg einen Prestigeerfolg verschafft.

Dies wurde auch von den europäischen Bündnispartnern als sehr positiv angesehen. Recht bemerkenswert ist dabei auch, das der französische Staatspräsident de Gaulle, der sonst keine Gelegenheit ausließ, um die amerikanische Regierung zu provozieren und damit ihre Führungsrolle in Frage zu stellen, gerade während der Kuba-Krise, sich sehr solidarisch gegenüber Kennedy verhielt.¹³⁰

Auch wenn Kennedy also in den Augen seiner Zeitgenossen gerade während dieser Krise sehr besonnen und angemessen reagiert hat und er deshalb sehr gelobt wurde, bleibt die Diskussion unter den Historikern über seine wahre Bedeutung in dem Krisenmanagement sehr umstritten. Hieraus lassen sich auch Rückschlüsse ziehen, wie Kennedys grundsätzliches Handlungsmuster bei anderen politisch schwierigen Situationen gewesen ist. Die wissenschaftliche Diskussion konzentriert sich daher vor allem auf die Frage, ob Kennedy aus der Kuba-Krise als makelloser Sieger hervorging oder nicht. Ein weiterer zentraler Aspekt dieser Diskussion ist aber auch die Einordnung der Krise in den Gesamtkontext des Kalten Krieges. War diese Auseinandersetzung wirklich die schwierigste Zeit des gesamten Kalten Krieges? Stand die Welt vor einem Dritten Weltkrieg oder handelt es sich hierbei nicht eher um ein singuläres Ereignis, das die Grundsystematik des Kalten Krieges nicht wirklich veränderte?

¹²⁹ Vgl. Michael R. Beschloss, *Powergame: Kennedy und Chruschtschow: die Krisenjahre 1960-1963*, Düsseldorf 1991.

¹³⁰ Vgl. Maurice Vaisse, *La grandeur...*, S. 152 ff.

Die Frage nach der Rolle Kennedys wird in der Forschungsliteratur unterschiedlich beantwortet. Während die ersten Publikationen zu der Kuba-Krise häufig noch von Personen verfasst wurden, die selber als Akteure an der Krise beteiligt waren und daher nicht wirklich objektiv die Vor- und Nachteile des eigenen Handelns abwägten, sind jüngere Publikationen schon deutlich kritischer.¹³¹ Historiker wie Abram Chayes und Michael Beschloss zeigen nüchtern auf, was Kennedy wirklich zur Beilegung der Kuba-Krise geleistet hat und bewerten anschließend sein Agieren. Chayes lobt beispielsweise das taktische Vorgehen der ExComm, die sich nach längerer Diskussion eben nicht für die brachiale militärische Lösung einer Invasion, sondern sich für die Möglichkeit einer Quarantäne entschlossen hatte und dabei, wie der Autor hervorhebt, der Weltöffentlichkeit eine völkerrechtlich einwandfreie Lösung anbieten wollte.¹³² Michael Beschloss kann sich diesem positiven Bild seines Kollegen über Kennedys Rolle als Krisenmanager nicht anschließen. Er sieht zwar die Tatsache, dass der junge Präsident eine militärische Auseinandersetzung mit der Sowjetunion möglicherweise unter Einbezug von Nuklearwaffen, grundsätzlich als positiv an, kritisiert ihn aber auch, weil er die sowjetische Führung im Vorfeld provoziert habe:

„By exposing Soviet nuclear supremacy as a myth, Kennedy backed Khrushchev into a corner. The Soviet leader's decision to send missiles to Cuba had much more to do with restoring the strategic balance than with defending Castro's Cuba.“¹³³

Der Autor dieser Studie kann sich dieser Ansicht allerdings nicht anschließen. Zwar setzte Kennedy gegebenenfalls auch auf eine antikommunistische Politik, dennoch versuchte er immer wieder den Gesprächsfaden mit der Sowjetunion wieder aufzunehmen. Kennedy also eine Mitschuld an der sowjetischen Entscheidung, Raketen auf Kuba zu installieren, zu geben, geht daher etwas zu weit auch wenn sie von weiteren Historikern wiederholt wird. Auch die Kritik des Historikers Mark White lässt Kennedys taktisches Vorgehen während der Krise in keinem guten Licht erscheinen. Auch er gibt Kennedy eine Mitschuld an der Kubakrise, da Kennedys Politik gegenüber Castro fehlerhaft gewesen sei:

„His myopic efforts at ousting Castro and extending and publicizing America's lead in nuclear weaponry over the Soviet Union created many of the concerns that prompted Khrushchev to deploy missiles in Cuba. Put another way, there would almost certainly

¹³¹ Vgl. Nikita Chruschew, Chruschtschow erinnert sich, Reinbek bei Hamburg 1971; vgl. Robert Kennedy, Dreizehn Tage: wie die Welt beinahe unterging, Darmstadt 1974.

¹³² Vgl. Abram Chayes, The Cuban missile crisis, London 1974.

¹³³ Randall Woods, Beyond Vietnam: the foreign policies of the Kennedy-Johnson administration, in: Robert D. Schulzinger (Hrsg.), A companion to American foreign relations, Malden 2006, S. 330-375, hier: S. 345.

no missile crisis had it not been for JFK's inordinately belligerent Cuban and defense policies."¹³⁴

Die Diskussion um Kennedys Rolle bei diesem Konflikt im Oktober 1962 kann daher folgendermaßen zusammengefasst werden: Die meisten Historiker stimmen darin überein, dass Kennedy nicht als der uneingeschränkte Sieger der Kuba-Krise gelten kann. Zum einen war dafür seine Handhabung der Krise nicht fehlerlos, zum anderen musste die Kennedy-Administration selber Zugeständnisse machen, wie sich am Abbau der amerikanischen Polaris-Raketen in der Türkei zeigen lässt. Bleibt an dieser Stelle noch die Frage nach der Einordnung der Kuba-Krise in den Kalten Krieg.

Grundsätzlich kann die Epoche zwischen 1945 und 1990 in der Weltpolitik als eine Zeit verstanden werden, in der es Momente der Entspannung genauso gab wie Momente der Polarisierung und Eskalation. Allerdings kann dies nicht klar zeitlich festgemacht werden. Häufig liefen diese ereigneten sich diese Dinge parallel zueinander. Wie sonst ist zu erklären, dass es später trotz des Vietnamkrieges eine amerikanische Annäherung an die kommunistischen Staaten China und Sowjetunion während der Amtszeit von Präsident Richard Nixon gegeben hat. Daher ist dem Historiker Harald Biermann zuzustimmen, der die Kuba-Krise als Pause im Kalten Krieg bezeichnet hat.¹³⁵ Zwar blieb das nach der Krise installierte „rote Telefon“, also die direkte Telefonverbindung zwischen Kreml und Weißem Haus, ein sichtbares Zeichen der Entspannungspolitik, für die Kennedy stand, aber der Kalte Krieg ging auch nach der Kuba-Krise weiter.

Wenn die Kuba-Krise eine internationale Bewährungsprobe für den jungen Präsidenten war, so gilt dies erst recht für die Berlin-Krise, stand diese Stadt wie kaum eine andere im Mittelpunkt des Kalten Krieges.

4. Kennedy und die Berlin-Krise

Wenn man verstehen möchte, warum gerade die Berlin-Krise zu einem wirklichen Test für die außenpolitischen Fähigkeiten Kennedys wurde ist es zwingend notwendig, sich mit der Vorgeschichte dieser Krise zu beschäftigen. Seit dem Auseinanderbrechen des sowjetisch-amerikanischen Bündnisses Ende der 1950er Jahre war den Akteuren des Kalten Krieges klar, dass das Vorhaben, man könne Berlin gemeinsam

¹³⁴ Mark J. White, The Cuban Imbroglia, in: Mark J. White (Hrsg.), The new frontier revisited, S. 85.

¹³⁵ Vgl. Harald Biermann, Die Kuba-Krise: Höhepunkt oder Pause im Kalten Krieg?, in: Historische Zeitschrift, 273/3, 2001, S. 637-679.

durch die Siegermächte des Zweiten Weltkrieges (USA, Sowjetunion, Großbritannien und Frankreich) verwalten, nicht mehr realistisch. Von nun an war es häufig Moskau, das gerade die Berlin-Problematik nutzte, um die Westmächte herauszufordern. So wurde seitens der sowjetischen Führung häufig damit gedroht, die westlichen Truppen aus Berlin zu verdrängen.¹³⁶ Dies war im Kern das Grundmuster der Konflikte, die es um Berlin vor 1961 gegeben hatte: bei der Berlin-Blockade 1948, bei der Berlin-Krise 1958, aber auch bei der so genannten Stalin-Note 1952, bei der Stalin der Bundesrepublik das Angebot einer Wiedervereinigung machte, welches auch gravierende Konsequenzen für den Status von Berlin gehabt hätte. Für die Bundesregierung war dieses Angebot Stalins allerdings lediglich einer von vielen Täuschungen seitens der sowjetischen Führung, so dass sie es ablehnte.¹³⁷

Um die Bedeutung von Berlin im Kontext des Kalten Krieges noch deutlicher zu machen, ist es aber notwendig, auf die geographische Lage der Stadt hinzuweisen. Gerade West-Berlin war wegen der deutschen Teilung nach 1949 in einer Insellage, welche Vor- und Nachteile für die amerikanische Außenpolitik mit sich brachte.¹³⁸ Zum einen war aus der Sicht Washingtons die Bedrohung der westlichen Sektoren der Stadt spürbar und daher eine ständige Herausforderung. Zum anderen war der wirtschaftliche Erfolg Westberlins gerade für die USA der beste Beweis dafür, dass sie das dem Kommunismus überlegene System vertreten. So interpretierte zumindest die amerikanische Regierung die Abwanderungstendenzen vieler Ostdeutscher Richtung Westdeutschland. Diese Grundkonstellation war Kennedy bei seinem Amtsantritt bekannt. Insofern hatte er ähnlich wie bei den bereits oben beschriebenen Problemen auch hier nur relativ beschränkten Handlungsspielraum.¹³⁹ Dennoch versuchte er gemäß seiner außenpolitischen Konzeption, der „New Frontier“, seine neuen Ideen auch auf Berlin anzuwenden. Kennedy wollte gerade bei diesem Thema eine angemessene Mischung aus militärischer Abschreckung und Verhandlungsangeboten gegenüber Moskau als Strategie umsetzen:

„In planning, therefore, for further negotiations with the Soviets, the Western Powers must be prudently expect that they will once again be forced to discuss the question of Berlin in isolation. While a number of possible proposals for an arrangement on

¹³⁶ Vgl. Matthias Uhl, *Krieg in Berlin?: die sowjetische Militär- und Sicherheitspolitik in der zweiten Berlin-Krise 1958-1962*, München 2008, S. 233 ff.

¹³⁷ Vgl. Wilfried Loth, *Die Sowjetunion und die deutsche Frage: Studien zur sowjetischen Deutschlandpolitik*, Göttingen 2007, S. 101 ff.

¹³⁸ Vgl. Edgar Wolfrum, *Die gesegnete Demokratie: Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Stuttgart 2006, S. 191 ff.

¹³⁹ Vgl. Georg Schild, *The Berlin Crisis*, in: Mark J. White (Hrsg.), *Kennedy: The new frontier revisited*, Basingstoke 1998, S. 92-132.

Berlin should be further studied to see if they contain the basis for an acceptable settlement, it seems unlikely that any of them will be negotiable with the Soviets or, if negotiable, acceptable to the West.”¹⁴⁰

Um Berlin, aber eben auch der Bundesregierung ein Signal zu geben, man wolle bei aller Verhandlungsbereitschaft an der Verteidigung Berlins festhalten, nannte Kennedy drei Grundbedingungen („three essentials“) für seine Berlin-Strategie. Dies waren die westliche Truppenpräsenz in Berlin, die Lebensfähigkeit West-Berlins und der freie Zugang zur Stadt.¹⁴¹ Dies alles zeigt, dass die amerikanische Regierung zwar im Vergleich zu den vorangegangenen Administrationen einen modifizierten Ansatz verfolgte, aber an der grundsätzlichen amerikanischen Politik nach 1945 nicht viel änderte.

Dennoch sollte Kennedys grundsätzlich pragmatischer Ansatz im Sommer 1961 auf eine harte Bewährungsprobe gestellt werden. Am 13. August dieses Jahres ließ die DDR-Regierung durch die Nationale Volkspolizei eine Mauer quer durch Berlin errichten. Auf wen die Initiative zur Errichtung zum Bau der Mauer wirklich ausging, war lange Zeit unter den Historikern umstritten. Neueste Forschungen zeigen aber, dass Moskau gerade in dieser Zeit den USA gegenüber durch den Mauerbau zeigen wollte, dass man den Status quo unbedingt zementieren wollte.¹⁴² Offensichtlich fühlte sich die sowjetische Führung gerade wegen der relativ moderaten Haltung Kennedys zu der Angelegenheit zu diesem Schritt ermutigt. Erstaunlich ist auch, dass die amerikanische Regierung im Vorfeld keine Notfall-Planung entwickelt hatte, wie die USA auf eine mögliche Abriegelung Berlins reagieren könnten. Gerüchte, dass dies geschehen könnte, hatte es in jedem Fall gegeben.¹⁴³ Ähnlich wie schon bei der Kuba-Krise war der Präsident hier wieder als Krisenmanager gefordert, da in diesem Fall, die Gefahr eines Dritten Weltkriegs genauso gegeben war wie bei dem Konflikt um die Raketenstationierung auf Kuba. Folglich waren auch seine Handlungsoptionen als Reaktion auf den Mauerbau einigermaßen begrenzt. Eines war der Kennedy-Administration jedenfalls rasch klar: eine militärische Lösung konnte auch nach dieser sowjetischen Provokation nicht die angemessene Antwort sein, gleichzeitig konnte man gegenüber dem westdeutschen Verbündeten den Vorfall auch nicht ignorieren.

¹⁴⁰ Paper Prepared in the Department of State, The Problem of Berlin, 1961, in: FRUS, Volume XIV 1961-1963, Berlin Crisis 1961-1962, S. 33-35, hier: S. 33.

¹⁴¹ Vgl. Klaus Schwabe, Weltmacht und Weltordnung, S. 270.

¹⁴² Vgl. Matthias Uhl, „Ein eiserner Ring um Berlin“, in: Die Zeit, 05.09.2009.

¹⁴³ Vgl. Bernd Stöver, Der Kalte Krieg: Geschichte eines radikalen Zeitalters 1947-1991, München 2007, S. 129 ff.

Letztlich reagierte Kennedy mit einer passiven Strategie auf die Ereignisse in Berlin, indem er seinen Urlaub an der amerikanischen Ostküste fortsetzte. So äußerte er sich am Tag des Mauerbaus nicht öffentlich zu dem Vorfall, so dass man den Eindruck haben konnte, Kennedy könne sich mit dieser definitiven Teilung Berlins und damit auch Deutschlands ganz gut anfreunden.¹⁴⁴ In der Tat wird dieser Eindruck durch das Verhalten der anderen Westalliierten Frankreich und Großbritannien untermauert. Sie alle beließen es bei mehr oder weniger zurückhaltenden Reaktionen und setzten ansonsten auf die Fortsetzung der etablierten Berlin-Politik, dem Protest der Berliner zum Trotz:

„After the initial confusion over the extent of the changes that had taken place in Berlin, there was a sense of relief in the Kennedy administration that the East Germans and the Soviets had removed one of the most dangerous conflicts between East and West without infringing on Western Allied rights.“¹⁴⁵

Zwar musste Kennedy wegen seiner Berlin-Strategie auch Kritik akzeptieren, zum Beispiel vom ehemaligen Präsidenten Eisenhower, der die Reaktion Kennedys als zu schwach einschätzte, dennoch blieb er bei seiner Haltung. Dies lag vor allem daran, dass die „three essentials“ auch nach dem Bau der Berliner Mauer für ihn als Richtlinie galten. Gleichzeitig eröffnete sich für ihn gerade wegen dieser relativ passiven Antwort auch noch eine weitere Option: er konnte nun gegenüber der sowjetischen Führung seine Entspannungspolitik fortsetzen, gerade weil er es in der Berlin-Frage nicht zu einer Eskalation hat kommen lassen.¹⁴⁶

Zusammengefasst passt Kennedys Handhabung der Berlin-Krise zu seiner grundsätzlichen Strategie. Er suchte den Konflikt mit Moskau nicht um jeden Preis und war zu Konzessionen bereit, wenn aus seiner Sicht eine weitere Eskalation aussichtslos erschien.

Zunehmend rückten aber im Laufe seiner Amtszeit nicht nur die europäischen Ereignisse des Kalten Krieges in den Mittelpunkt seines Interesses, sondern auch die asiatischen Entwicklungen.

¹⁴⁴ Vgl. Gregor Schöllgen, *Die Außenpolitik der Bundesrepublik Deutschland: von den Anfängen bis zur Gegenwart*, München 2004, S. 58 ff.

¹⁴⁵ Georg Schild, *Die Kennedy-Administration und die Berlin-Krise von 1961*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 42 (1994), S. 703-711.

5. Kennedy und der Vietnamkrieg

Ähnlich wie die Berlin-Frage war der Vietnamkrieg kein Konflikt, der erst von der Kennedy-Administration begonnen wurde. Auch hier wurde die Strategie bereits von den vorherigen amerikanischen Regierungen festgelegt. Dabei bedarf die strategische Bedeutung Vietnams für die amerikanische Außenpolitik nach dem Zweiten Weltkrieg einiger Erläuterungen. Während beispielsweise die Bedeutung Berlins allein schon wegen der geographischen Lage einleuchtend war, so kann dies bei Vietnam nicht so klar gesagt werden; lag das Land doch im Prinzip an der Peripherie des Kalten Krieges. Auch unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten war diese Region für die Kennedy-Administration nicht wirklich relevant, dennoch wurde dieser Krieg für ihn aber vor allem für seine Nachfolger Lyndon B. Johnson und Richard Nixon zu dem wichtigsten außenpolitischen Thema. Im Prinzip ist das Eingreifen der USA in Vietnam aus der so genannten Domino-Theorie zu erklären. Diese besagt, dass dem kommunistischen Expansionsstreben nicht nachgegeben werden darf, denn gemäß dieser Logik würde ein einmaliges Zurückweichen, die Position der USA insgesamt zu stark schwächen.

Die Debatte um die richtige Strategie der USA für Asien während des Kalten Krieges erhielt vor allem durch zwei wesentliche politische Entwicklungen in dieser Region zusätzlichen Auftrieb: der Koreakrieg zwischen 1950 und 1953 und der Sieg der Kommunisten um Mao Zedong im chinesischen Bürgerkrieg.

Da die USA während des Zweiten Weltkrieges vehement Maos Konkurrenten Chiang Kai-Shek unterstützt hatten, war die kommunistische Machtübernahme in China eine empfindliche Niederlage. Die Diskussion, die unter dem Motto „Who lost China“ geführt wurde, machte für die amerikanischen Regierungen unter den Präsidenten Harry Truman und Dwight D. Eisenhower deutlich, dass der asiatische Schauplatz einer der wichtigsten in der amerikanischen Strategie während des Kalten Krieges werden musste wollte man den sowjetischen Expansionsdrang stoppen. Diese Entwicklungen wurden aus amerikanischer Sicht durch den Koreakrieg noch ein wenig stärker unterstrichen und hatten für Washingtons Konzept zumindest eine wichtige Auswirkung, die den ehemaligen Kontrahenten Japan betraf:

¹⁴⁶ Vgl. Erin Mahan, *Delaying détente: Kennedy, de Gaulle, and the limits of Alliance politics*, in: Manfred Berg / Andreas Etges (Hrsg.), *John F. Kennedy and the `Thousand Days`: new perspectives on the foreign and domestic policies of the Kennedy administration*, Heidelberg 2007, S. 57-76.

„Der Weltkriegsgegner Japan war noch vor der westlichen Hälfte Deutschlands als potentieller Verbündeter in die von den USA geführte Völkergemeinschaft aufgenommen worden. Die Voraussetzungen dafür waren erheblich besser als in Deutschland, weil Japan aus dem Zweiten Weltkrieg als amerikanisch kontrollierter einheitlicher Staat hervorgegangen war.“¹⁴⁷

Die Region, Vietnam, Laos und Kambodscha, die gemeinhin als Indochina bezeichnet wurde, gehörte bis Mitte der 1950er Jahre allerdings noch nicht zum bevorzugten amerikanischen Einflussgebiet, da dort Frankreich den Anspruch erhob, seine Kolonien beizubehalten. Die USA beschränkten sich daher auf finanzielle Unterstützung und überließen den militärischen Kampf gegen die kommunistischen Rebellen um deren Anführer Ho Chi Minh der französischen Armee.¹⁴⁸ Diese relativ zurückhaltende Haltung der USA gegenüber der politischen Entwicklung in Vietnam sollte sich aber nach der Schlacht von Diem Bien Phu 1954, bei der Frankreich eine vernichtende Niederlage erlitt und damit seine Kolonialmachtambitionen in Asien aufgeben musste, ändern.

Bei der Indochinakonferenz vom 8. Mai bis zum 21. Juli 1954 in Genf unterzeichneten zwar Frankreich und die Demokratische Republik Vietnam einen Waffenstillstand, der die Teilung des Landes am 17. Breitengrad bis zur Abhaltung freier Wahlen vorsah, jedoch konnten sich die USA nie wirklich mit diesem Abkommen anfreunden. Dies zeigte sich in Genf auch in einer für die amerikanische Außenpolitik richtungsweisenden Entscheidung:

„Im Verlauf der Konferenz trafen Eisenhower und Dulles eine Entscheidung, die die Vereinigten Staaten faktisch für viele Jahre untrennbar mit dem Schicksal Südvietnams verband: Sie rückten an Frankreichs Stelle und beschlossen, für die Sicherheit von Südvietnam, Laos und Kambodscha einzustehen. Dies bedeutete eine entscheidende Wende in der amerikanischen Indochinapolitik.“¹⁴⁹

Diese von seinen Vorgängern getroffenen Entscheidungen banden zweifellos auch Kennedy in seinen Möglichkeiten den Konflikt in Vietnam zu lösen. Eine abrupte Abkehr von dieser Strategie war also undenkbar. Letztlich konnte er also nur Nuancen verändern, die das weitere amerikanische Vorgehen in Vietnam betrafen. Kennedy entschied sich schließlich dafür, den Hauptakzent seiner Politik auf den Aufbau eines funktionierenden demokratischen vor allem aber antikommunistischen und westlich orientierten südvietnamesischen Staat aufzubauen, der dann auch auf den kommunistischen Norden hinausstrahlen sollte. Kennedy lehnte es aber ab, diese Ziel durch

¹⁴⁷ Klaus Schwabe, *Weltmacht und Weltordnung*, S. 228.

¹⁴⁸ Vgl. Marc Frey, *Geschichte des Vietnamkrieges: die Tragödie in Asien und das Ende des amerikanischen Traums*, München 2004, S. 47 ff.

¹⁴⁹ Marc Frey, *Geschichte des Vietnamkriegs*, S. 40.

die Entsendung regulärer amerikanischer Truppen nach Vietnam zu erreichen, sondern er beschränkte sich auf das Engagement von Militärberatern¹⁵⁰. Kennedy setzte sich dabei vor allem zum Ziel, den Präsidenten Südvietnams Ngo Dinh Diem zu unterstützen, in der Hoffnung, damit den eingeleiteten „Nation-Building“-Prozess erfolgreich fortführen zu können. Anfangs war auch die Kennedy-Administration noch einigermaßen zuversichtlich, dass man die gesteckten Ziele auch erreichen könne. So lobte der Präsident beispielsweise Diem in einem persönlichen Brief:

„The progress made under your leadership has caused the Communists to step up their campaign of hatred, terror and destruction by which they seek to further their purposes in Asia. I look forward to a future in which Viet-Nam will be able to pursue the aspirations of its people in peace and freedom.“¹⁵¹

Das amerikanische Unterstützungsprogramm für Diem sollte vor allem die politischen Möglichkeiten des südvietnamesischen Präsidenten erhöhen, indem das Militär vor allem durch die Hilfe der amerikanischen Berater ein wirksames Konzept gegen die Guerilla-Taktik der nordvietnamesischen Kämpfer entwickelte. Diese Counter-Insurgency-Strategie sollte eben nicht nur rein militärischer Natur sein, sondern darüber hinausgehen. Ziel war es vor allem der einfachen Landbevölkerung eine wirtschaftliche Perspektive zu eröffnen. Die breite Aufstellung dieses Programms war aus der Sicht der amerikanischen Regierung vor allem deshalb so wichtig, da man auf dem militärischen Gebiet gegen die nordvietnamesische Taktik der Nadelstiche als konventionell agierende Armee nicht gewinnen konnte. Deshalb galt es, den Rückhalt der Bevölkerung zu gewinnen. Auch wenn es aus heutiger Sicht etwas seltsam erscheint, so war Kennedy auch nach diversen Rückschlägen zumindest 1961 der festen Überzeugung, dass für dieses Konzept auf südvietnamesischer Seite Diem der richtige Partner sei. Andere Möglichkeiten wurden zu diesem Zeitpunkt in der amerikanischen Regierung jedenfalls nicht ernsthaft diskutiert. Stattdessen kann man in den Akten lesen:

„Develop political and economic conditions which will create a solid widespread support among the key political groups and the general population for Viet-Nam which has the will to resist Communist encroachment and which in turn stems from a stake in a freer and more democratic society...No other feasible alternative exists at this point in time which does not involve an unacceptable degree of risk.“¹⁵²

¹⁵⁰ Die genaue Bezeichnung dieser zivilen Militärberater Südvietnams lautet: MAAG: Military Advisory and Assistance Group.

¹⁵¹ Vgl. Letter From President Kennedy to President Diem, 26.04.1961, in: FRUS, Volume I, 1961-1963, Vietnam 1961, S. 81.

¹⁵² A Program of Action To Prevent Communist Domination of South Vietnam, 01.05.1961, in: FRUS, Volume I, 1961-1963, Vietnam 1961, S. 93-115, hier: S. 97.

Gerade weil man sich der schwierigen Position und des Drucks unter dem Diem stand, bewusst war, versuchte die Kennedy-Administration die Popularität Diems so gut es ging zu verbessern, denn auch den USA war nicht entgangen, dass Diem in der eigenen Bevölkerung zunehmend unbeliebter wurde. Ihm wurde Vetternwirtschaft, Korruption und vor allem Intoleranz gegenüber den verschiedenen religiösen Gruppen, vor allem aber gegenüber den Buddhisten vorgeworfen. Washington sah 1961 noch keinen Grund, Diem die Unterstützung aufzukündigen. Man wollte ihm gegenüber aber deutlich machen, dass er sich mehr als bisher um das Wohl seines Landes kümmern müsse und er vor allem der Bevölkerung positive Resultate präsentieren sollte:

„Thus in giving priority emphasis to the need for internal security, we must not relax our efforts to persuade Diem of the need for political, social, and economic progress. If his efforts are inadequate in this field, our overall objective could be seriously endangered...“¹⁵³

Dennoch konnte Kennedy diese wohlwollende Haltung gegenüber Diem nicht mehr lange aufrecht halten, da es dem südvietnamesischen Regierungschef immer seltener gelang, die Entwicklung des Landes politisch und militärisch zu stabilisieren. Ganz im Gegenteil: die Vorwürfe gegen ihn wurden immer lauter und auch innerhalb der amerikanischen Regierung verlor Diem nach und nach seine Fürsprecher. Zwar wusste man in Washington dass es zu Diem auch keine wirklich bessere Alternative gab, dennoch wurde genau darüber immer intensiver diskutiert.

Der Verlauf des Krieges in Vietnam sollte zeigen, dass es der südvietnamesischen Regierung immer schwerer viel, Unterstützung für ihre Politik aus der Bevölkerung zu erhalten. Das war aus der Sicht Washingtons allein schon deshalb einigermaßen problematisch, da doch die Regierung Diem auch für andere Staaten dieser Region eine demokratische Vorzeigeregierung darstellen sollte. Auf diese Art und Weise wollte man in Asien an Einfluss hinzu gewinnen, um ein erneutes Debakel, wie man es in China 1949 erlebt hatte, zu vermeiden. Spätestens aber 1962 musste sich die Kennedy-Administration eingestehen, dass die bedingungslose Unterstützung für Diem ein großer Fehler gewesen war. Als Konsequenz daraus wurden auch die internen Diskussionen noch kontroverser als sie ohnehin schon waren:

¹⁵³ Ebd. S. 100.

„President Diem and his weakness represent the basic underlying reason for the trend against us in the war... To win against the Communists, the Government of Vietnam should be either efficient or popular, but the Diem Government is neither.“¹⁵⁴

Interessanterweise war die US-Administration nun auf einmal bereit über eine Alternative zu Diem nachzudenken, da man sich von ihm getäuscht sah; ein Vorgehen, das man noch ein Jahr zuvor strikt abgelehnt hatte.

Kennedy war nun mit seiner Vietnam-Strategie, die vor allem auf die zivilwirtschaftliche Entwicklung des Landes gesetzt hatte, in einer Zwickmühle. An Diems Unfähigkeit, Vietnam wirklich zu demokratisieren und zu modernisieren, gab es in der Regierung keinen Zweifel, allerdings, könnte ein Sturz Diems von den Kommunisten vor Ort und der Sowjetunion als Niederlage der USA angesehen werden und entsprechend propagandistisch genutzt werden. Dennoch drangen Kennedys außenpolitische Berater auf eine klare Entscheidung gegen Diem: „Conclusion: That we cannot win the war with the Diem-Nhu methods, and we cannot change those methods no matter how much pressure we put on them. Recommendation: Get rid of Diem, Mr. and Mrs. Nhu and the rest of the Ngo family.“¹⁵⁵ Gleichzeitig wurde in den Überlegungen der Kennedy-Administration über einen möglichen Sturz Coup auch deutlich, dass die Alternativen zu Diem zum Beispiel aus dem militärischen Bereich (General Tho, General Minh) nach wie vor nicht wirklich verlässlich waren, um das Land zu einem demokratischen Leuchtturm zu machen. Offensichtlich war dieses Ziel für Kennedy und seine Berater nun aber nur noch sekundär, obwohl dies konträr zu dem eigentlichen außenpolitischen Ansatz Kennedys ist, die Entwicklungsländer als mündige Partner zu behandeln. Zynisch muten daher, die konkreten Planungen Washingtons für einen Coup gegen Diem an, bei denen die USA größten Wert darauf legen wollten nur im Hintergrund zu agieren:

„It would be desirable to keep the U.S. hand in the coup concealed to the maximum extent feasible. We would want to avoid any public connotation that the new government was our puppet.“¹⁵⁶

So wie dies in diversen internen Papieren der Kennedy-Administration diskutiert wurde, handelte die amerikanische Regierung letztlich auch. Am 1. November 1963 wurde Ngo Dinh Diem und sein Bruder Ngo Dinh Nhu bei einem Militärputsch gestürzt

¹⁵⁴ FRUS, Memorandum From the Former Political Counselor of Embassy in Vietnam (Mendenhall) to the Deputy Assistant Secretary of State for Far Eastern Affairs (Rice), in: FRUS: Volume II, Vietnam 1962, S. 596-601, hier: S. 597.

¹⁵⁵ Ebd. S. 598.

¹⁵⁶ Ebd. S. 599.

und ermordet.¹⁵⁷ Der amerikanische Botschafter in Saigon war nicht bereit auf das Hilfesuch Diems einzugehen.

Gerade diese umstrittene Haltung Kennedys zu dem Militärputsch 1963 hat die wissenschaftliche Diskussion zu seiner gesamten Vietnampolitik nachhaltig beeinflusst. Grundsätzlich lassen sich die Historiker, die sich während aber auch nach dem Vietnamkrieg mit den politischen Ereignissen in Vietnam beschäftigt haben, in zwei Gruppen aufteilen: zum einen in die eher konservativen Wissenschaftler, die das amerikanische Vorgehen vor allem auf dem militärischen Bereich billigten und den politisch eher links orientierten Forschern, die den Vietnamkrieg als generelles Fiasko der amerikanischen Diplomatie ansahen. Dieser Streit wird auch bei Kennedys Vietnamkriegsstrategie intensiv geführt. Sie ist deshalb so intensiv, da Kennedys Vietnampolitik für eine Ausweitung des amerikanischen Engagements in der Region steht. Dies lässt sich beispielsweise an der schrittweisen Erhöhung der Militärberater ablesen, die zum den Kriegsschauplatz entsandt wurden. Auch wenn bis heute fraglich ist, ob Kennedy in einer möglichen zweiten Amtszeit, den Vietnameinsatz beendet hätte oder nicht, wird bereits die Entscheidung Kennedys, das Engagement von 1960 an stetig zu erhöhen kritisiert, so zum Beispiel von T. J. McCormack, P. J. Hearden und anderen Historikern der so genannten New Left. Andere Historiker wie R. B. Smith lehnen diese Haltung ab und zeigen stattdessen Verständnis für Kennedys Strategie. Sie führen an, dass erst die chinesische und sowjetische Unterstützung für die nordvietnamesischen Kämpfer, Kennedys Handeln notwendig gemacht hatte. Der Autor dieser Studie sieht das ähnlich: der amerikanische Präsident konnte sich bei allem Bemühen um eine effiziente Entspannungspolitik, die seine Außenpolitik durchzog, nicht von den Grundprinzipien des Kalten Krieges entziehen. Daher durfte den Hauptgegnern kein Zugewinn an politischem und militärischem Einfluss in der Region zugestanden werden. Abgesehen davon stand Kennedy innenpolitisch unter Druck und konnte sich gegenüber den konservativen Republikanern keine schwache Haltung gegenüber den Gefahren des globalen Kommunismus erlauben. Kennedy spürte zwar, dass sich das amerikanische Engagement in Vietnam schon in dieser frühen Phase in einer politischen und vor allem militärischen Sackgasse befand, er konnte sich allerdings nicht zu einer klaren Kehrtwende durchringen. Die Furcht der Kennedy-Administration vor einem möglichen Prestige-Gewinn des Kommunismus ließ

¹⁵⁷ Vgl. Marc Frey, *Geschichte des Vietnamkriegs*, S. 97.

solch einen radikalen Schritt offenbar nicht zu. Auch seine Nachfolger hatten mit dieser ziemlich ausweglosen Situation zu kämpfen.

6. Zwischenergebnis

Dieser kurze Überblick über die außenpolitischen Herausforderungen John F. Kennedys macht rasch deutlich, dass der Präsident gerade in diesem Themenfeld eine wirklich globale Agenda verfolgte.¹⁵⁸ Gleichzeitig hatte er in kürzester Zeit gleich mehrere höchst brisante internationale Krisen in verschiedenen Regionen der Erde zu bewältigen. Zwar war der Präsident auch schon als junger Abgeordneter im Kongress an außenpolitischen Themen interessiert gewesen, aber dennoch konnte er anders als sein Vorgänger Eisenhower nicht auf einen großen eigenen Erfahrungsschatz in diesen Fragen zurückgreifen.

Dennoch wollte er nicht bloß die Außenpolitik seiner Vorgänger fortsetzen. Er wollte neue Akzente setzen und bisherige Grenzen überwinden, ganz im Sinne seines Mottos: „New Frontier“. Dies betraf vor allem die Grundkonstante seines außenpolitischen Handelns: den Konflikt zwischen den USA und der Sowjetunion im Kalten Krieg. Auch wenn Kennedy im Präsidentschaftswahlkampf 1960 vor allem damit punkten konnte, dass er behauptete, die USA seien was die Raketentechnologie betraf gegenüber der Sowjetunion im Rückstand, setzte er nach seiner Wahl nicht unbedingt auf eine starke Aufrüstungspolitik, sondern wollte mit Moskau eine neue Entspannungspolitik beginnen. Diese sollte zumindest zum Teil auch einen atomaren Teststopp beinhalten. Auch bei Kennedys Bemühungen, die Spannungen zwischen Moskau und Washington durch eine verlässliche und konstruktive Politik zu lindern, gab es immer wieder Rückschläge.¹⁵⁹ Ganz besonders deutlich wird dies bei dem aus der Perspektive Kennedys gescheiterten Gipfeltreffen zwischen dem sowjetischen Generalsekretär Nikita Chruschtschow und ihm in Wien im Juni 1961. Gerade bei diesem Treffen war die sowjetische Führung in keiner Weise bereit, auf die amerikanischen Anliegen einzugehen. Dennoch hielt der amerikanische Präsident grundsätzlich an seiner eingeschlagenen Entspannungspolitik fest. Besonders deutlich wird dies bei den gravierendsten Krisen seiner Amtszeit: der Berlin- Krise und der

¹⁵⁸ Vgl. Andreas W. Daum, *Kennedy in Berlin: Politik, Kultur und Emotionen im Kalten Krieg*, Paderborn 2003, S. 24 ff.

¹⁵⁹ Vgl. Frank Costigliola, *The pursuit of Atlantic Community*, in: Thomas G. Paterson (Hrsg.), *Kennedy's quest for victory: American foreign policy, 1961-1963*, Oxford 1989, S. 24-57.

Kuba-Krise.¹⁶⁰ In beiden Situationen waren die Sicherheitsinteressen der USA und ihrer engsten Verbündeten in höchster Gefahr. Doch in beiden Situationen reagierte Kennedy auf die sowjetischen Provokationen besonnen und sorgte so dafür, dass die Auseinandersetzung nicht weiter eskalierte. Im Fall der Kuba-Krise setzte er auf eine bilaterale Verhandlungslösung mit Moskau und auf die militärische Abriegelung der Karibikinsel. Bei der Berlin-Krise sah er schnell, dass eine weitere Zuspitzung eine militärische Auseinandersetzung mit der Sowjetunion nur wahrscheinlicher machen würde. Daher billigte er den Mauerbau, da er der amerikanischen Strategie offensichtlich nicht zuwiderlief. Dass er mit der Haltung bei den westdeutschen Verbündeten keine Begeisterung auslöste, nahm er in Kauf, denn ihm genügte es mit Großbritannien einen besonders wichtigen Verbündeten in Europa zu haben.

Ähnlich wie die oben beschriebene Kuba-Krise waren die Ursprünge des Vietnamkrieges Konflikte, die Kennedy von seinen Amtsvorgängern übernommen hatte. Es war eine Grundmaxime der amerikanischen Außenpolitik der 1950er und 1960er Jahre gewesen, die weitere Ausbreitung des Kommunismus in Asien zu verhindern.¹⁶¹

Die Machtübernahme der Kommunisten in China bildete die Grundlage für das amerikanische Engagement in Vietnam, nachdem sich Frankreich Mitte der 1950er Jahre aus der Region zurückziehen musste. Gerade bei dem amerikanischen Eingreifen in Vietnam schwebte Kennedy nicht nur ein militärisch-politischer Erfolg vor, sondern er wollte das Land auch entwicklungspolitisch voranbringen.¹⁶² Vietnam sollte nach den Plänen der amerikanischen Regierung zu einem demokratischen Musterstaat werden und weit in die Region hinausstrahlen. Dass dieser Plan so nicht zu realisieren war, musste Washington allerdings rasch einsehen.

Was hat nun diese kurze Zusammenstellung der wichtigsten außenpolitischen Herausforderungen Kennedys mit dem Kernthema dieser Studie, seinem Verhältnis zur europäischen Integration zu tun? Es verdeutlicht die klare Prioritätensetzung des Präsidenten in der Außenpolitik. Für ihn war die Auseinandersetzung mit der Sowjetunion das zentrale Thema. Selbstverständlich sah er auch die Bedeutung der transatlantischen Partnerschaft und der europäischen Integration, aber all dies war sekundär. Insofern konnte es keine Rücksichtnahme auf Sonderinteressen der europä-

¹⁶⁰ Vgl. ebd.

¹⁶¹ Vgl. Robert D. Schulzinger, *A time for war: the United States and Vietnam, 1941-1975*, New York 1997, S. 328 ff.

¹⁶² Vgl. Yvonne Baumann, *John F. Kennedy und „foreign aid“: die Auslandshilfe der Administration Kennedy unter besonderer Berücksichtigung des entwicklungspolitischen Anspruchs*, Stuttgart 1990, S. 62 ff.

ischen Verbündeten wie zum Beispiel Frankreich geben. Dass diese strategische Festlegung gegenüber der europäischen Integration letztlich den Interessen Washingtons großen Schaden zufügte, soll im weiteren Verlauf dieser Studie diskutiert werden.

Es kommt dabei noch ein weiterer Aspekt hinzu: Kennedy verließ sich bei seiner Europapolitik auf den Rat von nur wenigen Experten oder Kabinettsmitgliedern. Dieser exklusive Kreis soll nun im folgenden Kapitel vorgestellt werden.

KAPITEL II:

DIE EUROPAPOLITISCHEN BERATER KENNEDYS

Die vorliegende Studie über Kennedys Europapolitik behandelt in erster Linie die großen transatlantischen Kontroversen während der kurzen Amtszeit des Präsidenten. Dabei stehen sowohl wirtschaftspolitische als auch sicherheitspolitische Themen¹⁶³ im Vordergrund. Besonders frappierend war bei all diesen Kontroversen der 1960er Jahre die selbstbewusste Rolle des französischen Staatspräsidenten Charles de Gaulle, der insbesondere bei der Diskussion um einen möglichen EWG-Beitritt Großbritanniens sich letztlich durchsetzte und das britische Beitritts-gesuch ablehnte.¹⁶⁴ Auch die Vermittlungsbemühungen des deutschen Bundeskanzlers Konrad Adenauer konnten daher nur Schadensbegrenzung sein, mehr aber nicht.¹⁶⁵

Ein weiteres Beispiel für die französische Hartnäckigkeit war der Streit um eine transatlantische Nuklearstreitmacht (MLF), ein Projekt, das schließlich auch wegen des französischen Protests nicht realisiert werden konnte.

Diese beiden Beispiele zeigen deutlich, dass es die Kennedy-Administration mit einer großen außenpolitischen Herausforderung zu tun hatte: auf der einen Seite wollte sie das transatlantische Bündnis so gut es ging zusammenzuhalten und musste deshalb die französischen Interessen berücksichtigen, auf der anderen Seite hatte sie eben auch die originär amerikanischen Interessen zu verteidigen. Rasch wurde den Verantwortlichen innerhalb der amerikanischen Regierung deutlich, dass es de Gaulle bei seinen europapolitischen Initiativen nicht um die Klärung sachpolitischer Fragen ging, sondern um die Neugestaltung der transatlantischen Partnerschaft unter besonderer Berücksichtigung der französischen Machtposition.¹⁶⁶

Hierbei ist es hilfreich sich nicht nur auf den Präsidenten selbst zu konzentrieren, sondern auch einen Blick auf die Akteure im Hintergrund zu werfen.¹⁶⁷ Dabei wird der Schwerpunkt in der Analyse der außenpolitischen Berater liegen. In der Forschung ist es allgemein Konsens, dass es innerhalb der amerikanischen Regierung ver-

¹⁶³ Vgl. Harald Biermann, John F. Kennedy und der Kalte Krieg: die Außenpolitik der USA und die Grenzen der Glaubwürdigkeit, Paderborn 1997, S. 63-72.

¹⁶⁴ Vgl. Frank Costigliola, The failed design: Kennedy, de Gaulle, and the struggle for Europe, in: Diplomatic History, 8 3, 1984, S. 227-252.

¹⁶⁵ Vgl. Hanns Jürgen Küsters, Adenauers Europapolitik in der Gründungsphase der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 31 1983, S. 646-673.

¹⁶⁶ Vgl. Maurice Vaisse, La grandeur: politique étrangère du general de Gaulle 1958-1969, Paris 1998, S. 35-40.

schiedene Ansichten darüber gab, wie der Präsident sich gegenüber den europäischen Partnern und besonders gegenüber de Gaulle verhalten sollte. In Kennedys Team gab es idealistische Berater, die die Idee der europäischen Integration begeistert aufgenommen hatten und von amerikanischer Seite aus nachhaltig unterstützen wollten.¹⁶⁸

Allerdings schaffte es diese Gruppe von Kennedy-Beratern nicht, die alleinige Deutungshoheit über die außenpolitischen Entwicklungen zu behalten, denn die zweite Gruppe der sogenannten Realisten setzten in ihren Analysen für den Präsidenten andere Akzente. Die Realisten sahen die europäische Integration zwar grundsätzlich ebenfalls als eine wichtige politische Initiative an, sie waren aber der Ansicht, dass es im Kalten Krieg in erster Linie auf die sicherheitspolitische Auseinandersetzung mit der Sowjetunion ankomme, und dass daher Europa eher ein Neben- als ein Hauptschauplatz für die amerikanische Außenpolitik sei.¹⁶⁹

Um diesen möglichen Konflikt zwischen Kennedys Ratgebern genauer zu untersuchen, sollen nun in diesem Kapitel die wichtigsten außenpolitischen Experten der Kennedy-Administration vorgestellt werden. Dabei sollen ihre außenpolitischen Grundüberzeugungen klar herausgearbeitet werden, um ihre Beratung für den Präsidenten besser nachvollziehen zu können. Gerade die Beleuchtung der internen Vorgänge der amerikanischen Regierung kann ein Beitrag dazu liefern, Kennedys Schwierigkeiten im Umgang mit de Gaulles Außenpolitik zu erklären.

Neben den persönlichen Beratern des Präsidenten waren selbstverständlich auch die einzelnen Minister mit den jeweiligen sicherheitspolitischen Ressorts wichtige Akteure in der Kennedy-Administration. Daher soll hier Außenminister Dean Rusk, der von 1961-1969 amtierte, vorgestellt werden. Auch wenn Rusk sicherlich darunter zu leiden hatte, dass Kennedy während seiner Amtszeit, die Außenpolitik mehr und mehr als seine Haupttätigkeit entdeckte und damit Rusks Spielraum einschränkte, ist sein Einfluss besonders im Zusammenhang mit den transatlantischen Beziehungen nicht zu unterschätzen, wie man an einer Vielzahl von Memoranden erkennen kann.¹⁷⁰

Gleichzeitig soll in diesem Kapitel Robert McNamera, amerikanischer Verteidigungsminister von 1961 bis 1968, vorgestellt werden. Wie kaum ein anderes Mitglied

¹⁶⁷ Vgl. Robert Dallek, *John F. Kennedy: ein unvollendetes Leben*, München 2004, S. 325 ff.

¹⁶⁸ Vgl. Klaus Schwabe, *Weltmacht und Weltordnung: Amerikanische Außenpolitik von 1898 bis zur Gegenwart: eine Jahrhundertgeschichte*, Paderborn 2006, S. 303.

¹⁶⁹ Vgl. Klaus Schwabe (ebd.), S. 303-304.

¹⁷⁰ Vgl. Dean Rusk, *As I saw it*, New York 1990.

der Kennedy-Administration gilt er in der Geschichtswissenschaft allgemein als der wichtigste Architekt der amerikanischen Außen- und Sicherheitspolitik in den 1960er Jahren, besonders was das militärische Engagement der USA im Vietnamkonflikt angeht.¹⁷¹ Allerdings hatte die amerikanische Sicherheitspolitik zu Beginn dieser Zeit allein schon wegen der Berlin-Problematik immer auch europäische Aspekte, wie man unter anderem auch an weiteren Themen wie der MLF-Diskussion oder der sogenannten „flexible response“ erkennen kann.¹⁷² Insofern soll hier McNamaras Sicht auf die europäische Integration, so weit dies möglich ist, nachgezeichnet werden.

Ferner soll der Staatssekretär im amerikanischen Außenministerium George Ball kurz porträtiert werden. Ball war zweifellos einer der entschiedenen Verfechter der europäischen Integration und sah in der Förderung dieses Gedankens auch die einzige Möglichkeit, um langfristig die Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich garantieren zu können. Zwar war seine Position, betrachtet man nur seine Position innerhalb der Hierarchie, nicht sehr bedeutend, analysiert man gleichzeitig aber die Vielzahl seiner Memoranden zu europapolitischen Problemen, so wird sein Einfluss schnell sichtbar.¹⁷³

Im vierten Abschnitt des Kapitels soll der Gegenspieler von Ball in der Kennedy-Administration, der Nationale Sicherheitsberater McGeorge Bundy genauer porträtiert werden, der besonders während der zahlreichen internationalen Krisen zu Beginn der 1960er Jahre zu einer Schlüsselfigur in der amerikanischen Außenpolitik wurde.¹⁷⁴ Während sich Bundy bei seiner Tätigkeit auf die ganze Bandbreite der sicherheitspolitischen Herausforderungen der 1960er Jahre einlassen musste und dementsprechend seine Haupttätigkeit in den amerikanisch-sowjetischen Beziehungen sah, konnte sich Ball auf die europapolitischen Aspekte der amerikanischen Außenpolitik konzentrieren.¹⁷⁵ Diese unterschiedliche Perspektive fand durchaus Niederschlag in den Analysen der beiden Berater, die hier vorgestellt werden.

Schließlich wird ein Berater Kennedys porträtiert, der eigentlich von seiner Aufgabe in der Regierung kein sicherheitspolitischer Experte war, der aber aufgrund seiner

¹⁷¹ Vgl. zu McNamaras Haltung zum Vietnamkrieg nach Ende des Kalten Krieges auch Lloyd E. Ambrosius, *Wilsonianism: Woodrow Wilson and his legacy in American foreign relations*, New York 2002, S. 157-175. Interessanterweise distanzierte sich McNamara nach 1990 von seiner eigenen Vietnam-Politik, die er in den 1960er Jahren entwickelt hatte.

¹⁷² Vgl. Deborah Shapley, *Promise and power: the life and times of Robert McNamara*, Boston 1993.

¹⁷³ Vgl. James A. Bill, *George Ball: behind the scenes in U.S. foreign policy*, London 1997, S. 56-101.

¹⁷⁴ Vgl. Kai Bird, *The color of truth: McGeorge Bundy and William Bundy: brothers in arms*, New York 1998.

engen persönlichen Bindung zum Präsidenten auch auf diesem Gebiet sicherlich nicht ohne Einfluss war: Redenschreiber Ted Sorensen.¹⁷⁶ Er gehörte zu den Beratern Kennedys, die ihn auch schon in der Zeit vor der Präsidentschaft lange Jahre begleitet hatten und daher über einen guten Zugang zum Regierungschef verfügten.

1. Dean Rusk

Kennedy, der es sich zur obersten Aufgabe gemacht hatte, die besten Minister gerade auf dem Gebiet der Außen- und Sicherheitspolitik um sich zu scharen, war besonders bei der Auswahl des Außenministers sehr penibel darauf bedacht, einen möglichst erfahrenen Experten zu berufen, der sowohl in der Politik als auch in der Wissenschaft Erfahrung gesammelt hatte.¹⁷⁷ So war die Ernennung des Politikwissenschaftlers Dean Rusk als neuen Außenminister der Kennedy-Administration nicht überraschend, passte sie doch in Kennedys grundsätzliche Personalpolitik.

Rusk, der 1909 in Cherokee County, Georgia geboren war, hatte sich nach Studien an dem Davidson College in North Carolina und an der renommierten Universität in Oxford frühzeitig für eine politische Laufbahn entschieden.¹⁷⁸ Gerade während seiner Studienzeit in Großbritannien spezialisierte er sich auf außenpolitische Themen und war zudem ein entschiedener Kritiker der britischen Appeasement-Politik unter Premierminister Neville Chamberlain, eine Erfahrung, die ihn für seine spätere politische Karriere sehr prägen sollte.¹⁷⁹ Dies hängt sicherlich auch mit seinen ganz persönlichen Erlebnissen während eines Deutschland-Aufenthalts 1933 zusammen.¹⁸⁰ Nach seinem Europa-Aufenthalt war er als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Mills College in Oakland / Kalifornien tätig, wo er vor allem internationale Beziehungen lehrte. Nach dem Zweiten Weltkrieg nutzte er seine engen Kontakte, die er zum neuen Außenminister George Marshall hatte, und übernahm im amerikanischen Außenministerium das Referat für Besondere Angelegenheiten, das auch alle Angelegenheiten zwischen den USA und den Vereinten Nationen umfasste. Nach seinem zwischenzeitlichen Ausscheiden aus der amerikanischen Regierung 1952 wurde er Präsident der Rockefeller Foundation, einem Forschungsinstitut, wo er sich besonders mit ent-

¹⁷⁵ Vgl. George W. Ball, *The past has another pattern: Memoirs*, New York 1982.

¹⁷⁶ Vgl. Ted Sorensen, *Counselor: a life at the edge of history*, New York 2008.

¹⁷⁷ Vgl. Michael O'Brian, *John F. Kennedy: a biography*, New York 2005, S. 513 ff.

¹⁷⁸ Vgl. Warren I. Cohen, *Dean Rusk*, Totowa 1980, S. 6 ff.

¹⁷⁹ Vgl. Dean Rusk, *As I Saw it*, New York 1990, S. 93 ff.

¹⁸⁰ Vgl. Warren I. Cohen, *Dean Rusk*, S. 2.

wicklungspolitischen Themen beschäftigte. Schließlich wurde Kennedy im Präsidentschaftswahlkampf 1960 auf ihn aufmerksam, da Rusk in einem Artikel für die Fachzeitschrift „Foreign Affairs“ seine Vorstellungen von einer sinnvollen amerikanischen Außenpolitik darlegte und vor allem die Position des Präsidenten innerhalb des außenpolitischen Systems der USA hervorhob, indem er betonte:

„The President , with the aid of his Secretary of State and the support of the Congress, supplies the leadership in our foreign relations (...) The crucial, indispensable contribution which the President can make to the conduct of our foreign affairs is to enter fully into his office, to use its powers and accept its responsibilities, to lead a people who are capable of responding to the obligations of citizenship.“¹⁸¹

Kennedy stimmte mit Rusks grundsätzlichen Ansichten überein und nominierte ihn daher für das Amt des Außenministers, da er der Ansicht war, mit Ball einen wirkungsvollen Partner für seine neuen Akzente in der amerikanischen Außenpolitik zu haben.¹⁸²

Als Außenminister der Kennedy-Administration bestand seine wichtigste Aufgabe darin, die neue Strategie der „flexible response“ gegenüber den europäischen Verbündeten zu vertreten. Somit wurden die transatlantischen Spannungen und die rapide Entwicklung der europäischen Integration zu den wichtigsten Themen seiner Amtszeit. Zwar wurde in der Tat gerade während der Präsidentschaft Kennedys von Seiten des Weißen Hauses versucht, die Leitlinien der Außenpolitik unter weitgehender Umgehung des Außenministeriums zu formulieren, dennoch versucht Rusk auch eigene Akzente zu setzen.

Ähnlich wie bei seinen Kollegen war auch für seine tägliche Arbeit im Zusammenhang mit der europäischen Integration die französische Haltung im besonderen Maße ein Ärgernis. Allerdings kam bei seiner Aufgabe noch erschwerend hinzu, dass er anders als beispielsweise Ball nicht im Hintergrund agierte, sondern als Außenminister sich in vielen Diskussionen mit der französischen Regierung oder den anderen europäischen Verbündeten den Herausforderungen stellen musste.

Besonders die Frage nach einem möglichen EWG-Beitritt Großbritanniens wurde in vielen Gesprächen zwischen Rusk und seinem belgischen Kollegen Spaak erörtert. Als Beispiel kann hier ein Gespräch zwischen Rusk und seinem belgischen Kollegen im November 1962 angeführt werden. Darin machte Spaak die Befürchtungen der kleineren EWG-Staaten deutlich, bei den wichtigen Verhandlungen um eine EWG-

¹⁸¹ Dean Rusk, The President, in: Foreign Affairs 1960.

¹⁸² Vgl. Harald Biermann, John F. Kennedy und der Kalte Krieg: die Außenpolitik der USA und die Grenzen der Glaubwürdigkeit, Paderborn 1997, S. 54-63.

Erweiterung von den großen Mitgliedsstaaten vor allem Frankreich übergeben zu werden. Besonders dringend war aber auch die Angst vor einer Blockadehaltung de Gaulles, da diese den kompletten Integrationsprozess zum Erliegen bringen könnte:

„In regard to future developments he is afraid that, if the UK joins the Common Market, General de Gaulle will no longer be truly interested in the development of the political unification of Europe and furthermore will do nothing to bring life and vigor to the various economic communities.“¹⁸³

Aus dieser Aussage Spaaks wird auch deutlich, dass besonders von den Benelux-Staaten eine Unterstützung des britischen EWG-Beitrittswunsches erwartet wurde, da diese Staaten in einem Europa des Freihandels ihr politisches Ideal verwirklicht sahen. Folglich erwarteten sie bei einem britischen Beitritt einen deutlichen Schub für den Integrationsprozess. Dementsprechend war es Rusks vordringliche Aufgabe, die Sorgen der kleineren EWG-Staaten zu mindern und gleichzeitig für die amerikanische Position zu werben. Dabei betonte Rusk, besonders in dem Gespräch mit seinem belgischen Amtskollegen, dass bei aller grundsätzlichen Sympathie Washingtons für eine erweiterte EWG, man Nachteile vor allem in der Handelspolitik nur in einem gewissen Rahmen ertragen könne:

„The Secretary said that it is quite true that the United States was and is ready to accept certain economic discomforts for the sake of the accrued strength which would be gained by the free world through European integration. However, the United States is not willing to accept deep economic injury, such as might result from several hundreds of millions of dollars a year of agricultural sales to Europe.“¹⁸⁴

Besonders wichtig sind in diesem Zusammenhang aber auch Rusk's Einschätzungen gegenüber der französischen Strategie, die sich seiner Meinung nach mehr an rein nationalen Gesichtspunkten orientierte als an einem wirklichen europäischen Gemeinwohl. Insbesondere nach der brüskten Absage de Gaulles im Januar 1963, Großbritannien den Beitritt in die EWG zu ermöglichen. Rusk beobachtete genauso wie Kennedy in der Folgezeit de Gaulles Außenpolitik noch misstrauischer als ohnehin schon. Dabei wurde von dem amerikanischen Außenminister der Versuch Frankreichs, die Bundesrepublik noch näher an sich zu binden, mit großem Argwohn betrachtet, galt doch Bonn im Prinzip als sehr verlässlicher Partner Washingtons.¹⁸⁵ Gerade diese Skepsis, die in vielen Memoranden Rusk's zum Ausdruck kommt, zeigt deutlich, dass man vor allem seit dem Scheitern des britischen Beitrittsgesuchs von

¹⁸³ Memorandum of Conversation, Subject: European Economic Problems, 27.11.1962, in: FRUS, 1961-1963 Volume XIII, West Europe and Canada, S. 134-138.

¹⁸⁴ FRUS ebd., S. 136.

¹⁸⁵ Vgl. Dean Rusk, Circular Telegram From the Department of State to Certain Missions in Europe, 14.06.1963, in: FRUS, Volume XIII, West Europe and Canada, S. 202-204.

französischer Seite eigentlich keinen konstruktiven Beitrag mehr erwartete. Auch die von der französischen Regierung initiierten Fouchet-Vorschläge wurden von amerikanischer Seite und dort besonders vom Außenministerium nicht als wirklich hilfreich aufgefasst. Rusk hatte vielmehr den Verdacht, de Gaulle wolle damit die EWG in eine rein intergouvernementale Organisation umwandeln, die letztlich unter der Führung Frankreichs arbeiten sollte.¹⁸⁶ Abgesehen davon war Rusk von den grundsätzlichen Motiven Frankreichs im Zusammenhang mit dem intensiver werdenden amerikanisch-sowjetischen Konflikt alles andere als erfreut. Ähnlich wie Kennedy befürchtete er, de Gaulle könne ein politisches Arrangement mit der sowjetischen Regierung finden und somit die aus amerikanischer Sicht zumindest bewährte Containment-Strategie schwächen.¹⁸⁷ In der Tat waren die persönlichen Treffen zwischen de Gaulle und Chruschtschow für Washington Anlass genug, die Zuverlässigkeit des französischen Bündnispartners kritisch zu hinterfragen.¹⁸⁸ Auch Rusk spürte, ähnlich wie andere Mitglieder der Kennedy-Administration auch, dass ein gutes politisches Auskommen mit Paris für Washington immer schwieriger zu realisieren sein würde. Umso wichtiger wurde es gerade für das amerikanische Außenministerium, einen möglichst engen Kontakt mit der Bundesregierung unter Adenauer beizubehalten, um zu verhindern, dass der junge westdeutsche Teilstaat zum Beispiel bei vielen sicherheitspolitischen Fragen zu stark unter französischem Einfluss kommen könnte. Besonders deutlich zeigt sich dies bei den deutsch-amerikanischen Konsultationen, die in regelmäßigen Abständen stattfanden. Rusk versuchte in diesen Gesprächen mit deutschen Spitzenpolitikern, wie zum Beispiel dem Fraktionsvorsitzenden der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, Heinrich von Brentano, mehr über den französischen Konfrontationskurs herauszufinden. Es gab zwar auch in diesen Krisenzeiten direkte Gespräche zwischen Paris und Washington, jedoch war das Vertrauen zwischen den beiden Partnern deutlich geringer, als es bei den deutsch-amerikanischen Regierungskonsultationen der Fall war.

So machte Rusk im Gespräch mit von Brentano seine Bedenken bezüglich des deutsch-französischen Freundschaftsvertrages vom Januar 1963 deutlich und forder-

¹⁸⁶ Vgl. FRUS, Dean Rusk, Circular Telegram From the Department of State to Certain Missions in Europe, 14.06.1963, in: FRUS, Volume XIII, West Europe and Canada, S. 202-204. S. 202

¹⁸⁷ Zur Sowjetunion-Politik von Frankreichs de Gaulle vgl. Telegram From the Department of State in Belgium, 23.02.1962, in: FRUS, 1961-1963 Volume XIII, Western Europe and Canada, S. 65-67.

¹⁸⁸ Vgl. Maurice Vaisse, *La grandeur*, S. 265 ff.

te die deutsche Regierung mit Nachdruck dazu auf, auch nach der Ratifizierung des Abkommens ein solider amerikanischer Bündnispartner zu bleiben:

„The Secretary expressed the hope that the Bundestag and the Federal Government would be able to make it clear that the Franco-German Treaty would not mean a change in German policies.“¹⁸⁹

Dies wurde ihm von der deutschen Seite auch zugesichert. Genauso wichtig wie diese grundsätzliche Bereitschaft Bonns, weiterhin an der Seite Washingtons zu stehen, war aber Rusk das Bedürfnis gegenüber seinem Kollegen Brentano deutlich seine negative Haltung in Bezug auf die französische Europapolitik zu erklären. Dabei betonte Rusk, dass sich de Gaulle gerade wegen seiner Politik eigentlich innerhalb Europas aber auch darüber hinaus in der NATO vollkommen isoliert habe:

„The personal isolation of de Gaulle seemed to exist within his own Government as well as toward foreign governments. It was difficult to see how to move toward greater cooperation.“¹⁹⁰

Ähnlich wie Kennedy versuchte sein Außenminister die deutsche Regierung als eine Art Vermittler im transatlantischen Bündnis anzusehen, eine Rolle, die von dieser aber nur ungern angenommen wurde, wie man an der Reaktion seines deutschen Gesprächspartners von Brentano erkennen konnte. Gerade die deutsche Art des politischen Pragmatismus sollte, so das Ziel der Bundesregierung, letztlich dazu führen die deutschen Interessen in der internationalen Gemeinschaft durchzusetzen. Folglich war es oberste Maxime, sich in diesem transatlantischen Konflikt, der sich im Kern um die USA und Frankreich konzentrierte, nicht zu parteiisch zu zeigen, sondern den Ausgleich zu suchen. Von Brentano nahm im Gespräch mit Rusk eine konstruktive Rolle ein und versuchte der amerikanischen Seite, einen Lösungsweg für die Kontroverse mit der französischen Regierung um einen möglichen EWG-Beitritt Großbritanniens aufzuzeigen:

„France must not be let out of its responsibilities in that connection, but permanent close contact would also have to be maintained with the UK. Therefore, the positions in Britain and under the Rome Treaty should be developed along parallel lines even if France did not participate. The objective should be to achieve the same decisions in London and Brussels and to avoid decisions that would make more difficult the UK entry into the EEC.“¹⁹¹

Dass die Bundesregierung auch aus eigenem Interesse heraus bereit war, diese Vermittlerrolle anzunehmen, war für Rusk als amerikanischem Außenminister sehr

¹⁸⁹ Memorandum of Conversation, Subject: Western Unity; Franco-German Treaty; de Gaulle; Common Market; TEA, in: FRUS, Volume XIII, Western Europe and Canada, S. 190-199.

¹⁹⁰ FRUS (ebd.), S. 191 f..

¹⁹¹ FRUS (ebd.), S. 193.

nützlich, hatte sich doch das amerikanisch-französische Verhältnis während Kennedys Amtszeit permanent verschlechtert.¹⁹² Immer deutlicher wird die Distanz, ja zeitweilig auch die Entfremdung zwischen den beiden Staaten, die formal gesehen immer noch Verbündete waren, sich aber nicht wie solche verhielten.¹⁹³

Während de Gaulle regelmäßig die amerikanische Regierung davor warnte, sich zu sehr in die europäischen Angelegenheiten einzumischen und damit möglicherweise europäische Staaten zu Protektoraten zu machen, wollten Kennedy und seine außenpolitischen Berater den Prozess der europäischen Integration zwar aktiv begleiten, aber den Europäern dennoch ihre Unabhängigkeit belassen.¹⁹⁴

Zweifellos war Rusks Position als Außenminister in der Kennedy-Administration eine sehr bedeutende, da er, wie oben gesehen, gerade während der Krisen im transatlantischen Bündnis Verbindung mit den Verbündeten halten und dabei alle Interessen berücksichtigen musste: die der kleineren Beneluxstaaten genauso wie die der europäischen Führungsstaaten Deutschland und Frankreich. Jedoch lässt sich der wirkliche Einfluss eines wichtigen Außenpolitikers nicht nur an seiner offiziellen Aufgabe messen, sondern vor allem auch an seiner internen Wirkung und damit, inwieweit der Regierungschef auf seine Expertise hört oder nicht. Gemessen an diesem Kriterium war die Position Rusks allerdings relativ schwach. Dies lag vor allem daran, dass Kennedy sich selbst wie kaum ein anderer Präsident vor ihm, als den wichtigsten Außenpolitiker seiner Administration ansah.¹⁹⁵ Folglich war der Handlungsspielraum Rusks bei allem Bemühen eher begrenzt. Allerdings war Kennedys Anspruch in der Außenpolitik und dort vor allem bei den intensiven internationalen Krisen seiner Amtszeit, die Initiative zu behalten, nicht unbegründet:

„John F. Kennedy, more than any president since FDR, was his own secretary of state, having traveled extensively abroad in his youth, served in the South Pacific during World War II and as a member of the Senate Foreign Relations Committee, and studied and written about diplomatic history and foreign affairs. Kennedy was more prepared to lead in foreign policy and national security matters than most of his successors, possibly excepting the first President Bush.“¹⁹⁶

¹⁹² Telegram From the Embassy in France to the Department of State, 16.05.1962, in: FRUS, 1961-1963 Volume XIII, Western Europe and Canada, S. 702-703.

¹⁹³ Vgl. Thurston Clarke, *Ask not: the inauguration of John F. Kennedy and the speech that changed America*, New York 2004, S. XIII-S. XVI.

¹⁹⁴ Vgl. Telegram From the Embassy in France to the Department of State, 28.05.1962 in: FRUS, 1961-1963 Volume XIII, Western Europe and Canada, S. 705-708.

¹⁹⁵ Vgl. Thomas G. Paterson, *John F. Kennedy's Quest for Victory and Global Crisis*, in: Thomas G. Paterson (Hrsg.), *Kennedys quest for victory: American foreign policy, 1961-1963*, New York 1989, S. 3-24.

¹⁹⁶ Ted Sorensen, *Counselor*, S. 233.

Rusk konnte zwar grundsätzlich damit leben, dass der Präsident das letzte Wort bei außenpolitischen Entscheidungen hatte, allerdings war der stärker werdende Einfluss des Nationalen Sicherheitsrates, der von Bundy geleitet wurde, für ihn in zunehmendem Maße unerträglich, da er seine Kompetenz untergraben sah.¹⁹⁷ Andererseits war auch nach Ansicht Sorensens der Präsident in zunehmendem Maße enttäuscht über die Amtsführung seines Außenministers, da von seinem Ministerium eben nicht die erhofften Impulse für Kennedys Pläne einer neuen amerikanischen Außenpolitik kamen. Offensichtlich verwaltete Rusk in den Augen des Präsidenten das Außenamt mehr als das er substantielle Beiträge zur Neuausrichtung der außenpolitischen Strategie beitrug. Sorensen spekulierte folglich in seinen Erinnerungen: „In the second term, he (Kennedy) might well have placed George Ball or McGeorge Bundy in Rusk’s position.“¹⁹⁸

Ein weiterer Aspekt kommt neben dieser eher negativen Beurteilung Sorensens noch hinzu: neben dem Außenminister versuchte mit dem Verteidigungsminister Robert McNamara ein weiterer wichtiger Politiker der Kennedy-Administration, sich auf dem Feld der Außen- und Sicherheitspolitik zu profilieren.¹⁹⁹ McNamara soll nun im folgenden Abschnitt genauer porträtiert werden.

2. Robert McNamara

Robert McNamara wurde 1916 in Oakland, Kalifornien geboren und studierte an der Universität in Berkley von 1933 bis 1937 Wirtschaftswissenschaften.²⁰⁰ 1937 wechselte er zur Harvard Universität und studierte dort Betriebswirtschaftslehre, ein Studium, das gerade hinsichtlich seiner späteren Verwendung in Spitzenpositionen der amerikanischen Wirtschaft und Politik für ihn wichtig war, da er sich auch als späterer Politiker an den Management-Methoden orientierte. Nach dem Zweiten Weltkrieg arbeitete er beim amerikanischen Automobilkonzern Ford und stieg dort 1960 bis zum Vorstandsvorsitzenden auf. In den Augen Kennedys war dies eine gute berufliche Basis, um ihn Anfang 1961 zum Verteidigungsminister der USA zu berufen. In dieser Funktion hatte er in besonderem Maße mit den verschiedenen europäischen Positionen in der Sicherheitspolitik zu tun und konnte vor allem an der französischen

¹⁹⁷ Vgl. ebd., S. 234.

¹⁹⁸ Ebd., S. 234.

¹⁹⁹ Vgl. Deborah Shapley, *Promise and power*, S.3.

²⁰⁰ Vgl. ebd., S. 3 ff.

Haltung zur grundlegenden Struktur des transatlantischen Bündnisses wichtige Erfahrungen machen.²⁰¹

Die damit verbundene enge Kooperation zwischen Großbritannien und den USA auf dem Gebiet der Nuklearwaffentechnologie hatte große Auswirkungen auf die französische Verteidigungspolitik.²⁰²

Ohnehin waren gerade während dieser transatlantischen Krisen zu Beginn der 1960er Jahre die sicherheitspolitischen Themen eng mit den handelspolitischen Themen verwoben, daher war McNamara als Verteidigungsminister mindestens genauso im Mittelpunkt der Kontroversen wie der Präsident oder der Außenminister.

McNamara wies in vielen internen Diskussionen darauf hin, dass langfristig gesehen, der französische Sonderkurs in verteidigungspolitischen Fragen von den USA nicht hingenommen werden könne, vor allem mit Blick auf die Verpflichtungen gegenüber den anderen europäischen Verbündeten. Im Kern ging es also um die amerikanische Glaubwürdigkeit im Kalten Krieg. Spätestens aber seitdem die USA 1958 den französischen Wunsch ablehnten, innerhalb der NATO ein Direktorium zu schaffen, bestehend aus Frankreich, den USA und Großbritannien, war der Eisenhower- und später auch der Kennedy-Administration klar, dass Frankreich sicherheitspolitisch eigene Wege gehen wollte.²⁰³ Dementsprechend machte McNamara seinen Standpunkt gegenüber der Politik de Gaulles bei Sitzungen des nationalen Sicherheitsrates deutlich und drängte dabei nachdrücklich auf eine konsequente Entscheidung der amerikanischen Regierung:

„Secretary McNamara said that there were two ways of dealing with such a development. One way would be to disengage entirely from Europe. The other would be to tie ourselves much more closely to the European powers other than France... These actions include disparaging French nuclear capabilities; pulling our tactical fighters out of France and basing them in the U.K. or Spain or returning them to the U.S.; and drastically reducing our logistical base in France.“²⁰⁴

Dass McNamara anders als der Außenminister bei diesen sicherheitspolitischen Kontroversen mit Frankreich durchaus zu einer aggressiven Haltung neigte, konnte man aber auch bei anderen Gelegenheiten feststellen. Besonders der britisch-amerikanische Gipfel von Nassau 1962 und die damit verbundene Absprache zwischen London und Washington, die „special relationship“ weiter zu festigen, ohne

²⁰¹ Vgl. ebd., S. 97.

²⁰² Vgl. Maurice Vaisse, *La grandeur*.

²⁰³ Vgl. Remarks of President Kennedy to the national Security Council Meeting, 22.01.1963, in: FRUSS, 1961-1963, Volume XIII, West Europe and Canada, S. 484-487, hier: S. 484.

²⁰⁴ Summary Record of NSC Executive Committee Meeting No. 38 (Part II), 25.01.1963, in: FRUS, 1961-1963, Volume XIII, West Europe and Canada, S. 487-491, hier: S. 490.

Frankreich mit einzubeziehen, machte McNamara zu einem wichtigen Akteur in diesem transatlantischen Streit. Grundsätzlich wollte er genauso wie alle anderen bedeutenden Mitglieder der Kennedy-Administration Frankreich nicht aus der transatlantischen Gemeinschaft ausschließen.²⁰⁵ Allerdings war der amerikanischen Regierung wichtig, dass Frankreich, genauso wie die anderen europäischen Partnerstaaten, einen wichtigen eigenen Beitrag zum Gelingen dieser Allianz lieferte. Genau dies sah man in den Augen des Verteidigungsministers bei der französischen Haltung nicht. Eine faire Kooperation war der Kennedy-Administration auf dem Gebiet der militärischen Nukleartechnologie allein schon deshalb so wichtig, da man nationale Alleingänge in diesem Bereich um jeden Preis verhindern wollte.²⁰⁶ Dabei befürchtete McNamara nicht nur einen französischen Alleingang in der umstrittenen Nuklearfrage. Genauso besorgt sah man eine mögliche unkontrollierte Reaktion der Bundesrepublik Deutschland auf eine nukleare Aufrüstung Frankreichs. Zwar war es immer das Bestreben de Gaulles gewesen, Deutschland in dieses französische Projekt mit einzubeziehen, jedoch fürchtete die amerikanische Regierung dennoch auch einen nuklearen Rüstungswettlauf zwischen Deutschland und Frankreich:

„Finally Germany represents a key element. This point of view holds that support for any national nuclear force inevitably gives rise to the spectre of a similarly re-armed Germany which cannot forever be expected to accept an inferior nuclear position. This, it argues, would be disastrous in the present European political context and would, at this stage in the evolution of German democratic and social life, adversely affect the interests of all of the Free World members.“²⁰⁷

McNamara betonte in internen Diskussionen des Nationalen Sicherheitsrates, wie wichtig die amerikanische Führung bei solch einer transatlantischen Nuklearstreitmacht sei, vor allem vor dem Hintergrund der Krisen des Kalten Krieges. So sehr Washington den europäischen Verbündeten grundsätzlich vertraute, wollte man gerade bei diesem hochsensiblen Thema die Führungsposition auf keinen Fall aus der Hand geben. Um aber auf die französische Regierung zuzugehen und eine gewisse Kompromissbereitschaft erkennen zu lassen, betonte McNamara auch, dass man das Abkommen von Nassau auch auf Frankreich erweitern könne.²⁰⁸ Wie aber zu erwarten war, wurde dieser Vorstoß der Kennedy-Administration von de Gaulle umgehend zurückgewiesen, da es eben nicht die erhoffte Gleichstellung mit Großbritan-

²⁰⁵ Vgl. Memorandum From the Chairman of the Steering Group To Implement the Nassau Decisions (Kitchen) to Secretary of State Rusk, 04.01.1963, FRUS, 1961-1963, Volume XIII, West Europe and Canada, S. 1123-1128.

²⁰⁶ FRUS ebd., S. 1123-1128, hier: S. 1124.

²⁰⁷ FRUS ebd., S. 1124.

²⁰⁸ Vgl. FRUS ebd., S. 1125.

nien bringen sollte. Dennoch wollte vor allem McNamara an diesem grundsätzlichen Angebot an Frankreich, trotz der immer wieder auftretenden Schwierigkeiten, festhalten und gleichzeitig auch die anderen europäischen Partnerstaaten in die Zusammenarbeit mit einbeziehen. Dabei waren sich die amerikanischen Sicherheitspolitiker um den Verteidigungsminister darüber im Klaren, dass grundsätzlich solch eine Kooperation bei der ständigen Blockadehaltung de Gaulles sehr schwer zu erreichen sein würde. Folglich rechnete die amerikanische Administration mit einer langen Planungsdauer und war deshalb bereit, die Europäer schrittweise bei diesem Projekt zu unterstützen. So sollten europäische Soldaten nach dem Wunsch McNamaras auch an amerikanischen Waffensystemen arbeiten dürfen, solange die Europäer noch nicht über eigene nukleare Waffensysteme verfügten.

Vergleicht man nun die politische Arbeit und die Bedeutung McNamaras mit der Rusks so wird rasch deutlich, dass sie beide politisch betrachtet, keine großen Unterschiede aufweisen. Beide sehen in der transatlantischen Partnerschaft die Basis für die Europastrategie der Kennedy-Administration. Diese sollte auch gegen die häufig nur schwer zu verstehende Politik de Gaulles durchgesetzt werden. Was aber die politische Bedeutung der beiden Politiker innerhalb der Kennedy-Administration betrifft, so lässt sich doch bei McNamara ein völlig anderes Profil ablesen. Kennedy war von dem Arbeitsstil McNamaras sehr beeindruckt und sah in ihm einen wichtigen sicherheitspolitischen Berater: „JFK regarded Defense Secretary Robert McNamara as the star of his team, calling upon him for advice on a wide range of issues beyond national security, including business and economic matters.“²⁰⁹

3. George Ball

Der Diplomat und Politiker, der in der Kennedy-Administration an führender Stelle für die Europapolitik zuständig war, war einer der Europa-Enthusiasten in der amerikanischen Politik der 1960er Jahre. Dies hat zweifellos mit seiner Biographie zu tun, auf die hier kurz eingegangen werden soll.

George Ball wurde 1909 im amerikanischen Bundesstaat Iowa geboren. Nach seinem Jurastudium 1933 und einigen Jahren anwaltlicher Tätigkeit, wechselte er mitten im Zweiten Weltkrieg in den amerikanischen Staatsdienst und war insbesondere in den letzten Kriegsmonaten als Rechtsberater der amerikanischen Regierung intensiv

²⁰⁹ Ted Sorensen, Counselor, S. 232.

mit möglichen politischen Szenarien eines Wiederaufbaus des europäischen Kontinents beschäftigt. Vorher hatte er sich vor allem um das sogenannte Lend-Lease Programm gekümmert, das während des Krieges den britischen Bündnispartner mit Waffen versorgen sollte.²¹⁰ Nach dem Ende der Kampfhandlungen war er einer der ersten amerikanischen Beamten, die sich im zerstörten Europa ein Bild von der politischen und wirtschaftlichen Lage machen konnte. Unter anderem war er in dieser Zeit zusammen mit anderen hochrangigen Vertretern der Truman-Administration damit beauftragt, ehemalige Führungsleute des nationalsozialistischen Regimes (darunter auch Albert Speer) nach ihrer politischen Tätigkeit zwischen 1933 und 1945 zu befragen. Für Balls spätere Tätigkeit als europapolitischer Berater der Kennedy-Administration, die hier im Mittelpunkt stehen soll, war aber nicht unbedingt diese Tätigkeit von entscheidender Bedeutung, sondern seine enge Zusammenarbeit mit Jean Monnet,²¹¹ der während des Krieges als Wirtschaftsberater der französischen Exilregierung tätig war und nach dem Ende der militärischen Auseinandersetzungen in Europa als Leiter des neu eingerichteten französischen Planungsamt für Wirtschaft, zu dessen Hauptaufgaben die Wiederherstellung der fast völlig ruinierten französischen Infrastruktur gehörte. Insgesamt betrachtet, waren die Ähnlichkeiten zwischen Ball und Monnet, was ihre Arbeitsweise anbetraf sehr groß, denn beide hatten schon in frühen Jahren ihrer jeweiligen Karriere internationale Erfahrung sammeln können. So war Monnet beispielsweise schon in der Zwischenkriegszeit als Wirtschaftsberater des Völkerbundes in China tätig gewesen.²¹²

Die erste Begegnung zwischen den beiden fand 1956 statt, als Ball von seiner Tätigkeit im Europa der Nachkriegszeit nach Washington zurückkehrte und übergangsweise für den französischen Wirtschaftsrat (French Supply Council) arbeiten wollte, dessen Leiter in dieser Zeit Monnet war. Allein die Tatsache, dass sich Ball dort engagierte, zeigte bereits, wie nachhaltig er sich auch nach seiner Rückkehr aus Europa für die transatlantischen Beziehungen interessierte. Schon von Beginn seiner Tätigkeit dort war er von der Persönlichkeit Monnets und dessen Willen, sein Heimatland so schnell wie möglich zu modernisieren, tief beeindruckt:

„During our work together in the fall of 1945, Monnet was preoccupied with the problem of how France could modernize and invigorate its devastated and moribund economy. When only partially recovered from the First World War, it was beset by a second, and during the interwar years of the Third Republic, its economy remained ran-

²¹⁰ Vgl. George Ball, *The past has another pattern*, S. 99 ff.

²¹¹ Vgl. Gérard Bossuat, *Jean Monnet: La mesure d'une influence*, in: *Vingtème Siècle*, 51, S. 68-84.

²¹² Vgl. Jean Monnet, *Erinnerungen eines Europäers*, München 1971, S. 127-149.

somed to the past...`Immobilisme`contributed to the corruption of its institutions, as confidence and vigour gave way to apathy and defensiveness."²¹³

Schnell wurde Ball aber deutlich, dass Monnet nicht nur Frankreichs Wirtschaft wiederaufbauen wollte, vielmehr ging es ihm um den politischen und wirtschaftlichen Zusammenschluss des ganzen europäischen Kontinents. Bei diesem Vorhaben wurde Ball rasch zu seinem wichtigsten Unterstützer auf amerikanischer Seite. Daher war es auch nicht weiter überraschend, dass Monnet ihn bat, als amerikanischer Berater an der Umsetzung des Marshall-Plans in Frankreich mitzuwirken.²¹⁴ Seine Tätigkeit in Frankreich war insofern wichtig, als dass er zum einen seine Kenntnis von den politischen Notwendigkeiten im Nachkriegseuropa noch weiter vertiefen konnte, zum anderen konnte er, wie er in seinen Erinnerungen schildert, den Europäern auch etwas von ihrer Amerika-Skepsis nehmen.²¹⁵ Diese war bei einigen europäischen Politikern vorhanden, die sich nicht sicher waren, ob Washington sein Engagement im Bereich des Marshall-Plans wirklich langfristig sah, oder ob es sich eher auf ein kurzfristiges Projekt beschränken wollte. Ball, bestärkt durch die Zusammenarbeit mit Monnet, plädierte eindringlich für ein langfristiges Engagements in Europa und tat dies sicherlich auch in der Überzeugung, dass es sich die amerikanische Außenpolitik nicht erlauben könne, dieselben Fehler wie nach dem ersten Weltkrieg erneut zu begehen. Daher bestärkte Ball seine europäischen Mitstreiter, an ihrem ambitionierten Projekt, von dem er selber überzeugt, war festzuhalten. Zweifellos waren für Ball diese Jahre, die er größtenteils in Europa verbrachte, sehr prägend: „having spent these early formative years of grassroots politics at the side of Monnet, Ball was a dedicated Europeanist and a committed proponent of European integration throughout his life.“²¹⁶ Britische Widerstände gegen diese Vision Monnets gab es allerdings auch schon relativ früh zu Beginn der 1950er Jahre, als sich abzeichnete, dass sich aus der rein sicherheitspolitischen Zusammenarbeit eine noch tiefere Kooperation entwickeln sollte.²¹⁷ London, dies zeichnete sich schon kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs ab, sah sich als Siegermacht auf einer Augenhöhe mit Washington und schien daher auf diese Art von Zusammenarbeit nicht angewiesen zu sein.²¹⁸

²¹³ George Ball, *The past has another pattern*, S. 75.

²¹⁴ Vgl. Irwin M. Wall / Philippe-Etienne Raviart, Jean Monnet, les États-Unis et le plan français, in: *Vingtième Siècle*, No. 30 1991, S. 3-21.

²¹⁵ Vgl. George Ball, *The past has another pattern*, S. 80.

²¹⁶ James A. Bill, *George Ball: behind the scenes*, S. 41.

²¹⁷ George Ball, *The past has another pattern*, S. 80.

²¹⁸ Zu Veränderung der britischen Position gegenüber der europäischen Integration in den 1960er Jahren vgl. Piers Ludlow, *The European community and the crisis of the 1960's: negotiating the Gaullist challenge*, London 2006, S. 199 ff.

Dennoch ließ sich Monnet von seinem Vorhaben nicht abbringen, die Versöhnung der Europäer untereinander voranzutreiben. Es war sicherlich auch diese Hartnäckigkeit seines Vorbildes Monnet, die Ball so beeindruckte und ihn daher in der Kennedy-Administration zu einem entschiedenen Befürworter der europäischen Integration werden ließ.

Die sogenannte „Methode Monnet“ bestand in erster Linie darin, den Gedanken der europäischen Integration Schritt für Schritt auf die vielfältigsten europapolitischen Politikbereiche zu erweitern. Neben der Sicherheitspolitik, die noch im Mittelpunkt des Brüssler Paktes beziehungsweise der Paktes von Dünkirchen gestanden hatte, sollte nach dem Willen Monnets nun um handels- und finanzpolitische Aspekte ergänzt werden.²¹⁹ Vor allem verband Monnet und seinen Mitstreiter Ball bei der Konzeption der europäischen Integration eine gemeinsame Zielvorstellung: die europäische Zusammenarbeit sollte so weit intensiviert werden, dass sie ziemlich rasch unumkehrbar würde und somit ein erneuter Krieg in Europa undenkbar wäre.

Dementsprechend war aus der Sicht Balls Monnets Drängen auf die Schaffung eines einheitlichen europäischen Marktes für den europäischen Kohle- und Stahlsektor nur konsequent, hatte doch der rasante Aufstieg der Bundesrepublik Deutschland vor allem im Bereich der Wirtschaftspolitik bei den europäischen Partnern für Argwohn gesorgt.²²⁰ Für den amerikanischen Unterstützer Monnets war es dringend notwendig, den aufstrebenden westdeutschen Staat einzuhegen, wie er später in seinen Erinnerungen schrieb:

„The problem of Germany – so the argument proceeded – was rapidly becoming a cancer; it could be dangerous to the peace and to France if German energies were not directed toward hope and collaboration with free peoples. Without doubt the Americans would insist that Germany be given its place in the Western orbit not only because they wanted to accomplish something and had no other solution, but also because they doubted French solidity and dynamism.“²²¹

Gerade vor diesem Hintergrund einer potenziellen Bedrohung, die nach Ansicht der außenpolitischen Elite Frankreichs nach wie vor von Deutschland ausging, war Ball von der Richtigkeit von Monnets Vorhaben überzeugt. Dabei sah er es als ebenso wichtig an, dem deutschen Partner ähnlich wie den anderen europäischen Verbände-

²¹⁹ Vgl. George Ball, *The past has another pattern*, S. 84 ff.

²²⁰ Zur geschichtswissenschaftlichen Debatte über das „deutsche Wirtschaftswunder“ zu Beginn der 1950er Jahre vgl. auch: Werner Abelshauser, *Deutsche Wirtschaftsgeschichte seit 1945*, München 2004, S. 154-175.

²²¹ George Ball, *The past has another pattern*, S. 85.

ten auch, eigene sicherheitspolitische Verantwortung zu übertragen.²²² Nach dem Ausbruch des Koreakriegs stellte sich gerade für die deutsche Außen- und Sicherheitspolitik immer dringender die Frage, ob ein eigener militärischer Beitrag im transatlantischen Bündnis sinnvoll sein könnte oder nicht. Insofern sahen sowohl Ball als auch Monnet dabei schon sehr früh einen Konflikt voraus, der sich während der Regierungszeit Kennedys voll entfalten sollte: der Konflikt der transatlantischen Lastenteilung.

Doch Ball lernte gerade wegen seiner frühen Bekanntschaft mit Monnet auch einen weiteren problematischen Aspekt kennen, der in den 1960er Jahren die transatlantische Politik dominieren sollte. Dabei handelte es sich um die außenpolitischen Vorstellungen Charles de Gaulles, die er in vielen Gesprächen mit Monnet erörterte. Schnell wurde Ball deutlich, dass der Kontrast zwischen de Gaulle und seinem Landsmann Monnet nicht größer sein konnte.²²³ Während Monnet die Schaffung einer wirklich effektiven europäischen Integration als das wichtigste Ziel der französischen Außenpolitik ansah, und er daher auch den teilweisen Verzicht französischer Souveränität in Betracht zog, vertrat der spätere französische Staatspräsident die genau gegenteilige Auffassung: er war von der großen politischen Bedeutung Frankreichs überzeugt, die gerade im Rahmen der europäischen Integration zum Tragen kommen sollte.²²⁴ Wie nicht anders zu erwarten, war Ball der europapolitischen Vision Monnets stärker zugeneigt als den machtpolitischen Vorstellungen de Gaulles, die er im Großen und Ganzen als vollkommen überholt ansah. Für ihn war de Gaulles außenpolitisches Denken zu sehr mit der europäischen Politik des 19. Jahrhunderts verbunden, nicht aber mit dem 20. Jahrhundert. Gerade vor dem Hintergrund des Ersten und Zweiten Weltkriegs sah Ball es als zwingend notwendig an, den Nationalismus der Vergangenheit hinter sich zu lassen. Zwar begrüßte er grundsätzlich, dass de Gaulle bemüht war, Frankreich nach den Schwierigkeiten der Vierten Republik wieder zu neuem internationalen Ansehen zu führen, doch die Methoden das Ziel zu erreichen, begrüßte er nicht.

Nach seiner Rückkehr in die Vereinigten Staaten führte sein beruflicher Weg nicht sofort zu Kennedy, sondern zunächst arbeitete Ball unter dem späteren amerikanischen Botschafter bei den Vereinten Nationen Adlai Stevenson und unterstützte des-

²²² Vgl. Bernhard Fleckenstein, 50 Jahre Bundeswehr, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 21 2005, S. 5-15.

²²³ Zu den europapolitischen Vorstellungen de Gaulles vgl. Maurice Vaisse, *La grandeur*, S. 172-175.

²²⁴ Vgl. Max Kohnstamm, *Europas Mann der Tat: Vor hundert Jahren wurde Jean Monnet geboren*, in: *Die Zeit* 45 / 1988.

sen erfolglose Präsidentschaftskandidaturen 1952 und 1956 gegen den republikanischen Kandidaten Dwight D. Eisenhower.²²⁵ Kennedy lernte er erst während des Präsidentschaftswahlkampfes 1960 näher kennen, denn Kennedy war durchaus bewusst, dass er für eine erfolgreiche Kampagne die demokratische Partei bündeln müsse und daher auf Stevenson und seinen Unterstützer Ball nicht verzichten konnte. Daher beauftragte er die beiden in der noch vor Beginn seiner Amtszeit ein Papier vorzulegen, in dem die wichtigsten außenpolitischen Herausforderungen für die USA zu Beginn der 1960er Jahre diskutiert werden sollten:

„The Stevenson / Ball report was far-reaching. It proposed the creation of a NATO strategic nuclear deterrent. It also addressed ongoing international crisis in Algeria, Berlin, and Cuba while at the same time presciently warning that `explosions may break out` in Laos, the Congo, the Dominican Republic, and Iran...Furthermore, it argued for a united Europe in cooperation with America...“²²⁶

Es war vor allem diese Expertise, die Ball den Eintritt in die Kennedy-Administration ermöglichte. Rasch stieg er zu einem der führenden europapolitischen Berater des Präsidenten auf. Dass er sich nach wie vor mit großem Engagement für einen Zusammenschluss der westeuropäischen Staaten einsetzte und die Grundsätze Monnets auch in die Kennedy-Administration weiter einbrachte, zeigen die Quellen deutlich, wobei vor allem die nach seiner aktiven Zeit als Politikberater geführten Gespräche sehr aufschlussreich sind.²²⁷

Eines der wichtigsten Themen, die Ball in diesem Zusammenhang zu bearbeiten hatte, war die Frage, ob Großbritannien Mitglied der EWG werden sollte. Dieses Anliegen brachte die britische Regierung unter Premierminister Edward Heath bereits 1961 vor: ein Anliegen für das Ball erwartungsgemäß viel Verständnis aufbrachte, und für das er dementsprechend in der Kennedy-Administration auch warb. Gleichzeitig versuchte er Kennedy davon zu überzeugen, dass eine britische Mitarbeit bei den Römischen Verträgen nur dann sinnvoll sei, wenn die britische Regierung die Vision einer immer größer und intensiver werdenden Integration mittragen. Vor allem sollte London verstehen, dass für die USA die europäische Integration in jedem Fall mehr sei als eine bloße Wirtschaftsorganisation. Ball kam besonders bei diesen Verhandlungen mit London zugute, dass sein Kontakt mit seinem Freund und Mentor Monnet seit der gemeinsamen Zeit in Frankreich zu Beginn der 1950er Jahre nicht abgerissen war. Ganz offensichtlich fand Ball mit seiner Argumentation beim Präsi-

²²⁵ Vgl. James A. Bill, *Behind the scenes*, S. 48 / 49.

²²⁶ Ebd. S. 59.

²²⁷ Vgl. George Ball, *Oral History Interview*, 12.04.1985, JFKL.

dentem zumindest zeitweise Gehör. So bekannte er sich in einem Interview nach seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst:

„...when I had returned from Europe after the visit in March, I had written a long memorandum to the President setting forth the reasons why it seemed essential to me that we support the British in joining the Rome Treaty. He had accepted that as sensible policy.“²²⁸

In den folgenden Monaten und Jahren baute Ball sein besonders enges Verhältnis zum Präsidenten immer weiter aus und wurde so, obwohl er nicht Minister der Kennedy-Administration war, einer der führenden Köpfe der amerikanischen Regierung, der seine Meinung zu wichtigen Themen der transatlantischen Partnerschaft offen in den jeweiligen Diskussionen mit seinen Kollegen vertrat. Ein weiteres Thema in diesem Zusammenhang war zweifellos die transatlantischen Handelsverhandlungen, die bereits in einem der vorherigen Kapitel dieser Studie erörtert wurden.²²⁹ Kennedys Grundkonzept, das in dem von ihm forcierten neuen Handelsgesetz „Trade Expansion Act“ deutlich wurde, war auf der einen Seite eine Ausweitung des internationalen Freihandels, aber auf der anderen Seite jedoch der Schutz der eigenen amerikanischen Industrie, der eine ebenso große Rolle in der amerikanischen Handelsstrategie spielte. Ball wies immer wieder auf die Widersprüchlichkeit dieser beiden Ziele in der Handelspolitik hin. Er war außerdem schon deshalb einer der stärksten Anhänger einer amerikanischen Freihandelsstrategie, weil die USA nur so ihrer Verantwortung für die Staaten der Dritten Welt gerecht werden könnten. Allerdings gab der immer wieder auftretende transatlantische Streit über die adäquate finanzielle Lastenteilung zwischen den beiden Kontinenten den Anhängern einer eher protektionistischen amerikanischen Handelspolitik Auftrieb.²³⁰ Ball hatte zunehmend Mühe, sich gegenüber den Lobby-Interessen der Industrie vor allem aus dem Textilbereich, die ganz offensichtlich großen Einfluss auf die Administration ausüben konnten, durchzusetzen:

„Then we had some damnable textile problems which were important to him because he made a commitment to the textile industry during the November election. These were very painful because I thought the demands of the textile industry were outrageous and unjustifiable, but I didn't have a friend in the Administration.“²³¹

²²⁸ George Ball (ebd.), S. 4.

²²⁹ Vgl. Thomas W. Zeiler, Kennedy, oil imports, and the fair trade doctrine, in: *The Business History Review*, 64 2 1990, S. 286-310.

²³⁰ Vgl. Monika Medick-Krakau, *Amerikanische Außenhandelspolitik im Wandel: Handelsgesetzgebung und GATT-Politik 1945-1988*, Berlin, S. 115 ff.

²³¹ George Ball, Past has another pattern, S. 5.

Für Ball waren solche Erlebnisse recht frustrierend, da er eigentlich glaubte, im Präsidenten einen Partner gefunden zu haben, der mit ihm seine grundsätzlichen außenpolitischen Überzeugungen (europäische Integration, transatlantische Partnerschaft) teilte. Allerdings musste Ball von Zeit zu Zeit feststellen, dass er mit seinem Idealismus auf Widerstand stieß. Dies lag nicht nur an den anderen außenpolitischen Beratern Kennedys, sondern an der grundsätzlichen Art und Weise des Präsidenten, Politik zu betreiben: „Kennedy was the pragmatist par excellence; although he sometimes alluded to conceptual ideas in his speeches, his main concern was action and day-to-day results.“²³²

Dennoch, bei allem Pragmatismus Kennedys hatte Ball zumindest den Eindruck, dass der Präsident sein Konzept einer effektiven transatlantischen Partnerschaft, welches Kennedy auch mit dem Begriff „Grand Design“ umschrieb, ernst nahm. Für Ball war dies allein schon deshalb ein wichtiges Anliegen, da er nun an führender Stelle in der Administration die Ideen Monnets in die amerikanische Außenpolitik einfließen lassen konnte. Schließlich war aus der Sicht Balls das transatlantische Projekt immer noch unvollendet, da Großbritannien nach wie vor kein Mitglied der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft war. Folglich war es für ihn sehr wichtig dem Anliegen Londons, bestmöglich in der Kennedy Administration Gehör zu verschaffen.²³³

Wie bereits im fünften Kapitel dieser Studie erörtert, scheiterte dieses Vorhaben vor allem am französischen Widerstand, allerdings gab Ball auch der britischen Regierung eine Mitschuld an der diplomatischen Niederlage. Ball war überzeugt, dass London den idealen Zeitpunkt zum Eintritt, nämlich direkt nach der Unterzeichnung der Römischen Verträge 1957 verpasst habe, in einer Zeit, in der Deutschland aber vor allem Frankreich noch nicht so selbstbewusst in der internationalen Politik wie in den frühen 1960er Jahren auftraten. Gerade die Europapolitik de Gaulles habe aber letztlich den britischen EWG-Beitritt blockiert, so Ball in seinen Erinnerungen.²³⁴

Zusammenfassend kann George Ball zu Recht als der europafreundlichste Berater Kennedys betrachtet werden, was zweifellos mit seiner engen Freundschaft mit dem Architekten der EGKS, Jean Monnet, begründet ist. Seine Vorstellungen von einer idealen transatlantischen Partnerschaft sahen eben auch Zugeständnisse auf amerikanischer Seite vor, vor allem in der Handelspolitik. Mit dieser weichen Strategie

²³² Ebd., S. 167.

²³³ Vgl. zu den außenpolitischen Vorstellungen der britischen Regierung in der Weltpolitik der 1960er Jahre: Ritchie Owendale, Macmillan and the wind of change in Africa 1957-1960, in: *The Historical Journal* 38 2, 1995, S. 445-477.

²³⁴ Vgl. George Ball, *The past has another pattern*, S. 167.

wollte Ball, die Europäer, allen voran Frankreich einbinden, um wirkliche Zerwürfnisse zu vermeiden. Dass er mit seiner Haltung nicht alle Berater Kennedys überzeugen konnte, musste er schmerzhaft akzeptieren. Vor allem McGeorge Bundy, der den Posten des nationalen Sicherheitsberaters in der Kennedy-Administration inne hatte, setzte, was die Außen- und Europapolitik anbetraf, andere Akzente als der Europa-enthusiast Georg Ball. Daher soll nun seine Biografie genauer betrachtet werden.

4. McGeorge Bundy

Anders als sein Kollege Ball war McGeorge Bundy, zwar grundsätzlich von der Richtigkeit der Förderung der europäischen Zusammenarbeit überzeugt, allerdings war die Idee bei ihm viel weniger ausgeprägt als bei Ball. Ein Blick auf seine persönliche und berufliche Entwicklung vor Eintritt in die Kennedy-Administration zeigt deutlich warum dies so war.²³⁵

McBundy, 1919 in Boston geboren, erlebte nach seinem Studium der Politikwissenschaft an der Yale Universität und der anschließenden Verwendung als amerikanischer Soldat im Zweiten Weltkrieg seine eigentliche intellektuelle Prägung während seiner Zeit als Dekan der geisteswissenschaftlichen Fakultät der Harvard Universität von 1953 bis 1961.²³⁶ In dieser Zeit kam ihm beispielsweise auch seine enge Freundschaft mit dem politischen Intellektuellen und Publizisten Walter Lippmann zugute, der als einer der ersten in seinen Aufsätzen den Begriff „Kalter Krieg“ verwendete, um die zunehmende Konfrontation zwischen den USA und der Sowjetunion genauer zu beschreiben.²³⁷ Gerade die Freundschaft mit führenden amerikanischen Publizisten und Politikwissenschaftlern, zu denen auch der Richter am Obersten Gerichtshof Felix Frankfurter gehörte, bestärkten Bundy darin, sich auch für eine politische und eben nicht nur ausschließlich für eine rein wissenschaftliche Laufbahn zu interessieren. Dabei standen vor allem die sicherheitspolitischen Herausforderungen, die der Kalte Krieg mit sich brachte, im Mittelpunkt seines Interesses. Rasch wurde deutlich, dass er an der Harvard Universität zu den herausragenden Forschern gehörte. Dementsprechend begeisterte er seine Studierenden in seinen Seminaren, in denen er beispielsweise das Münchner Abkommen von 1938 zwischen dem Deutschen Reich und den führenden europäischen Mächten besprach und daraus Rück-

²³⁵ Vgl. Kai Bird, George Ball: behind the scenes, S. 117-154.

²³⁶ Vgl. Ebd. S. 99 ff.

²³⁷ Vgl. Barry D. Riccio, Walter Lippmann: odyssey of a liberal, New Brunswick 1994, S. 11 ff.

schlüsse zu den aktuellen politischen Herausforderungen für die amerikanische Außenpolitik in der Nachkriegszeit zog.²³⁸ Dabei sah sich Bundy, auch wenn er Anhänger einer harten und unnachgiebigen Haltung gegenüber der Sowjetunion war, insgesamt als Liberaler in der politischen Debatte der USA in den 1950er Jahren. Dies wurde insbesondere während der Zeit des sogenannten „McCartyism“ relevant. In dieser Phase der amerikanischen Nachkriegsgeschichte wurde die Furcht vor wirklichen oder angeblichen kommunistischen Unterwanderungsversuchen der amerikanischen Gesellschaft von extrem konservativen Politikern, wie dem aus Wisconsin stammenden Senator Joseph McCarthy, geschürt. Rasch geriet auch die Harvard Universität und damit indirekt Bundy in den Verdacht, zu liberal zu sein.²³⁹ Bundy wehrte sich vehement gegen diese Unterstellung und sollte seine Haltung während der ganzen Auseinandersetzung mit McCarthy nicht ändern. Insgesamt bereitete ihn sein schwieriges Amt an der renommierten Universität wie kein anderes auf eine politische Tätigkeit vor.²⁴⁰ Dennoch lässt sich im Vergleich zu seinem Kollegen George Ball ein gravierender Unterschied herausarbeiten: zweifelsohne waren beide auf dem Gebiet der Außen- und Sicherheitspolitik angesehene Spezialisten, aber in Bezug auf die europäische Integration unterschied sie dennoch ein Merkmal: während Ball als politischer Berater der amerikanischen Regierung in Europa genau den mühsamen Wiederaufbau Europas verfolgen konnte und daher ein klarer Verfechter der europäischen Integration war, fehlte Bundy diese persönliche Erfahrung völlig.²⁴¹ Folglich setzte er die politischen Prioritäten anders, wie man bei genauer Betrachtung seiner Arbeit in der Kennedy-Administration erkennen kann. Ohnehin war es schon damals für viele Beobachter überraschend, dass Kennedy als seinen sicherheitspolitischen Berater mit McGeorge Bundy einen Mitarbeiter berief, der sich bisher als Anhänger der Republikaner angesehen hatte. Doch Kennedy ging es vor allem darum, die kompetentesten Mitarbeiter um sich zu versammeln, daher entschied er sich für den Politikwissenschaftler aus Harvard.

Anders als Ball hatte Bundy als Sicherheitsberater Kennedys fast täglich Zugang zum Präsidenten. Schon seit Beginn seiner Tätigkeit versuchte Bundy daher diesen Einfluss zu nutzen, um seine Akzente in der amerikanischen Sicherheitspolitik setzen

²³⁸ Vgl. Kai Bird, *The color of truth*, S. 107.

²³⁹ Vgl. Arthur Herman, *Joseph McCarthy: reexamining the life and legacy of America's most hated senator*, New York 2000, S. 93-113.

²⁴⁰ Vgl. William H. Chafe, *The unfinished journey: America since World War II*, Oxford 1991, S. 177-221.

²⁴¹ Vgl. Georg Ball, *The past has another pattern*, S. 174 ff.

zu können. Es liegt in der Natur der Aufgabe, dass Bundy dabei nicht in erster Linie die Entwicklung der europäischen Integration im Blick hatte, sondern vor allem die richtige amerikanische Strategie gegenüber der Sowjetunion.²⁴² Dabei war es der Kennedy-Administration besonders wichtig, die richtige Balance zwischen einer aggressiven und einer geschmeidigen Außenpolitik gegenüber Moskau zu finden. Insgesamt ging es Bundy also darum die Politik der „New Frontier“, mit der Kennedy versuchte neue Akzente zu setzen, auch auf den heiklen Bereich der amerikanisch-sowjetischen Beziehungen zu übertragen.²⁴³

Neben wichtigen außenpolitischen Herausforderungen wie zum Beispiel der gescheiterten Invasion militanter Exilkubaner an der kubanischen Schweinebucht 1961 oder der Kuba-Krise 1962 war zweifellos die Berlin-Krise 1961 eine der schwierigsten Aufgaben. Diese Krise um Berlin, das ohnehin schon im Zentrum der politischen Kontroverse mit der Sowjetunion gestanden hatte, zeigt exemplarisch, wie Bundy die transatlantische Partnerschaft aber vor allem die Solidarität mit den bedrohten Europäern einschätzte. Offensichtlich waren sowohl Bundy als auch Kennedy der Ansicht, dass die Position als besonders gefährdete Stadt grundsätzlich zu unterstützen sei, dass aber gleichzeitig der sowjetischen Führung ein Angebot zu Verhandlungen gemacht werden müsse:

„Kennedy and Bundy knew the wall or something like it was inevitable. Early in August, Kennedy told Bundy's deputy, Walt Rostow, 'Khrushchev is losing East Germany. He cannot let that happen. He will have to do something to stop the flow of refugees perhaps a wall.'“²⁴⁴

Auch wenn Kennedy und sein Sicherheitsberater für diese eher zurückhaltenden Haltung gegenüber der sowjetischen Führung vor allem von ehemaligen wichtigen Entscheidungsträgern wie zum Beispiel dem früheren Außenminister Dean Acheson harsch kritisiert wurden, blieben die beiden bei ihrem neuen Ansatz.²⁴⁵

In der Tat lassen sich Unterschiede zwischen Ball und Bundy herausarbeiten, die weit über die oben angesprochene Berlin-Problematik hinausgehen und vielmehr grundsätzliche Differenzen in den politischen Überzeugungen und der richtigen Herangehensweise an politische Herausforderungen offenbaren. Bundy bekannte sich in einem Interview, das nach seinem Ausscheiden aus der amerikanischen Regierung geführt wurde, offen zu diesen Differenzen. Ließ beispielsweise Ball in seinen

²⁴² Vgl. zur sowjetischen Perspektive des Kalten Krieges: Vladislav Zubok, *A failed empire: the Soviet Union in the Cold War from Stalin to Gorbachev*, Chapel Hill 2007.

²⁴³ Vgl. Klaus Schwabe, *Weltmacht und Weltordnung*, S. 297 ff.

²⁴⁴ Kai Bird, *The color of truth*, S. 211

Memoranden keine Gelegenheit aus, das „Grand Design“-Konzept Kennedys zu loben, da er in ihm den Kern einer wirklich effizient arbeitenden transatlantischen Partnerschaft sah, war Bundy auch nach seinem Ausscheiden viel zurückhaltender bei der Bewertung dieser außenpolitischen Vision. Auf die Interviewfrage, ob dieses Konzept wirklich in konkrete Politik der Kennedy-Administration münden sollte, antwortete Bundy:

„Well how concrete can you be about decisions that other Governments have to take? It was given circulation by a little book by Joseph Kraft (...) I think he (Kennedy; Anmerkung d. Autors) wanted it to work, he never felt about it the way Ball did.“²⁴⁶

Für Bundy war grundsätzlich die transatlantische Partnerschaft ein wichtiges Instrument in der Außenpolitik der Kennedy-Administration, jedoch sollte dies hinter den übergeordneten amerikanischen Interessen zurückstehen. Insofern war es nur logisch, dass er den britischen Wunsch, Mitglied der EWG zu werden, zwar unterstützte, aber eben nicht mit solch einem Nachdruck wie Ball. Stattdessen hatte für ihn die besonderen Beziehungen zwischen London und Großbritannien eine grundsätzliche Bedeutung unabhängig von der EWG-Erweiterungsdebatte. Daher war für den Sicherheitsberater der Vorwurf Balls, die britische Regierung habe sich bei den Beitrittsverhandlungen zu sehr auf die amerikanische Unterstützung verlassen, ohne sich selber um die Zustimmung der anderen wichtigen europäischen Staaten, vor allem Frankreichs zu bemühen, nicht gerechtfertigt. Auch in dem bereits oben zitierten Interview Bundys wird er von dem Interviewer nach der grundsätzlichen Haltung Kennedys zu den besonderen amerikanisch-britischen Beziehungen befragt: „Did President Kennedy value the special relationship, or did he feel as Mr. Ball has said it has been exploited for short time gains?“²⁴⁷ Darauf antwortete er: „He didn't feel that way. Ball certainly did. I think he would have said that the British were paying a cost abroad, by emphasizing the special relationship.“²⁴⁸

Sicherlich war es auch auf den Einfluss Bundys zurückzuführen, dass Ball, mit all seinem Enthusiasmus für die europäische Integration sich innerhalb der Kennedy-Administration nicht so durchsetzen konnte wie er sich vielleicht dies erhofft hatte. Dies lag aber nicht nur an den unterschiedlichen Akzenten, die Ball und Bundy bei der Bewertung der Bedeutung der europäischen Integration für die amerikanische

²⁴⁵ Vgl. Kai Bird, *The color of truth*, S. 212.

²⁴⁶ Mc George Bundy, *Oral History*, Interview conducted 30.01.1970, JFKL, S. 7.

²⁴⁷ Ebd. S. 8.

²⁴⁸ Ebd.

Sicherheitspolitik hatte, sondern dies lag auch an der sehr pragmatischen Haltung des amerikanischen Präsidenten, der es stets vermied, sich von einem seiner politischen Berater oder Minister zu sehr abhängig zu machen.²⁴⁹ So gab es neben den oben bereits beschriebenen fachlichen Beratern, wie zum Beispiel Ball und Bundy, auch Ratgeber, die den Präsidenten nicht aufgrund ihrer Expertise, sondern vor allem aufgrund ihrer Nähe zu seinem persönlichen Büro berieten, und somit ebenfalls Einfluss auf die außenpolitischen Entscheidungen der amerikanischen Regierung nehmen konnten. Einer von ihnen war der Redenschreiber Ted Sorensen, der an dieser Stelle kurz vorgestellt werden soll.

5. Zwischenergebnis

In dieser Studie steht die Haltung der Kennedy-Administration gegenüber der europäischen Integration im Zentrum der Betrachtungen. Ein Schwerpunkt bei dieser Analyse ist dabei aber auch die französische Haltung gegenüber der grundsätzlichen amerikanischen Europapolitik während der Kennedy-Präsidentschaft.²⁵⁰ Es ist aus der heutigen Perspektive offensichtlich, dass Kennedy und sein Amtskollege de Gaulle zwar beide die europäische Integration in ihrer Bedeutung für die internationale Politik hoch einschätzten, sie aber unterschiedliche Ziele für diese europäische Zusammenarbeit anvisierten. Während Kennedy darin vor allem ein Projekt zur Stärkung des westlichen Bündnisses sah, wollte de Gaulle mit Hilfe der europäischen Integration vor allem Frankreichs Einfluss in der internationalen Politik stärken. Auch bei Kennedys Beratern, die hier vorgestellt wurden, zeichneten sich unterschiedliche Vorstellungen über den Sinn und Zweck der europäischen Integration ab.

Einen der wichtigsten Beraterpositionen in der amerikanischen Außenpolitik hatte, allein schon wegen seiner großen persönlichen Nähe zum Präsidenten, der Redenschreiber Ted Sorensen. Auch wenn er anders als die anderen hohen Mitarbeiter des Präsidenten sich vor Eintritt in die Regierung keine eigene Expertise in den wichtigen außenpolitischen Bereichen erworben hatte, war er seit Kennedys Jahren im Kongress eng mit ihm vertraut und daher besonders bei wichtigen außenpolitischen Reisen einer seiner wichtigsten Ratgeber. Vor allem verband sie eine wichtige Charaktereigenschaften: Pragmatismus.²⁵¹

²⁴⁹ Vgl. Robert Dallek, John F. Kennedy: Ein unvollendetes Leben. S. 255 ff.

²⁵⁰ Vgl. Louis Pattison de Ménil, Who speaks for Europe: the vision of Charles de Gaulle, London 1977.

²⁵¹ Vgl. Ted Sorensen (Anm. 792), S. 102 ff.

Anders als Sorensen wurden der Staatssekretär im Außenministerium George Ball und der Nationale Sicherheitsberater der Kennedy-Administration McGeorge Bundy, vor allem wegen ihrer hohen Fachkompetenz in die Regierung berufen. Zu einem immer stärkeren Problem wurde dabei aber die unterschiedliche Einstellung der beiden Berater gegenüber der europäischen Integration. Während Ball sich als der überzeugte Verfechter der europäischen Zusammenarbeit in der Administration zeigte, offenbarte Bundy in seinen Memoranden eine viel größere Distanz. Er konzentrierte sich vor allem auf die wichtige sicherheitspolitische Kontroverse mit der Sowjetunion und hielt folglich die europäische Integration für zweitrangig. Gerade dieser Dissens zwischen den beiden Beratern belastete die Europapolitik Kennedys.

Hinzu kam, dass Kennedys wichtigste Minister im Bereich Außen- und Sicherheitspolitik in den Augen des Präsidenten eine höchst unterschiedliche Bedeutung hatten: Während McNamara von Kennedy sehr geachtet wurde, konnte dies von Rusk überhaupt nicht behauptet werden. Für Kennedys außenpolitischen Anspruch verwaltete Rusk das Außenministerium zwar brav, setzte aber keine neuen, visionären Akzente. Abschließend zeigt die Analyse von Kennedys wichtigsten europapolitischen Beratern eines deutlich: die Arbeit hinsichtlich der amerikanischen Europapolitik war vor allem von Kontroversen und nicht von einer wirklichen Kooperation geprägt. Dass dies nachteilig für die grundsätzliche Strategie Kennedys war, liegt auf der Hand. So war es schwer, eine adäquate Antwort auf de Gaulles herausfordernde Politik zu finden.

Auch wenn Kennedys Europapolitik von den Beratern maßgeblich gestaltet wurde, stellt sich nicht nur wegen der internen Dispute um den richtigen Weg, die Frage, in wiefern der Präsident in diesem Bereich wirklich neue Akzente setzen konnte, da seine Vorgänger Harry S. Truman und vor allem Dwight D. Eisenhower bereits wichtige Weichenstellungen vorgenommen hatten. Um deren Europapolitik soll es nun gehen.

KAPITEL III:

DIE TRUMAN– UND EISENHOWER-ADMINISTRATIONEN WÄHREND DER ANFÄNGE DER EUROPÄISCHEN INTEGRATION

Im ersten Kapitel der Studie wurden die ersten Schritte der europäischen Integration nach dem Zweiten Weltkrieg geschildert. Dabei ist deutlich geworden, dass dieses Projekt in erster Linie aus dem Willen der Europäer entstanden ist, dem Nationalismus abzuschwören und neue, europäische Lösungen der Probleme Europas zu suchen. Zur Realisierung der Pläne Jean Monnets und seiner Mitstreiter war aber auch die politische Unterstützung der USA dringend erforderlich.²⁵² In diesem Kapitel soll die Haltung der USA zu den politischen Fortschritten der Europäer genauer untersucht werden. Auch wenn der eigentliche Schwerpunkt der Publikation auf die Europapolitik John F. Kennedys gelegt wird, ist es dennoch wichtig, die Reaktionen der Regierungen von Harry S. Truman und Dwight D. Eisenhower auf die europäische Integration genauer zu analysieren. Im Allgemeinen wird in der Geschichtswissenschaft die erste schwere transatlantische Krise mit dem Beginn der Präsidentschaft Kennedys und der folgenden Kontroverse mit dem französischen Staatspräsidenten Charles de Gaulles über die Rolle Europas in der internationalen Politik zeitlich eingeordnet. Es stellt sich hierbei aber die Frage, ob diese Krise sich nicht schon vorher in den 1950er Jahren bereits angebahnt hat.²⁵³ Nur mit einer kurzen Analyse der transatlantischen Beziehungen in diesem Jahrzehnt lässt sich die Dimension der folgenden Kontroverse einordnen.

Folglich sollen folgende Leitfragen als Orientierung für diese Kapitel dienen: Was war der entscheidende Impuls Washingtons für die Unterstützung der europäischen Zusammenarbeit? Sahen die führenden amerikanischen Außenpolitiker dieses europäische Projekt in erster Linie unter wirtschaftlichen oder sicherheitspolitischen Gesichtspunkten?²⁵⁴ Des Weiteren soll erörtert werden, ob es innerhalb der Truman-

²⁵² Beate Neuss, *Geburtshelfer Europas: Die Rolle der Vereinigten Staaten im europäischen Integrationsprozess 1945-1958*, Baden-Baden 2000, S. 15-26, vgl. auch: Holger Schröder, *Jean Monnet und die amerikanische Unterstützung für die europäische Integration 1950-1957*, Frankfurt a. Main 1994.

²⁵³ Zu den gesellschaftlichen Entwicklungen in den USA während der 1950er Jahre und den hohen Erwartungen an die Kennedy-Regierung vgl. Philipp Gassert/ Mark Häberlein/ Michael Wala, *Kleine Geschichte der USA*, Stuttgart 2007; S. 455.

²⁵⁴ Vgl. Klaus Larres, *Eisenhower, Dulles und Adenauer: Bündnis des Vertrauens oder Allianz des Misstrauens?*, in: Klaus Larres / Torsten Oppeland (Hrsg.), *Deutschland und die USA im 20. Jahrhundert: Geschichte der politischen Beziehungen*, Darmstadt 1997, S. 119-151; vgl. auch: Klaus Schwa-

und Eisenhower-Administration heftige Kontroversen um den richtigen Weg in der amerikanischen Europapolitik gab, so wie man es später in der Kennedy-Administration feststellen konnte.

1. Die USA und die Idee eines vereinten Europas nach dem Zweiten Weltkrieg 1945-1950

Wenn man sich mit der amerikanischen Sichtweise auf die ersten Schritte der europäischen Integration beschäftigt, ist es notwendig, mit der Ausgangssituation der amerikanischen Außenpolitik direkt nach Ende des Zweiten Weltkriegs zu beginnen. Für die USA war die politische Lage 1945 einigermaßen schwierig, denn trotz des gewonnenen Zweiten Weltkriegs und der damit verbundenen Kapitulation des nationalsozialistischen Deutschlands wurde den außenpolitischen Experten in Washington schnell deutlich, dass die USA bei dem Wiederaufbau des in weiten Teilen zerstörten europäischen Kontinents weiterhin gefordert sein würden. Die amerikanische Entscheidung für ein langfristiges Engagement in Europa war allerdings damals alles andere als selbstverständlich, da sich die USA nach dem Ende des Ersten Weltkriegs schon einmal in einer vergleichbaren internationalen Lage befunden hatten und sich gegen ein Engagement in Europa entschieden hatten.²⁵⁵

Warum entschied sich die amerikanische Regierung nun anders? Zum einen war die Administration gerade wegen der Ereignisse, die zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges geführt hatten, gewarnt: eine Ausgrenzung Deutschlands brachte für Europa und die internationalen Beziehungen insgesamt nur negative Konsequenzen. Diesen Fehler wollte man von Seiten der USA nun nach Ende des Zweiten Weltkrieges nicht noch einmal wiederholen. Zum anderen waren die handelnden politischen Akteure, wie zum Beispiel die Außenminister Allen Dulles oder sein Vorgänger Dean Acheson, um nur einige zu nennen, von der friedlichen Zukunft Europas überzeugt.²⁵⁶ Gerade Dulles hielt vor dem Hintergrund des immer deutlicher werdenden politischen und

be, Die Vereinigten Staaten und die Einigung Europas 1945-52, in: Otmar Franz (Hrsg.), Europas Mitte, Göttingen 1987, S. 166- 182.

²⁵⁵ Präsident Woodrow Wilson wollte mit dem 14-Punkte Plan das globale Engagement der USA für Demokratie in Europa nach dem Ersten Weltkrieg garantieren. Er scheiterte allerdings letztlich am Widerstand des amerikanischen Kongresses, indem die Mehrheit der Abgeordneten Isolationisten waren. Vgl. Klaus Schwabe, Woodrow Wilson 1913-1921: Kreuzzug für die Demokratie, in: Jürgen Heideking (Hrsg.), Die amerikanischen Präsidenten: 42 historische Portraits von George Washington bis George W. Bush, München 2002, S. 278-291.

ideologischen Kontrastes zwischen der Sowjetunion und den USA eine gesamteuropäische Lösung für die politische Ordnung im Europa der Nachkriegszeit für nicht realistisch. Washington sah den Druck der Sowjetunion auf die politische Entwicklung der osteuropäischen Länder als sehr stark an. Insofern sollte zumindest Westeuropa Teil des amerikanischen Einflussbereichs werden. Eine politische Idee, die im Übrigen sehr gut mit der Politik der Westintegration des deutschen Bundeskanzlers Adenauer korrelierte.²⁵⁷

Insofern war es nicht überraschend, dass die Priorität nicht nur in einer Stabilisierung Europas lag, sondern mehr noch in einer Versöhnung der langjährigen Feinde Deutschland und Frankreich. Gerade das gute persönliche Verhältnis zwischen dem Amerikaner Dulles und dem Deutschen Adenauer war hierbei von besonderer Bedeutung, zumal Adenauer eine „Schaukelpolitik“ Deutschlands, also eine deutsche Außenpolitik, die sich nicht klar einem politischen Lager während des Kalten Krieges zuordnet, auf jeden Fall vermeiden wollte. Dulles und Eisenhower wollten einerseits den Wiederaufbau Westdeutschlands vorantreiben und damit das wirtschaftliche Potential des Ruhrgebietes nutzen, und andererseits die Sicherheitsinteressen Frankreichs berücksichtigen, das nach wie vor einen erneuten deutschen Angriff fürchtete. Dieses Vorhaben musste mit einem weiteren Problem verbunden werden, welches die amerikanischen Diplomaten um George F. Kennan und Charles E. Bohlen schon sehr früh erkannt hatten: der Rolle des wichtigsten amerikanischen Verbündeten Großbritanniens bei der europäischen Integration:

„Mr. Bohlen said that if Great Britain were cut out of Europe there was no hope of an integrated community there. The British are playing the dual role of a European country with overseas commitments and an empire with European connections.“²⁵⁸

Auch in diesem Fall versuchte Washington eine Lösung zu finden, die den britischen Interessen genauso entsprach wie den europäischen. Großbritannien sollte nach den amerikanischen Vorstellungen zu Beginn der 1950er Jahre eine Sonderstellung in Europa gewährt werden., da man zu dem frühen Zeitpunkt noch mit einer starken Rolle Großbritanniens in der internationalen Politik und vor allem in Europa rechne-

²⁵⁶ Vgl. die Erläuterungen Jean Monnets dazu, in: Jean Monnet, *Erinnerungen eines Europäers*, Wien 1978, S. 275.

²⁵⁷ Vgl. John Lewis Gaddis, *The United States and the question of a sphere of influence in Europe 1945-1949*, in: Olav Riste (Hrsg.), *Western Security: the Formative Years*, Oslo 1985, S. 60-83.

²⁵⁸ FRUS, *Minutes of the Seventh Meeting of the Policy Planning Staff, January 24, 1950*, in: FRUS, *Western Europe*, Volume III, S. 617.

te.²⁵⁹ Wenige Jahre später, spätestens seit der Suez-Krise 1956, konnte Großbritannien seine Weltmachtambitionen nicht aufrecht erhalten und musste von Washington nicht mehr als Konkurrent angesehen werden.

Diese positiven Überlegungen bezüglich der europäischen Integration, die in den USA von führenden Außenpolitikern und Diplomaten geäußert wurden, fanden positive Resonanz in der amerikanischen Öffentlichkeit. Rasch stimmten auch die Kritiker, die ursprünglich eine Aufteilung der Welt in Einflussbereiche unter den Großmächten befürwortet hatten, dem zu. Es gab nun für die amerikanische Außenpolitik bei realistischer Betrachtung der sicherheitspolitischen Lage keine vernünftige Alternative mehr.²⁶⁰ Kennan hatte dies früher erkannt als viele seiner Kollegen und war daher neben Dulles einer der stärksten Befürworter eines langfristigen wirtschaftlichen und europäischen Engagements in Europa. Dabei war der politischen Klasse in Washington durchaus bewusst, dass solch langfristigen Pläne in der amerikanischen Bevölkerung höchst unpopulär wären, da die Stationierung eigener Truppen erforderlich wäre. Schließlich hatte der amerikanische Steuerzahler wegen der Kriegskosten viele Einbußen hinnehmen müssen, daher wäre ein erneutes Aufkeimen des Isolationismus nach dem Motto „America first“ nicht völlig auszuschließen gewesen. Dass es in der amerikanischen Innenpolitik diesmal nicht zu dieser Politik kam, lag nicht nur an der internationalen Lage, sondern auch an dem Wirken bekannter Publizisten wie Walter Lippmann, die vehement den Kurs der Regierung unterstützten.

Eine der wirkungsvollsten wirtschaftspolitischen Initiativen der amerikanischen Regierung gegenüber Europa war zweifellos der Marshall-Plan. Dabei kann man bei der Entstehungsgeschichte dieser Initiative deutlich den politischen Wandel Washingtons gegenüber der europäischen Integration feststellen. Ausgangspunkt dieser großen Hilfsaktion war eine Rede des amerikanischen Außenministers George Marshall, der im Frühjahr 1947 in der Harvard University das European Recovery Projekt ankündigte. Dabei war es Marshall wichtig, der amerikanischen Öffentlichkeit die sicherheitspolitische Dimension dieser wichtigen Maßnahme deutlich zu machen. Nur eine rasche amerikanische Hilfe der USA für das weitestgehend noch zerstörte Europa

²⁵⁹ Ausführlicher zu der Rolle Großbritanniens in der Anfangsphase der europäischen Integration, vgl. John W. Young, *Britain and the EEC, 1956-73. an overview*, in: Brian Brivati/ Harriet Jones (Hrsg.), *From reconstruction to integration: Britain and Europe since 1945*, London 1993, S. 103-114.

²⁶⁰ Zu den ursprünglichen Nachkriegsplanungen der Roosevelt- und Truman-Administrationen vgl. John Lewis Gaddis, *The Cold War*, New York 2005, S. 15 ff.

könne ein Wiederaufleben des Faschismus verhindern.²⁶¹ Insofern war der Marshall-Plan, so die amerikanische Interpretation, keine bloße Wohltat für die Europäer, sondern entsprach vollkommen den amerikanischen Interessen zu der damaligen Zeit. Allein bis 1952 erhielten die europäischen Teilnehmer durch das amerikanische Wiederaufbauprogramm 13 Milliarden US-Dollar. Auch wenn für die Experten deutlich wurde, dass der amerikanischen Außenpolitik in erster Linie an einem noch engeren westlichen Bündnis gegen die Sowjetunion gelegen war, versuchte Marshall dies der Öffentlichkeit zu verheimlichen, indem er behauptete, dass das amerikanische Programm auch den osteuropäischen Staaten, die zu der Zeit schon im sowjetischen Einflussbereich standen, offen stünde: „Unserer Politik richtet sich nicht gegen irgendein Land oder irgendeine Doktrin, sondern gegen Hunger, Armut, Verzweiflung und Chaos.“²⁶² Daher war es wenig verwunderlich, dass der sowjetische Diktator Josef Stalin den sowjetischen Satellitenstaaten in Osteuropa die Teilnahme an diesem Programm strikt untersagte. Genau diese Absage war von Washington beabsichtigt worden, denn nur mit der sowjetischen Absage konnte man die Schuld für die weitere Vertiefung der Gegensätze zwischen Washington und Moskau der sowjetischen Führung zuschieben.²⁶³ Besonders die ideologische Ausrichtung Westeuropas sollte von den USA streng kontrolliert werden: finanzielle Hilfe sollten die Europäer demzufolge nur bei stetiger amerikafreundlicher Außenpolitik erhalten.²⁶⁴

Abgesehen davon konnten die USA nun an ihrem langfristigen Ziel, eine europäische Zusammenarbeit mit einer stark supranationalen Ausrichtung, weiter verfolgen. Dass für die USA bei dem Marshall-Plan die sicherheitspolitische Dimension fast noch wichtiger war als die rein wirtschaftliche, erkennt man an den amerikanisch-britischen Verhandlungen bezüglich dieses Themas. Aus heutiger Sicht mag es ein bisschen befremdlich wirken, dass sich Washington so intensiv um eine Eingliederung Lon-

²⁶¹ Vgl. Michael J. Hogan, *The search for a „creative peace“: The United States, European Unity, and the origins of the Marshall Plan*, in: *Diplomatic History*, 6, 1982, S. 278.

²⁶² Press Release 4.6.1947, in: *FRUS 1947, Volume III: The British Commonwealth, Europe*, S. 223-230.

²⁶³ Zu der amerikanischen Haltung beim Marshall-Plan: vgl. Klaus Schwabe, *Der Marshall-Plan und Europa*, in: Raymond Poidevin (Hrsg.), *Origins of the European integration*, Baden-Baden, 1986, S. 47-71.

²⁶⁴ Kennan schrieb beispielsweise in einem Strategiepapier des Planungsstabes des amerikanischen Außenministeriums im Mai 1947: „The over-all plan of American aid for western Europe must rest on guarantees from the European countries which will preclude from communist sabotage or misuse. It must be made possible for us to terminate the flow of assistance at once if we are not satisfied on this point.“ in: *Memorandum by the Director of the Policy Planning Staff*, in: *FRUS, The British Commonwealth, Europe Volume III*, S. 221.

dons in die wirtschaftliche Integration Europas bemühte. Wie bereits oben erwähnt, hatten die amerikanischen Außenpolitikexperten zumindest in den ersten Jahren nach Kriegsende hohe Erwartungen an den britischen Einfluss in den internationalen Beziehungen und wollten London vor allem durch den Marshall-Plan fest an den transatlantischen Block binden. Dabei spielte, die amerikanische Einschätzung, Großbritannien könnte die wichtigste europäische Handelsmacht bleiben, sicherlich eine Rolle:

„The U.K and Commonwealth and the sterling area are of major economic importance to the European community as a source of raw materials and food. Also the sterling area might play an important role as the basis of an expandid currency area.“²⁶⁵

Folglich war die amerikanische Regierung gegenüber der britischen Regierung zu besonderen Zugeständnissen bereit, die besonders von Kennan ausgearbeitet wurden: Großbritannien sollte enge handelspolitische Beziehungen mit dem europäischen Kontinent unterhalten, um seinen Weltmachtambitionen aber gerecht zu werden wurde dem Vereinigten Königreich angeboten, zusammen mit den USA und Kanada die wirtschaftspolitische Führungsrolle im westlichen Bündnis zu übernehmen. Mit diesem Angebot konnte sich London in den europäischen Integrationsprozess bei Bedarf einklinken, ohne enge Verpflichtungen einzugehen. Ein Vorschlag also, der der britischen Regierung durchaus in das außenpolitische Konzept passte.²⁶⁶ Einen sehr raschen wirtschaftlichen Aufstieg der jungen Bundesrepublik Deutschland erwartete zu diesem Zeitpunkt weder London noch Washington.

Neben dem wirtschaftlichen Wiederaufbau war den USA schon in den frühen 1950er Jahre die militärische Integration Europas sehr wichtig, da das Konzept der Eindämmung in seiner militärischer Dimension gerade nach den ersten amerikanisch-sowjetischen Konflikten im heutigen Iran, der Türkei, Griechenland und Italien, rasch zum Tragen kommen sollte. Der Ausbruch des Koreakrieges wirkte dabei nicht nur für die Europäer, sondern auch für die amerikanische Regierung als zusätzlicher Verstärker.²⁶⁷ Kern der sicherheitspolitischen Zusammenarbeit bildete bei den Überlegungen des amerikanischen Außenministeriums die Wiederbewaffnung Westdeutschlands. Washington sah dabei eine mögliche neue deutsche Armee als Teil einer transatlantischen Streitmacht, die unter amerikanischem Oberkommando ste-

²⁶⁵ Paper Prepared in the Department of State, in: FRUS 1949 Volume III, S. 132.

²⁶⁶ Vgl. Klaus Schwabe, Weltmacht und Weltordnung, S. 65.

²⁶⁷ Vgl. Bernd Stöver, Der Kalte Krieg: Geschichte eines radikalen Zeitalters 1947-1991, München 2007, S. 89 ff.

hen sollte. Acheson ging in seinen Verhandlungen mit den Verbündeten im September 1950 sogar noch einen Schritt weiter:

„The American combat force would be part of a collective force with unified command structure, a force that ultimately would be capable of defending Western Europe on the ground...And this government, he said, had come to the conclusion that the whole effort could not succeed without a German military contribution.“²⁶⁸

Dabei war vor allem für Frankreich das Bedürfnis, die außenpolitischen Möglichkeiten der Bundesrepublik so gut wie möglich zu begrenzen, die wichtigste sicherheitspolitische Maßgabe. Folglich war Paris nicht erfreut über diese Pläne. Zähe Verhandlungen zwischen Frankreich und Washington waren die Folge. Für die französische Regierung war nicht nur der Plan einer deutschen Wiederaufrüstung problematisch, sondern auch das Tempo, mit dem die USA diese realisieren wollten.²⁶⁹ Zudem befürchtete man, dass mit solch einer Politik die Beziehungen zur Sowjetunion weiter belastet würden, und dass, eine Wiederbewaffnung Westdeutschlands in Moskau als Affront wahrgenommen werden müsse. Dennoch hielt die amerikanische Regierung und dort besonders Außenminister Acheson an ihrer Vorgabe fest, denn sie hatte den Nebeneffekt, dass man die politische Aussöhnung zwischen den ehemaligen Kriegsgegnern Deutschland und Frankreich weiter vertiefen konnte. Die Europäer, so Washingtons Interpretation, sollten sich nun in außenpolitischen Angelegenheiten nicht mehr als Gegner, sondern als Partner verstehen.²⁷⁰ Dabei ist wesentlich, die innenpolitische Diskussion in den beiden Ländern zu berücksichtigen: während der amerikanische Plan für Westdeutschland und die Bundesregierung Adenauer ein wichtiger Schritt auf dem Weg zur Westintegration war, bedeutete der Vorschlag des amerikanischen Außenministers für Frankreich eine deutliche Schwächung seiner internationalen Position. Vor allem in der französischen Bevölkerung wurde dies nur sehr schwer akzeptiert, da Frankreich als Siegermacht des Zweiten Weltkriegs sich nicht benachteiligt sehen wollte.²⁷¹ Hinzu kamen die instabilen politischen Verhältnisse der Vierten Republik, die mit häufigen Regierungswechseln in Paris verbunden waren. Dessen ungeachtet, setzte Washington seine Pariser Verhandlungspartner weiterhin unter Druck und blieb in dieser Frage hart. Man kann aus heutiger Sicht

²⁶⁸ Marc Trachtenberg / Christopher Gehrz, *America, Europe, and German rearmament, August-September 1950: A critique of a myth*, in: Marc Trachtenberg (Hrsg.), *Between empire and alliance: America and Europe during the Cold War*, S. 1-33.

²⁶⁹ Zu dem amerikanischen Engagement für die Wiederbewaffnung Westdeutschlands vgl. Geir Lundestad, *The United States and Western Europe since 1945*, Oxford 2003, S. 63 ff.

²⁷⁰ Marc Trachtenberg, *A constructed peace: The making of the European settlement 1945-1963*, Princeton 1999, S. 108.

den Eindruck haben, die USA wollten in den Verhandlungen über den Aufbau einer transatlantischen Sicherheitsarchitektur die Verbündeten zu einer Versöhnung zwingen. Dabei ging es Washington nicht nur um ein besseres Verhältnis zwischen Frankreich und der Bundesrepublik, sondern aus amerikanischer Sicht war die Bildung eines europäischen Verteidigungssystems gegen einen potentiellen sowjetischen Angriff viel wichtiger. Deshalb war das Einlenken Paris in dieser Frage unerlässlich, denn Westdeutschland spielte in diesen Überlegungen eine Schlüsselrolle.²⁷² Erstaunlich schnell erkannte aber sowohl die französische als auch die bundesdeutsche Regierung den Vorteil solch einer Lösung für beide Seiten, denn nun bot sich beiden die Gelegenheit, etwas völlig Neues zu schaffen: eine europäische Armee. Folglich reagierte Herbert Blankenhorn, der wichtigste außenpolitische Berater Adenauers, sehr positiv auf den amerikanischen Vorschlag.²⁷³ Insofern war die amerikanische Initiative zu Wiederbewaffnung ein wichtiger Schritt auf dem Weg zur europäischen Integration, denn nur dann, wenn beide Länder ihre nationalen Ressentiments im Zaum hielten, konnte die deutsch-französische Achse, die in den kommenden Jahrzehnten die europäische Politik maßgeblich bestimmen sollte, entstehen.²⁷⁴

Allerdings gab es in der amerikanischen Europapolitik der 1950er Jahre durchaus Meinungsverschiedenheiten zwischen den amerikanischen Ministerien, in diesem Fall besonders zwischen dem Außenministerium und dem Verteidigungsministerium. Gerade die Diskussion über eine deutsche Wiederbewaffnung ließ solche Differenzen deutlich werden: die frühere Geschichtsschreibung hat immer wieder darauf hingewiesen, dass das Department of Defense Druck auf das Außenministerium ausgeübt habe, die Europäer zu einem substantziellen verteidigungspolitischen Beitrag aufzufordern. Das Außenministerium, so diese Einschätzung, habe diesem Drängen nur sehr zögerlich entsprochen, da man die Europäer durch solch eine brachiale Taktik (langfristiger amerikanischer Sicherheitsbeitrag nur im Paket mit dem Aufbau einer

²⁷¹ United States Delegations Minutes, Third Meeting of the Foreign Ministers, New York, Waldorf Astoria, September 13, 1950, in: FRUS, Band Western Europe, 1950 Volume 3, S. 1209-1224.

²⁷² Vgl. Hans-Jürgen Schröder, Die amerikanische Deutschlandpolitik und das Problem der westeuropäischen Integration 1947/ 48-1950, in: Raymond Poidevin (Hrsg.), Origins of the European integration, Baden-Baden 1986, S. 71-95, hier: S. 76.

²⁷³ Vgl. Birgit Ramscheid, Herbert Blankenhorn (1904-1991). Adenauers außenpolitischer Berater, Düsseldorf.

²⁷⁴ Zur deutsch-französischen Zusammenarbeit in der Sicherheitspolitik vgl. auch: Georges-Henri Soutou, L´alliance incertaine: les rapports politico-stratégiques franco-allemands, 1954-1996, Paris 1996, S. 17-37.

bundesdeutschen Armee) nicht unnötig unter Druck setzen wollte. Daher setzte das State Department auf eine geschmeidigere Lösung.²⁷⁵

Letztlich habe Acheson den Forderungen des Verteidigungsministeriums entsprochen und bei den Verhandlungen mit den Europäern eine harte Linie bezogen. Neuere Forschungen, besonders des amerikanischen Historikers Marc Trachtenberg widersprechen dieser Interpretation. Trachtenberg ist vielmehr der Ansicht, dass der entscheidende Impuls für die sicherheitspolitische Integration der Bundesrepublik nicht vom Department of Defense, sondern vom State Department kam. Zwar hätten wichtige Mitarbeiter des Verteidigungsministeriums schon 1947 diesen Plan gehabt, Acheson habe aber letztlich aus persönlicher Überzeugung entschieden, nicht unter Druck anderer Offizieller. Letztlich war es, so die Auffassung Trachtenbergs, auch Acheson, der Präsident Truman von dieser Strategie überzeugte.²⁷⁶ Der Autor dieser Studie schließt sich diesem Urteil an, da der amerikanische Historiker Robert L. Beisner Acheson in seiner kürzlich erschienen Biographie ebenfalls als sehr energischen und durchsetzungsfähigen Außenpolitiker beschreibt.²⁷⁷

Es ist also deutlich zu erkennen, dass für die amerikanische Außenpolitik die europäische Zusammenarbeit auch zu Beginn der 1950er Jahre und damit vor den bedeutenden integrationspolitischen Schritten wie dem Schuman-Plan oder den Römischen Verträgen aus sicherheitspolitischen und wirtschaftspolitischen Erwägungen heraus sehr wichtig war. Auch wenn die weitere europapolitische Entwicklung sehr stark von Jean Monnet und seinen Mitstreitern und weniger von den USA geprägt war, war der Druck Washingtons, wie man an der Diskussion über eine mögliche Wiederbewaffnung Westdeutschlands erkennen kann, durchaus notwendig. Ohne den entscheidenden amerikanischen Impuls wäre es zu den weiteren Fortschritten in der Geschichte der europäischen Integration möglicherweise nicht gekommen.

2. Die USA und der Schuman-Plan

Die wichtige Initiative des französischen Außenministers Robert Schuman sah die wirtschaftliche Vereinigung der europäischen Kohle- und Stahlsektoren vor, für die damalige Zeit eine vollkommen neuartige wirtschaftspolitische Gemeinschaft mit

²⁷⁵ Vgl. Dean Acheson, *Present at the creation: my years in the state department*, New York 1969, S. 438.

²⁷⁶ Vgl. Marc Trachtenberg/ Christopher Gehrz, *America, Europe, and German rearmament*, S. 7.

²⁷⁷ Robert L. Beisner, *Dean Acheson: A life in the Cold War*, New York, 2006, S. 590-593.

weitreichenden Konsequenzen für die internationale Handelspolitik, auf die sich alle Beteiligten auch die USA neu einstellen mussten²⁷⁸ Dabei war die wirtschaftspolitische Integration nach den Erfolgen, die Washington bereits mit der Marshall-Plan-Hilfe erzielt hatte, nur folgerichtig. Die amerikanische Regierung hatte ein großes Interesse daran, ihren Erfolg in Europa durch eine weitere Initiative fortzusetzen, um damit selbst Schritt für Schritt die finanzielle Unterstützung Europas reduzieren zu können. Washington sah in dieser frühen Phase der Integrationsgeschichte den europäischen Markt noch nicht als ernstzunehmende Konkurrenz an, eine Haltung, die sich später noch ändern sollte. In sicherheitspolitischer Hinsicht war die Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl wichtig, weil trotz der ersten politischen Erfolge Washingtons in Westeuropa, es innerhalb der amerikanischen Administration lange Befürchtungen gab, die Bundesrepublik könne doch noch in den sowjetischen Einflussbereich geraten.²⁷⁹ Rasch wurde den politisch Verantwortlichen in Washington deutlich, dass man sich beim Schuman-Plan ähnlich wie schon beim Marshall-Plan nicht auf eine dezente Moderatorenrolle im Hintergrund zurückziehen könnte, da nationale europäische Interessen mehrfach das Projekt zu beeinträchtigen drohten. Zu welcher Strategie entschloss sich nun die Truman- und später Eisenhower-Administration im Zusammenhang mit dem Schuman-Plan? Da für die amerikanische Seite das Stabilitätskriterium in Europa von höchster Bedeutung war, wollte Washington die Europäer zu einer starken supranationalen Struktur auch beim Schuman-Plan drängen. Dies war insofern wichtig, als dass sie auch Mehrheitsentscheidungen in den europäischen Gremien ermöglichen sollte. Des Weiteren sollten die einzelnen Staaten keine Möglichkeit zu einem nationalen Veto erhalten.²⁸⁰ Die USA hofften mit dieser politischen Grundhaltung, den Druck auf die Europäer, die europäische Integration effizient voranzutreiben, aufrecht erhalten zu können. Sie wollten also, dass Europa in internationalen Handelsfragen mit einer Stimme spricht.²⁸¹ Das dies auf Widerstand treffen musste, war für Washington nicht weiter verwunderlich. Genauso wenig überraschend war, dass besonders Großbritannien Vorbehalte gegen den Schuman-Plan hegte und stattdessen für eine europäische Freihandelszone plädier-

²⁷⁸ Vgl. zu dem Aufbau der Montan-Union, die durch den Schuman-Plan entwickelt wurde, Jürgen Elvert, *Die europäische Integration*, Darmstadt 2006, S. 52.

²⁷⁹ Vgl. Klaus Schwabe, „Ein Akt konstruktiver Staatskunst“, in: Klaus Schwabe (Hrsg.), *Die Anfänge des Schuman-Plans 1950-51*, Baden-Baden, S. 211-241, hier: S. 215.

²⁸⁰ Zu der amerikanischen Forderung nach Supranationalität vgl. Acheson's instructions to Embassy France 19.10.1949, in: FRUS 1949, Volume 4, S. 492.

²⁸¹ Eine Forderung, die der spätere amerikanische Außenminister Henry Kissinger während seiner Amtszeit erneut erhob, ohne nachhaltigen Erfolg zu haben.

te.²⁸² Langfristig wollte man die wirtschaftliche Verflechtung in Westeuropa vorantreiben, um in einem zweiten Punkt, Großbritannien von den Vorzügen der europäischen Kooperation überzeugen zu können. Ähnlich wie schon beim Marshall-Plan beharrte London auf der „special relationship“ mit Washington und war nicht bereit, nationale Kompetenzen abzugeben. London sah in solch einem Fall die Existenz des Commonwealth in Gefahr. Dennoch zeigt die Tatsache, dass sich die USA trotz britischer Sonderwünsche nicht von ihrem europapolitischen Kurs abbringen ließen, wie wichtig ihnen die Einheit Europas war. Die besonderen Beziehungen zu Großbritannien mussten dahinter zurückstehen.²⁸³ Viel wichtiger war es aus amerikanischer Sicht, eine integrationspolitische Stagnation in Europa zu verhindern, denn dies wäre der erste Schritt zu einem erneut aufkeimenden Nationalismus gewesen. Insofern waren die direkten Reaktionen auf die Veröffentlichung des Schuman-Plans in Washingtoner Politik durchaus positiv.

Allerdings machten amerikanische Diplomaten im Verlauf der Verhandlungen auf einige gravierende Nachteile des Schuman-Plans für die amerikanische Handelspolitik aufmerksam.²⁸⁴ Zum einen gab es von amerikanischer Seite die Befürchtung, die Europäische Gemeinschaft könne sich zu einem handelspolitischen Kartell entwickeln und damit die amerikanischen weltweiten Handelsinteressen bedrohen. Zwar war den USA an einer wirtschaftlichen Prosperität Westeuropas und besonders Westdeutschlands und Frankreichs gelegen, ein europäisches Kartell wurde jedoch gefürchtet:

„And since it was open to all countries that wanted to participate in it, would it mean the emergence of a neutral Europe, a disengaged Europe, a „third force“ Europe that would not so much be the partner of the US as act independently and perhaps against American interests?“²⁸⁵

Daher sollte Europa weiterhin ein offener Markt für amerikanische Produkte bleiben und sich keineswegs abschotten.²⁸⁶ Zum anderen wurden von den außenpolitischen Experten in Washington währungspolitische Herausforderungen im Zusammenhang

²⁸² Vgl. dazu Wendy Asbeek Brusse, Liberalization, convertibility, and the Common Market, in: Desmond Dinan, *Origins and evolution of the European Union*, New York, S. 85-104.

²⁸³ Vgl. zu der britischen Position während der Schuman-Plan-Verhandlungen auch: Desmond Dinan, *Europe recast: A history of European Union*, 2004, S. 47.

²⁸⁴ Vgl. Klaus Schwabe, *Weltmacht und Weltordnung*, S. 225.

²⁸⁵ Pascaline Winand, *Back to the future?: American attitudes towards European Integration*, in: Hans von der Groeben/ Rudolf Hrbek/ Volker Schwarz (Hrsg.), *40 Jahre Römische Verträge: der deutsche Beitrag*, Baden-Baden 1998, S. 300-314, hier: 304.

²⁸⁶ Zur amerikanischen Europapolitik nach dem Zweiten Weltkrieg vgl. auch: Klaus Schwabe, *Die USA und die europäische Integration*, in: Hans von der Groeben / Rudolf Hrbek / Volker Schwarz (Hrsg.) *40 Jahre Römische Verträge: Der deutsche Beitrag*, Baden-Baden 1998, S. 291-300.

mit dem Schuman-Plan vorausgesagt. Dies betraf vor allem die europäische Zahlungsunion und damit die Rolle des Dollars als internationale Leitwährung. Die Befürchtungen Washingtons waren in beiden Punkten berechtigt, konnte Europa doch zu Beginn der 1950er Jahre schnell die wirtschaftliche Schwäche und die damit verbundene Notwendigkeit amerikanische Hilfe zu benötigen („Dollar-Lücke“), in wirtschaftliche Stärke umwandeln. Die USA wollten aber, dies war die Maxime der Europapolitik, weiterhin die Kontrolle über die europäischen Integrationsbemühungen behalten. Im folgenden Teil dieses Abschnitts sollen die beiden amerikanischen Kritikpunkte am entstehenden europäischen Wirtschaftsbündnis näher erläutert werden, um anschließend zu diskutieren, warum die USA trotz dieser schwierigen Umstände weiterhin die europäische Wirtschaftsintegration unterstützten.

Analysiert man die Diskussion im amerikanischen Außenministerium über die Vor- und Nachteile des Schuman-Plans aus amerikanischer Sicht, so wird auch deutlich, dass die Truman- und später die Eisenhower-Administration an der grundsätzlichen Unterstützung für Europa nichts veränderten. Die politische Ausrichtung der europäischen Integration, wie zum Beispiel auch im Vertrag zur Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl passte prinzipiell in das Konzept der amerikanischen Außenpolitik. Washington hatte sich frühzeitig für einen Abbau von Zöllen und für die Schaffung starker europäischer Institutionen ausgesprochen. Die Kombination aus Freihandel und Demokratie war aus der amerikanischen Perspektive der beste Schutz gegen das sowjetische Expansionsziel in Westeuropa. Deshalb sollten die Europäer auf diesem Weg bestärkt werden. Je stärker sie sich mit dem gemeinsamen europäischen Projekt identifizierten, desto besser, war die allgemeine Einschätzung unter den amerikanischen Außenpolitikern. Folglich sollten die europäischen Staaten den Schuman-Plan als ihr eigenes Projekt auffassen und nicht als eine Initiative, die ihnen von den USA aufgezwungen wurde.²⁸⁷

Genau dies, die Betonung des freien Handels, wurde in dem Vertrag zur Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl festgeschrieben. So hieß es im Artikel 4:

„Als unvereinbar mit dem gemeinsamen Markt für Kohle und Stahl werden innerhalb der Gemeinschaft gemäß den Bestimmungen dieses Vertrages aufgehoben und untersagt: von den Staaten bewilligte Subventionen oder Beihilfen oder von ihnen auferlegt Sonderlasten, in welcher Form dies auch immer geschieht..²⁸⁸“

²⁸⁷ Vgl. Memorandum by the Acting Director of the European Regional Staff, Mutual Security Agency (Hulley), to the Assistant Director for Europe, Mutual Security Agency (Cleveland) 21.07.1952, in: FRUS, 1952-1954, Band: VI, Western Europe and Canada S. 129-131.

²⁸⁸ Vertrag der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl, in: Europa-Archiv 1951, S. 3994.

Die Hohe Behörde der Montanunion sollte das Recht haben, in nationale Kompetenzen einzugreifen, um den freien Warenverkehr im Kohle- und Stahlsektor zu garantieren.²⁸⁹ Jedoch hingen die Einwände und Bedenken Washingtons nicht so sehr mit der internen Struktur der europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl zusammen, als vielmehr mit der wirtschaftspolitischen Position Europas im internationalen Handel. Der neue europäische Handelspartner der USA sollte seinen neu geschaffenen Markt nicht gleich durch Außenzölle abschotten und somit amerikanischen Unternehmen Wettbewerbsnachteile einbringen. Vielmehr plädierte Washington in seinen langfristigen Plänen für einen gemeinsamen Markt, den die USA mit den entwickelten Staaten der westlichen Hemisphäre haben sollte.²⁹⁰ Auch wenn man in Washington die handelspolitischen Möglichkeiten der Europäischen Gemeinschaft noch nicht so stark einschätzte wie die Großbritanniens mit dem Commonwealth, so hoffte man langfristig doch auf eine starke handelspolitische Rolle Europas in der Welt, letztlich auch zum Nutzen der amerikanischen Wirtschaft.

Um allerdings aus amerikanischer Sicht das Ziel eines freien europäischen Marktes rasch verwirklichen zu können, musste jedes Mitgliedsland der europäischen Gemeinschaft seinen Beitrag leisten. Dabei war nicht so sehr Frankreich, zu Beginn der 1950er Jahre in erster Linie noch ein Agrarstaat, sondern die Bundesrepublik Deutschland in der Pflicht, denn dort gab es insbesondere bei den großen Industriekonzernen des Ruhrgebietes und am Rhein entschiedenen Widerstand gegen die amerikanischen Pläne, jegliche Kartellbindung zu unterbinden.²⁹¹ Diese Unternehmen waren zu der Zeit als sogenannte Verbundwirtschaft organisiert und hatten sich damit in der britischen Besatzungszone eine monopolartige Stellung erarbeitet.²⁹² Diese Position wollten die Unternehmer auch weiter beibehalten und hatten mit Bundeskanzler Adenauer in der Bundesregierung auch einen vehementen Fürsprecher bei den europäischen Verhandlungen. Für Adenauer war bei allem Engagement für die europäische Integration der Schutz der deutschen Wirtschaft ebenfalls von hoher Wichtigkeit. Mit der Haltung unterschied er sich fundamental von seinem Wirt-

²⁸⁹ Vgl. Artikel 5, Vertrag der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl, in: Europa-Archiv 1951, S. 3995.

²⁹⁰ Vgl. Memorandum by the Minister in France, Evaluation of our Policy Toward Europe as of December 1952 (Achilles), 28.11.1952, in: FRUS, Band: Western Europe and Canada 1952-1954, Volume VI, S. 242-246.

²⁹¹ Vgl. Werner, Abelshausen, Wirtschaftsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland, München 2004, S. 154-175.

²⁹² Vgl. Klaus Schwabe, Weltmacht und Weltordnung, S. 233

schaftsminister Ludwig Erhard.²⁹³ Washington wich allerdings nicht von seinem Ziel ab und setzte die Bundesregierung entsprechend unter Druck:

„Bei allem Verständnis für die Motive der deutschen Haltung bestanden die Vertreter der USA in Übereinstimmung mit Frankreich doch auf einer Auflösung der Verbundwirtschaft und des Deutschen Kohlevereins.“²⁹⁴

Washington war an diesem Punkt so konsequent, da man das Gesamtprojekt im Auge behielt und deshalb keine Ausnahmen für einzelne Länder billigen konnte: weder für Frankreich noch für die Bundesrepublik.²⁹⁵ Nach zähen Verhandlungen wurde die Bundesregierung schließlich zur Aufgabe ihrer in diesem Fall protektionistischen Haltung gezwungen: der Deutsche Kohleverein musste aufgelöst werden, um dies zu realisieren, allerdings billigte man der Bundesregierung eine Übergangsfrist bis 1952 zu. Dennoch ging Bonn nicht als völliger Verlierer aus dieser Auseinandersetzung mit den anderen europäischen Partnern und den USA heraus: denn auch nach dieser Einigung wurde die industrielle Struktur der Ruhrgebiets nicht völlig verändert, somit konnten einige führende deutsche Unternehmen ihre dominante Stellung auf diesem Wirtschaftsbereich behaupten.

Neben der Furcht vor der Entstehung eines europäischen Kartells gab es aber auch die währungspolitischen Probleme, die in Washington Kritik an der europäischen Integration aufkommen ließen. Dabei drehten sich die hauptsächlich um einen Themenkomplex, der ursprünglich kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges von den USA sehr stark forciert worden war: der europäischen Zahlungsunion (European Payments Union). Der amerikanischen Regierung ging es in den ersten Jahren der europäischen Integration darum, die währungspolitischen Turbulenzen, die die internationalen Beziehungen der Zwischenkriegszeit schwer belastet hatten, nicht erneut aufkommen zu lassen. Eine wichtige Gegenmaßnahme war die Konferenz von Bretton Woods in den letzten Monaten des Krieges, in deren Folge die internationalen Wirtschaftsinstitutionen Währungsfond und Weltbank entwickelt wurden. Genauso wichtig war es aber den amerikanischen Finanzplanern eine erneute währungspolitische Instabilität zwischen den europäischen Ländern zu verhindern.²⁹⁶ Zu diesem frühen Zeitpunkt war für die Experten noch nicht erkennbar, wie sich die einzelnen

²⁹³ Vgl. allgemein zu den wirtschaftspolitischen Grundsätzen Ludwigs Erhards: Bodo Gemper, Ludwig Erhard revisited, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 13 2007, S. 9-17.

²⁹⁴ Klaus Schwabe, *Weltmacht und Weltordnung*, S. 235.

²⁹⁵ Zur Haltung Frankreichs zum Schumanplan und den französisch-amerikanischen Beziehungen während dieser Zeit vgl. Annie Lacroix-Riz, *Paris et Washington au début du Plan Schuman (1950-1951)*, in: Klaus Schwabe (Hrsg.), *Die Anfänge des Schuman-Plans 1950/51*, S. 241-271.

Währungen, unter anderem auch die neu geschaffene Deutsche Mark, zueinander verhalten würden. Daher sollte dieses Instrument, das man als wichtigen Teil des Marshall-Plans konzipierte, mögliche Wertigkeitsgewinne und- Verluste innerhalb Europas ausgleichen. Für die USA war bei diesem Währungsmechanismus von besonderer Wichtigkeit, dass Großbritannien mit seiner Währung, dem britischen Pfund, sich beteiligte, da das Pfund für die finanzpolitische Stabilität der europäischen Wirtschaft von großer Bedeutung war. Die Briten waren mit dem amerikanischen Plan nicht einverstanden, da sie ihre Währung als internationalen Vorteil ansahen und daher nicht in ein multilaterales Finanzsystem einbinden wollten. Ihnen war die währungspolitische Unabhängigkeit sehr wichtig.²⁹⁷ In längeren Verhandlungen konnten die USA dennoch die Briten von der Wichtigkeit der European Payments Union für den Wiederaufbau Europas überzeugen: man einigte sich auf Ausnahmeregelungen für das britische Pfund:

„As a result of these and other issues, the EPU agreement of July 1950 gave Britain guarantees that sterling could be kept to a limited degree as a reserve currency. Existing sterling balances could be used by EPU members to exchange debts among themselves.“²⁹⁸

Diese Ausnahmeregelung für Großbritannien war zwar im Sinne einer europäischen Währungsstabilität in Europa durchaus sinnvoll, allerdings entsprach sie nicht ganz den Vorstellungen, die Washington ursprünglich mit dem System verband. Das Ziel war ein freier europäischer Markt ohne Quoten und Zölle gewesen, allerdings wurde dies durch zahlreiche nationale Einwände nicht nur von Großbritannien zunichte gemacht.²⁹⁹ Daher gab es in der Truman- dann aber auch später in der Eisenhower-Administration größere Zweifel an der Entwicklung des europäischen Währungssystems. Kritiker wie Clarence Randall, Mitarbeiter des amerikanischen Finanzministeriums, konnten sich aber nicht durchsetzen. Auch wenn die amerikanische Regierung ihre Ideale eines weltweiten Freihandels damit etwas einschränkten, war die wirtschaftliche und politische Stabilität in Europa für sie eindeutig wichtiger.³⁰⁰

²⁹⁶ Zur European Payments Union vgl. Wendy Asbeek Brusse, *Tariffs, trade and European integration, 1947-1957*, New York 1997.

²⁹⁷ Vgl. ebd.

²⁹⁸ Wendy Asbeek Brusse, *Tariffs, trade and European integration*, S. 93.

²⁹⁹ Auch Belgien, als kleineres Mitgliedsland der Europäischen Gemeinschaft, hatte Einwände, da es automatisch zu einem der größten Gläubiger in Europa geworden wäre.

³⁰⁰ Zu der Entwicklung der European Payments Union vgl. Barry Eichengreen, *The European economy since 1945: coordinated capitalism and beyond*, Princeton 2007, S. 79-86.

3. Washington und das Scheitern der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft

Die USA hatten in ihrer Europapolitik schon früh deutlich gemacht, dass sie größten Wert auf die weitere sicherheitspolitische Entwicklung des Kontinents legen würde. Diese Haltung verstärkte sich, je offensichtlicher der Gegensatz zwischen den USA und der Sowjetunion wurde.³⁰¹ Daher war es von Seiten Washingtons sogar erwünscht, dass Europa als politische Einheit, beispielsweise mit der Nato oder der OEEC, eng verbunden war:

„Integration of the Six continental countries is complementary to the continued growth and strengthening of the Atlantic Community as a whole. The two developments mutually reinforce and strengthen one another.“³⁰²

Die Idee der Europäer, eine gemeinsame europäische Verteidigungsgemeinschaft zu schaffen, passte in dieses außenpolitische Konzept der USA, auch wenn die Vereinigten Staaten bei diesem politischen Vorhaben lernen mussten, wie ausgeprägt der Föderalismus innerhalb der europäischen Gemeinschaft war.

Die europäischen Pläne, einen eigenen Beitrag zur Verteidigung Europas zu übernehmen waren von Außenminister Dean Acheson nicht nur angesichts des Korea-Krieges (1950-1954) schon früh gefördert worden, sondern er hoffte auch dass sich die insgesamt beachtlichen Erfolge der wirtschaftlichen Integration Europas auf die Sicherheitspolitik übertragen ließen. Zusätzlich würde damit auch einem wichtigen Wunsch der amerikanischen Regierung entsprochen: der deutschen Wiederbewaffnung. Die Europäer legten schließlich am 24. Oktober 1950 mit dem Pleven-Plan zum ersten Mal ein umfassendes Konzept vor. Dabei war besonders bemerkenswert, dass dieser Plan vom französischen Ministerpräsident Pleven vorgelegt wurde, denn Frankreich hatte nach wie vor ein besonderes Interesse, die junge Bundesrepublik militärisch zu integrieren und zu kontrollieren. Alleingänge Bonns wollte Paris in jedem Fall unterbinden. Hauptanliegen des Pleven-Plans³⁰³ war die Zielsetzung, eine wirklich europäische Armee unter europäischem Kommando zu schaffen. Im folgenden Abschnitt dieses Kapitels soll nun die amerikanische Haltung zu der europäischen Verteidigungsinitiative erläutert werden.

³⁰¹ Vgl. Gregor Schöllgen, Die Außenpolitik der Bundesrepublik Deutschland: von den Anfängen bis zur Gegenwart, München 2004, S. 18-42.

³⁰² Draft Circular Telegram by the Mutual Security Agency, Subject U. S. Policy on European Integration, in: FRUS, 1952-1954, Volume VI: Western Europe and Canada, S. 262-265, hier: 264.

Grundsätzlich war für die Außenpolitik Washington die Konzeption des Pleven-Plans sehr gut, denn auch wenn die Europäer auf einer eigenen Armee bestanden, war für die USA klar, dass Europa nach wie vor auch mit der EVG den Schutz der Supermacht benötigen würde. Somit befürchteten die USA nicht, dass sich in Europa Konkurrenz entwickeln könnte, sondern Washington ging, davon aus, dass Europa nach wie vor als treuer Verbündeter agieren würde. Bemerkenswert für die Strategie der USA war dabei auch der Aspekt, dass viele Punkte des Plevenplans weit über die bisherigen Schritte der europäischen Integration hinausgingen. Die Europäische Verteidigungsgemeinschaft sollte nicht nur, was die militärische Führung betraf, wirklich europäisch sein, sondern auch auf der politischen Ebene: die Mitgliedsländer hatten gemäß des Plevenplans die Verpflichtung, gemeinsam einen Verteidigungsminister zu benennen, der auch über ein angemessenes Budget verfügen sollte.³⁰⁴ Auch wenn Washington zu den entschiedenen Befürwortern der europäischen Integrationspläne im Allgemeinen zählte, gab es innerhalb der Truman-Administration rasch Zweifel, ob dieser Plan zur gemeinsamen europäischen Verteidigungspolitik wirklich realistisch wäre, außerdem war der politischen Führung in Washington am Anfang nicht ganz klar, was Frankreich mit dieser Initiative wirklich erreichen wollte. Die Amerikaner befürchteten, Paris könne diese Initiative nutzen, um eine rasche Wiederbewaffnung der Bundesrepublik zu verhindern. Washington wollte aber an diesem Kernziel seiner Europapolitik festhalten.³⁰⁵ Insofern war Achesons zurückhaltende Reaktion auf den Plan durchaus verständlich:

„Vor der Presse äußerte sich Dean Acheson vorsichtig über die französische Initiative. Er versprach eine „sympathetic examination“, war aber tatsächlich der Auffassung, dass Paris die deutsche Beteiligung lediglich verzögern wolle.“³⁰⁶

Allerdings war dies nicht der einzige Einwand, den Washington zu Beginn zum Plevenplan hatten. Gemeinsam mit seinen britischen Verbündeten kritisierte Washington die fehlende Verankerung der EVG in der NATO. Zumindest lässt sich in dem Konzept des Plevenplans kein genaues Bekenntnis zur NATO erkennen. Dies war aber für die USA eine gleichwertige Grundbedingung wie die deutsche Wiederbewaff-

³⁰³ Vgl. Auszug aus der Regierungserklärung des französischen Ministerpräsidenten René Pleven am 24. Oktober 1950 (Plevenplan), in: Europa-Archiv (20. November 1950), S. 3518-3520.

³⁰⁴ Vgl. ebd., S. 3519.

³⁰⁵ Vgl. Analyse der amerikanischen Europaplänen kurz nach dem Zweiten Weltkrieg weiter oben im Kapitel.

³⁰⁶ Beate Neuss, *Geburtshelfer Europas: die Rolle der Vereinigten Staaten im europäischen Integrationsprozess 1945-1958*, Baden-Baden 2000, S. 116.

nung.³⁰⁷ Zwar nahm Washington die Haltung Paris und seine Interessen gegenüber Westdeutschland ernst, wollte allerdings in jedem Fall eine Diskriminierung Bonns verhindern. Ohnehin waren die Beziehungen zwischen Paris und Bonn wegen der Diskussion über die territoriale Zugehörigkeit des Saarlandes angespannt.³⁰⁸

Insgesamt wird bei der Bewertung des Plevenplans seitens der USA sehr deutlich: so sehr sich Washington in den ersten Jahren für eine Vision eines neuen friedlichen Europas eingesetzt hatten, so sehr war man jetzt überrascht, wie weit die Europäer (besonders Frankreich) ihren Handlungsspielraum in der Außen- und Sicherheitspolitik ausfüllen wollten. Aus amerikanischer Sicht war eine transatlantische Lastenteilung sehr wesentlich, da der Korea-Krieg die Notwendigkeit, amerikanische Truppen weltweit verlegen zu müssen, deutlich gemacht hatte. Je früher, die Europäer also eigene Verantwortung übernehmen konnten, desto besser. Allerdings war Washington der Plevenplan in den meisten Punkten zu ehrgeizig. Dies betraf neben der politischen Ausrichtung (NATO-Mitgliedschaft der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft, Verhältnis zwischen Frankreich und Westdeutschland) vor allem die Organisation des Projekts. Es war aus amerikanischer Sicht höchst zweifelhaft, ob sich die Europäer bei ihren starken nationalen Interessen auf einen gemeinsamen Kommandeur für die europäische Armee einigen könnten. Ähnlich skeptisch bewerteten sie die Kompetenzen des neu zu schaffenden europäischen Verteidigungsministers. In diesem Zusammenhang war die Finanzierung des Projektes aus der amerikanischen Perspektive das größte Problem:

„France proposal calls for common budget and gives European defence Minister Responsibility for obtaining from Governments contingents for European force and funds and supplies to support them etc. This involves far-reaching consequences to fiscal systems, the economies, and indeed sovereign powers of European governments.“³⁰⁹

War Europa wirklich schon bereit für solch ein weitreichendes Projekt? Die USA waren bei der Beantwortung der Frage eher skeptisch. Anders als Großbritannien, das eine Beteiligung an solch einem Projekt ablehnte, wollten die USA an der Idee festhalten und sich dafür einsetzen, das Projekt mit realistischeren Zielen gemeinsam mit den Europäern zu ermöglichen. Dabei stellte sich die amerikanische Regierung auf langwierige Verhandlungen ein, denn die oben geschilderten Problempunkte muss-

³⁰⁷ Vgl. zur Diskussion über die Europäische Verteidigungsgemeinschaft dazu The Ambassador in the United Kingdom (Douglas) to the Secretary of State, 27.10.1950, in: FRUS 1950 Volume III Western Europe, S. 412-413.

³⁰⁸ Vgl. Memorandum of Conversation, by the Counselor of the Department of State (Kennan), 19. Januar 1950, in: FRUS 1950 Volume III Western Europe, S. 613-614.

ten gelöst werden, bevor die USA diesem Projekt voll zustimmen konnten. Für die Befürworter der europäischen Integration um Jean Monnets war es ein wichtiges politisches Ziel, die USA bei dem EVG-Projekt nach wie vor an ihrer Seite zu wissen, denn sie wussten, nur mit der amerikanischen Unterstützung war es zu realisieren.³¹⁰ Eine wichtige Aufgabe für ihn und seine amerikanischen Verbündeten war es deshalb, die stark auf nationale Interessen konzentrierte Haltung Frankreichs zu beeinflussen. Dies war vor allem deshalb so schwer, weil Frankreich zum einen nicht nur innenpolitisch, sondern auch außenpolitisch wegen der schwierigen Lage in Indochina geschwächt war, zum anderen wollte man in Paris, wegen der Europäischen Verteidigungsarmee nicht seine Unabhängigkeit in der internationalen Politik verlieren. Schließlich glaubte Paris, mit seinem Kolonialreich die internationalen Beziehungen stark beeinflussen zu können.³¹¹

Kurzum: in Paris wurde die EVG bloß als Mittel zur Zähmung der westdeutschen Ambitionen auf internationaler Ebene gesehen. Ein wirklicher Wille, nationale Interessen zurückzustellen, um dieses Projekt verwirklichen zu können, war bei der politischen Führung in Paris nicht zu erkennen. Dennoch bemühte sich Washington um eine Kompromisslösung, die auch den Interessen Paris entsprechen sollte.

Einen Durchbruch schien die Ratstagung der NATO-Außenminister im Dezember 1950 in Lissabon zu bringen, die maßgeblich von Dean Acheson geleitet wurde. Auch wenn die USA an der Grundforderung, dem Aufbau einer eigenen deutschen Armee festhielt, konnte zumindest das Verhältnis zwischen der NATO und der möglichen EVG ausgearbeitet werden. Hier war es den amerikanischen Unterhändlern wichtig, keine Konkurrenz zwischen NATO und EVG aufkommen zu lassen, daher sollten beide Organisationen durch eine Beistandspflicht nach Artikel 5 des NATO-Vertrages miteinander verbunden werden.³¹² Dies war ein besonderer Wunsch auch der deutschen Delegation gewesen: „Nicht zuletzt die deutsche Regierung war daran interessiert, dass ein Angriff auf ihr Gebiet die NATO, d. h. die Amerikaner auf den Plan rufen würde.“ Um der französischen Seite die Zustimmung zur EVG noch weiter

³⁰⁹ The Secretary of State to the Embassy in France, 27.10.1950 in: FRUS 1950 Volume III Western Europe. S. 410-412, hier: S. 412.

³¹⁰ Vgl. zu dem engen Verhältnis Jean Monnets mit den USA: Alexander Reinfeld, Jean Monnet und die Informationsnetzwerke der EGKS in den USA. Informationspolitik der Hohen Behörde (1952-1955), in: Historische Mitteilungen der Ranke Gesellschaft, 18, 2005, S. 175-186.

³¹¹ Vgl. zu den französischen Erfahrungen im Indochinakrieg, wo die französischen Truppen in einen ähnlichen Guerillakrieg verwickelt waren wie später die USA, Mark Moyar, Triumph forsaken: the Vietnam war 1954-1965, Cambridge 2006, S. 1-32; vgl. Bernd Greiner, Die Blutpumpe: zur Strategie und Praxis des Abnutzungskrieges in Vietnam 1965-1973, in: Bernd Greiner / Christian Th. Müller/ Dierk Walter (Hrsg.), Heiße Kriege im Kalten Krieg, Hamburg 2006, S. 167-239.

zu erleichtern, boten die Amerikaner auch eine Lösung der noch offenen Finanzierungsfrage an: Deutschland und Frankreich sollten sich zu gleichen Teilen an den Kosten des neuen Verteidigungsprojektes beteiligen. Schließlich waren die USA noch bereit, Frankreich bei dem schwierigen Krieg in Indochina zumindest finanziell mit 175 Milliarden Franc zu unterstützen. Washington war nach dieser NATO-Konferenz in Lissabon optimistisch, die EVG mit auf den Weg gebracht zu haben und damit der transatlantischen Partnerschaft einen Erfolg ermöglicht zu haben. Umso überraschter war Washington über die Ablehnung der französischen Nationalversammlung vier Jahre später. Washington musste erkennen, dass in Frankreich die integrationsfeindlichen Kräfte in allen politischen Lagern zu mächtig gewesen waren und infolgedessen die transatlantische Gemeinschaft in eine schwere Krise hineingekracht war. Für die USA stellte sich nun die Frage, ob eine weitere Unterstützung des europäischen Projektes in dem Umfang wie in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg sinnvoll sein würde.³¹³ Dem entsprechend intensiv wurde innerhalb der amerikanischen Regierung diskutiert. Es ging im Wesentlichen darum, der Bundesrepublik eine Alternative zur EVG anzubieten, um die Westintegration des deutschen Teilstaates weiter voranzutreiben. Diese Alternative war letztlich der Beitritt Deutschlands zur NATO, der wenige Monate nach dem Scheitern der EVG-Pläne am 23.10.1954 in den Pariser Verträgen vollzogen wurde.³¹⁴ An der grundsätzlichen Unterstützung der USA für die europäische Integration gab es auch in dieser Situation keine Zweifel, wohl auch deshalb nicht, weil es aus strategischen Erwägungen keine vernünftige Alternative mehr gab. Zum einen hatte die Integration aus europäischer Sicht mit dem Schuman-Plan, der deutsch-französischen Aussöhnung und dem Aufbau supranationaler europäischer Institutionen schon Erfolge mit sich gebracht, zum anderen auch weil eine Umkehr dieser Politik ein Erfolg für die Sowjetunion in der Auseinandersetzung während des Kalten Krieges gewesen wäre. Folglich kamen der amerikanische Außenminister John Foster Dulles und Bundeskanzler Adenauer nach einem Gespräch im September 1954 zu dem Ergebnis, „dass die europäische Integration von so entscheidender Bedeutung für Frieden und Sicherheit ist, dass die Be-

³¹² Beate Neuss (Anm. 176), S. 161.

³¹³ Vgl. Stephan Bierling, *Geschichte der amerikanischen Außenpolitik: von 1917 bis zur Gegenwart*, München 2003, S. 120.

³¹⁴ Vgl. Jürgen Elvert, *Die europäische Integration*, Darmstadt 2006, S. 62; vgl. auch: Gunther Mai, *Dominanz oder Kooperation im Bündnis?: die Sicherheitspolitik der USA und der Verteidigungsbeitrag Europas 1945-1956*, in: *Historische Zeitschrift* 1988, Band 246, S. 327-365.

mühungen, sie zu verwirklichen, mit Entschlossenheit fortgesetzt werden sollen und dieses Ziel nicht wegen eines einzigen Rückschlags aufgegeben werden darf³¹⁵

4. Die USA und die Römischen Verträge

Die amerikanische Entscheidung, weiterhin die europäische Integration zu unterstützen, zahlte sich aus, denn gerade Politiker, wie der belgische Außenminister Paul-Henri Spaak oder Jean Monnet, hatten den politischen Wunsch, die Europabegeisterung nachdem Rückschlag wieder zu beleben und hatten dabei die volle amerikanische Unterstützung. Ziel beider Visionäre war die Erweiterung der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl auf andere Sektoren. Aus amerikanischer Sicht war die Schaffung eines europäischen Marktes wesentlich, mindestens genauso wichtig war aber der Bereich der Nutzung der Kernenergie, der unter dem Dach der EURATOM europäisiert werden sollte.

Auch wenn in der Forschung die Verhandlungen zu den Römischen Verträgen und damit verbunden die Schaffung der Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) im Vordergrund stehen, so waren für die USA die Verhandlungen über die Europäische Atomgemeinschaft wegen der sich häufenden Krisen in der internationalen Politik des Kalten Krieges (Korea-Krieg, Indochina-Krieg, Suez-Krise) sehr dringend.³¹⁶ Um jeden Preis wollte Washington eine atomare Sonderstellung Europas, sei es in ziviler oder militärischer Nutzung, verhindern. Insofern war die Unterstützung der USA für die europäischen Pläne an Bedingungen geknüpft. Dies machte Washington besonders nach der Konferenz der europäischen Außenminister in Messina im April 1955 deutlich, bei der die Mitgliedsstaaten der EGKS sich auf eine Ausweitung der europäischen Integration geeinigt hatten:

„...the United States could cooperate with EURATOM, if EURATOM in fact took the steps necessary to guarantee that the materials furnished by the United States would not be used for military purposes.“³¹⁷

Doch sowohl in Frankreich als auch in Deutschland gab es unter den verantwortlichen Politikern Überlegungen, jeweils eine nationale Nuklearstreitmacht aufzubauen,

³¹⁵ Erklärung von John Foster Dulles und Konrad Adenauer nach dem Scheitern des EVG-Vertrages, 16./ 17. 09. 1954, in Europa-Archiv, 1954, S. 6991.

³¹⁶ Vgl. Jonathan E. Helmreich, The United States and the formation of EURATOM, in: Diplomatic History 15 (1991), S. 387-410

³¹⁷ Letter From the Chairman of the Atomic Energy Commission (Strauss) to the Secretary of State, 07.03.1957, in: FRUS 1955-1957, Volume IV, Western European Security and Integration, S. 537-542,

um in einem Verteidigungsfall besser vorbereitet und nicht permanent auf die amerikanische Hilfe angewiesen zu sein. Besonders der deutsche Verteidigungsminister Franz-Josef Strauss forcierte solche Pläne.³¹⁸ Dieses Bestreben der Europäer nach weiterer sicherheitspolitischer Unabhängigkeit, hatte nicht nur wegen der immer prekärer werdenden internationalen Lage seine Berechtigung, sondern vor allem auch wegen eigener Verteidigungspläne der Eisenhower Administration. Dabei ist besonders an den sogenannten Radford-Plan³¹⁹ zu denken. Er sah nach der Doktrin des New Look eine Konzentration des amerikanischen Militärs auf das Nukleararsenal vor. Damit sollte der Schutz für die europäischen Verbündeten hauptsächlich gewährleistet werden. Als Konsequenz sollten die konventionellen Waffen und Truppen in Europa abgebaut werden und in anderen Weltregionen, zum Beispiel in Asien einsetzbar sein. Die USA beharrten auf ihrem Standpunkt der den Europäern die militärische Nutzung von Kernwaffen nicht gestattete, um weiterhin die Kontrolle über Westeuropa behalten zu können und verlangten dem entsprechend von den Europäern sich unterzuordnen. Ein Abbruch der Euratom-Verhandlungen kam für die amerikanische Regierung allerdings auch nicht in Frage, da man die zivile Nutzung der Kernenergie der prosperierenden europäischen Wirtschaft ermöglichen wollte, um damit auch amerikanischen Firmen neue Handelschancen zu eröffnen.³²⁰ Beide Partner fanden, dass man schließlich einen Kompromiss finden konnte, der darin bestand, dass „das Eigentumsrecht von Euratom auf besonderes Spaltmaterial begrenzt wurde.“³²¹ Somit konnten die Mitglieder der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft zwar die Kernenergie gemeinsam nutzen, blieben aber dennoch militärisch von den USA abhängig.

Der weitere Teil der Römischen Verträge, die wirtschaftliche Integration sorgte für weniger Diskussion im transatlantischen Verhältnis, da den USA an einer Vertiefung des transatlantischen Handels gelegen war.³²² Auch wenn Großbritannien, ähnlich wie schon bei den Verhandlungen zur Europäischen Gemeinschaft für Kohle und

vgl. dazu auch: Current Status of Euratom Negotiations, 03.12.1956, in: FRUS 1955-1957, Volume IV, Western European Security and Integration, S. 492- 495.

³¹⁸ Matthieu L. L. Segers, Zwischen Pax Americana und Pakt Atomica, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 54, 2006, S. 433-459, hier: S. 440.

³¹⁹ Der Plan geht auf den Vorsitzenden der Vereinigten Stabschefs, Admiral Arthur Radford zurück.

³²⁰ Zur weiteren Diskussion über Euratom in der amerikanischen Administration vgl. Memorandum Prepared in the Office of European Regional Affairs, Peaceful Uses of Atomic Energy and European Integration 06.12.1955, in: FRUS, 1955-1957, Volume IV, Western European Security and Integration, S. 355-360

³²¹ Matthieu L.L. Segers, Zwischen Pax Americana und Pax Atomica, S. 457.

³²² Vgl. Auszug aus dem Vertrag über die Gründung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) vom 25. März 1957, in: Gerhard Brunn, Die europäische Einigung, Stuttgart 2002, S. 357-359

Stahl versuchte, die Verhandlungen zu torpedieren und die USA von ihrem Standpunkt zu überzeugen, blieb Washingtons Position unverändert, denn die Grundziele der EWG: Förderung des Welthandels, Abbau von Zöllen und sonstiger staatlicher Interventionen waren auch amerikanische Ziele.³²³ Präsident Eisenhower teilte die Furcht einiger seiner Mitarbeiter vor einem europäischen Kartell, das im Vergleich zur Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl noch viel größer sein würde nicht, sondern, betonte die positiven Aspekte der Wirtschaftsgemeinschaft. Vor allem aber war eine Erkenntnis für USA nach den Römischen Verträgen 1957 bemerkenswert: von Europa ging nun endgültig keine Gefahr mehr für die internationale Gemeinschaft aus!

5. Zwischenergebnis

Die USA suchten nach dem Zweiten Weltkrieg einen neuen Weg in ihrer Europapolitik, der sich von der vorangegangenen Politik fundamental unterschied. Anders als noch nach dem Ersten Weltkrieg entschied sich Washington nun für eine aktivere Politik gegenüber den Europäern, allerdings geschah dies wie oben deutlich wurde aus reinem amerikanischen Interesse heraus: Europa sollte während der Anfangszeit des Kalten Krieges auf keinen Fall in den sowjetischen Einflussbereich geraten. Politische Stabilität war daher das oberste Gebot.³²⁴ Folglich passten die ersten Schritte zum Aufbau einer transatlantischen Allianz wie die Truman-Doktrin, der Marshall-Plan oder die Vandenberg-Resolution in den 1940er und 1950er Jahren in diese Strategie. Den Vereinigten Staaten kam dabei zugute, dass der wirtschaftliche und kulturelle Einfluss Amerikas auf Europa auch in der Zwischenkriegszeit nicht nachgelassen hatte. Diese Amerikanisierung bildete somit ein wichtiges Fundament der Außenpolitik Washingtons.³²⁵ Beeindruckt von dem Erfolg ihrer Außenpolitik war für die USA die Pläne Jean Monnets, eine europäische Integration zu etablieren, unterstützenswert, ermöglichte sie doch zwei wesentliche Aspekte auf einmal: die Versöhnung zwischen den einstigen Kriegsgegnern Deutschland und Frankreich und den

³²³ Vgl. zur amerikanischen Reaktion auf die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft Beate Neuss (Anm. 176), S. 324-345.

³²⁴ Vgl. zu der Anfangszeit des Kalten Krieges: Gunther Mai, Containment und militärische Intervention: Elemente amerikanischer Außenpolitik zwischen Griechenland-Krise von 1946/ 47 und dem Korea-Krieg von 1950, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, 32 4, 1984, S. 491-528.

³²⁵ Vgl. Jost Dülffer, Europa im Ost-West-Konflikt 1945-1990, München 2004, S. 75, zum Begriff der Amerikanisierung im Besonderen: vgl. Anselm Doering-Manteuffel, Wie westlich sind die Deutschen: Amerikanisierung und Westernisierung im 20. Jahrhundert, Göttingen 1999.

raschen wirtschaftlichen Wiederaufbau Europas. Washington musste jedoch zur Kenntnis nehmen, dass die Unterschiede unter den Europäern größer waren, als erwartet: Europa war eben auch nach der geglückten Anfangsphase der Integration kein einheitlicher Block, sondern ein Akteur, bei dem nationale Interessen nach wie vor eine große Rolle spielten. Insofern gab es schon bei den ersten Stationen der europäischen Integration kleine Konflikte mit den USA, die zwar das gesamte Projekt nicht gefährdeten, aber dennoch ein europäisches Selbstbewusstsein erkennen ließen. Die Europäer zeigten diese Haltung zur Überraschung ihrer Verbündeten bei den Verhandlungen zur Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl, bei der Diskussion über die Europäische Verteidigungsgemeinschaft und im Vorfeld der Römischen Verträge. Bei der Planung der EGKS wurde den USA deutlich, dass die Europäer, und hier besonders Deutschland und Frankreich, zwar an einer Europäisierung des Kohle- und Stahlsektors interessiert waren, dass sie auf der anderen Seite aber nur widerwillig die Interessen ihrer Stahlunternehmen zurücksteckten, um diese Vereinheitlichung erst zu ermöglichen. Washington befürchtete hier zu Recht die Bildung eines europäischen Kartells.

Auch in den Planungen zur EVG kamen wieder unterschiedliche Vorstellungen zum Vorschein. Während Washington die Europäer ermutigte, das Projekt einer europäischen Armee voranzutreiben, übersah man die innenpolitische Lage in Frankreich, die letztlich für das Scheitern in der französischen Nationalversammlung verantwortlich war. Ähnlich schwierig gestalteten sich für die Amerikaner aber auch die Vorbereitungen zu den römischen Verträgen, bei denen vor allem Deutschland und Frankreich im Zusammenhang mit den Euratom-Verhandlungen auf einer nationalen nuklearen Bewaffnung insistierten.

Diese Dissonanzen änderten allerdings nicht die grundsätzliche Haltung Washingtons zu Europa, weil das Konzept der Integration in das sicherheitspolitische Konzept der USA passte. Man rechnete allerdings nicht mit so viel europäischem Machtbewusstsein im weiteren Verlauf der Partnerschaft. Washington sah in den europäischen Verbündeten in erster Linie Juniorpartner, die letztlich sich fügen mussten. Die Europäer vor allen Dingen Frankreich wollten sich mit dieser Position aber nicht zufrieden geben. Auf amerikanischer Seite war man nicht bereit, die Macht gleichmäßig zwischen den transatlantischen Partnern aufzuteilen, was die Beziehungen, langfristige gesehen, belastete. Während der Regierungszeit John F. Kennedys sollten sich

diese kleinen Konflikte zu einer fundamentalen Krise ausweiten.³²⁶ Für die Ursachen dieser Krise sind allerdings nicht Kennedy und seine Berater verantwortlich, sondern die vorangegangenen Administrationen mit ihren Fehlern.

³²⁶ Vgl. Jeffrey Vanke, Charles de Gaulles' uncertain idea of Europe, in: Demond Dinan (Hrsg.), Origins and evolution of the European Union, Oxford 2006, S. 141-167, hier: S.155-156.

KAPITEL IV:

DAS EUROPABILD JOHN F. KENNEDYS UND DIE WICHTIGSTEN EUROPAPOLITISCHEN PROBLEMFELDER SEINER AMTSZEIT

In den bisherigen Ausführungen über die USA und die europäische Integration in der Nachkriegszeit ist deutlich geworden, dass die amerikanische Seite mit ihrer Europapolitik zwei wichtige Aspekte in der internationalen Politik der Nachkriegsära miteinander verbinden wollte: den wirtschaftlichen Wiederaufbau Europas und die Sicherung des transatlantischen Bündnisses gegen einen möglichen Angriff durch die Sowjetunion.³²⁷ Vor dem Hintergrund stellt sich nun die Frage, inwiefern John F. Kennedy, der im Mittelpunkt dieser Studie stehen soll, von diesen Vorgaben seiner Vorgänger zu Beginn seiner Amtszeit beeinflusst wurde. Auf den ersten Blick liegt der Schluss nahe, dass Kennedy an diese Prinzipien, die für die USA in den ersten Jahren nach dem Zweiten Krieg zur Basis einer im Großen und Ganzen recht erfolgreichen Außenpolitik geworden waren, sklavisch gebunden war. Dabei unterschätzt man allerdings den neuen Impuls, den seine Amtsübernahme für die amerikanische Politik, aber auch darüber hinaus für die ganze westliche Welt ausmachte.³²⁸ Sicherlich auch bedingt durch sein Charisma und sein jugendliches Alter galt Kennedy als Vertreter einer neuen Generation, die bereit war, auch in der internationalen Politik neue Wege zu gehen.³²⁹ Folglich wurde rasch das Streben nach „the new frontier“ eines der Leitmotive seiner Außenpolitik. Dabei ist dieses Bild keine Erfindung Kennedys gewesen, sondern vielmehr ein Topos in der amerikanischen Geschichte, geprägt durch den amerikanischen Historiker Frederick J. Turner, der 1893 in einem Vortrag, erklärte, dass das amerikanische Streben im 19. Jahrhundert die kontinentale Grenze immer weiter nach Westen zu verschieben, letztlich dem amerikanischen Wesen entsprechen würde. Amerika sollte, so Turner, nach neuen Grenzen streben und sich nie nur mit dem Status quo zufrieden geben. Turner sah diesen „Frontier-

³²⁷ Vgl. zu der amerikanischen Europapolitik vor Kennedy Amtszeit: Marc Trachtenberg (Hrsg.) *Between empire and alliance: America and Europe during the Cold War*, Oxford 2003.

³²⁸ Über Kennedys berühmte Rede zu seiner Amtseinführung, in der er die amerikanische Jugend zu internationalem Engagement ermunterte: Thurston Clarke, *Ask not: the inauguration of John F. Kennedy and the speech that changed America*, New York 2005.

³²⁹ Dass Kennedys Aura heute von einigen Autoren auch bestritten wird, die eine Versachlichung der Diskussion über die historische Gestalt John F. Kennedys fordern, erkennt man an folgender Publikation: Seymour Hersh, *Kennedy: das Ende einer Legende*, Hamburg 1998.

Mythos“ als eine Art „American exceptionalism“. ³³⁰ Kennedy nutzte diesen Begriff für seine politischen Ziele. Dabei ging es ihm zum einen darum, in der Innenpolitik durch eine Bürgerrechtspolitik möglichst allen Amerikanern den „amerikanischen Traum“ zu ermöglichen. In der Außenpolitik wurde Kennedys „New Frontier“-Begriff mit der Nutzung des Weltraums in Verbindung gebracht. Insbesondere ging es der Kennedy-Administration um die bemannte Raumfahrt, die letztlich auch eine Mond-Expedition umfassen sollte. ³³¹

Gerade wegen dieser Aufbruchsstimmung, die Kennedy während seiner Amtszeit als Präsident verbreitete, ist es legitim zu fragen, ob er auch in seiner Europapolitik völlig neue Akzente setzte oder eher zurückhaltend blieb. Hatte Kennedy einen großen Plan für seine transatlantische Politik? War er schon vor seiner Präsidentschaft an dieser Thematik interessiert oder hatte er sich, wie so viele amerikanische Präsidentschaftskandidaten, auf die amerikanische Innenpolitik konzentriert? Welche Rolle spielten seine familiären Wurzeln als Mitglied einer irischstämmigen Familie im Zusammenhang mit seinem Europabild? ³³² Inwiefern beeinflusste die berufliche Tätigkeit seines Vaters, der einige Zeit als amerikanischer Botschafter in London tätig war, sein Handeln? ³³³ All dies sind Fragen, denen in diesem Kapitel nachgegangen werden soll.

1. Kennedys europäische Wurzeln

Wie bei kaum einem anderen Präsidenten in der amerikanischen Geschichte spielte bei Kennedy die Familie eine zentrale Rolle im politischen Leben. Nicht nur die finanzielle Unterstützung seitens des Vaters Joseph im Präsidentschaftswahlkampf ist hierbei zu nennen, sondern vielmehr die ideelle Beeinflussung. Der familiäre Einfluss war der entscheidende Impuls, der Kennedys Interesse für die Politik so sehr verstärkte, dass eine Karriere als Berufspolitiker erst möglich wurde. Treibende Kraft dabei war zweifellos der Vater, dessen Ehrgeiz offensichtlich war. ³³⁴ Aus familiären Gründen war Kennedy eng mit Europa verbunden, was sein Blick auf diesen Konti-

³³⁰ Zu Turners Argumentation und die Rezeption in der Wissenschaft: vgl. Jürgen Heideking / Christof Mauch, *Geschichte der USA*, Tübingen 2005, S. 157-159.

³³¹ Vgl. Karsten Werth, *Ersatzkrieg im Weltraum: das US-Raumfahrtprogramm in der Öffentlichkeit der 1960er Jahre*, Frankfurt 2006.

³³² Vgl. David Burner, *John F. Kennedy and a new generation*, New York 1988, S. 1-20.

³³³ Vgl. zu Kennedys Studienjahren vgl. Nigel Hamilton, *JFK: a reckless youth*, New York 1988.

³³⁴ Vgl. Alan Posener, *John F. Kennedy*, Reinbek bei Hamburg, 1991, S. 26.

ment als späteres Mitglied des Repräsentantenhauses, als Senator und selbstverständlich als amerikanischer Präsident stark beeinflusst haben dürfte.

Ein kurzer Blick in die Entwicklung des Kennedy-Clans in Boston zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts verdeutlicht dies: Grundsätzlich war die Lebenssituation vieler irischer Einwandererfamilien, die Mitte des 19. Jahrhunderts wegen der Hungersnot in Irland nach Amerika übersiedelten und sich an der Ostküste niederließen, nicht einfach, wurden sie doch von vielen ihrer Mitbürger als Amerikaner zweiter Klasse angesehen. Die Konkurrenz unter den verschiedenen Einwanderergruppen an der Ostküste: den Italienern, den Iren, den Engländern und den Deutschen entfachte bei vielen Neuankömmlingen den Ehrgeiz, sich in den USA durchzusetzen.³³⁵ Insofern war die Familie Kennedys in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Dennoch schaffte schon die Generation von Kennedys Großvater einen raschen wirtschaftlichen und vor allem politischen Aufstieg in Boston.³³⁶ So wurde beispielsweise Kennedys Großvater mütterlicherseits John F. Fitzgerald 1906 zum Bürgermeister von Boston gewählt. Der eigentliche Grundstein für den Wohlstand der Kennedy Familie wurde allerdings in erster Linie von Kennedys Vater Joseph gelegt, dem in der amerikanischen Geschäftswelt ein beispielloser Aufstieg gelang:

„Joe, 1888 geboren, wuchs in einer Ära auf, in der Amerika seine größten Helden in den wagemutigen Unternehmern sah, die nicht nur selbst schwerreich wurden, sondern auch den Reichtum der Nation vergrößerten, indem sie die Infrastruktur für eine industrielle Gesellschaft schufen – Stahl, billige Energie, Eisenbahnen und die Finanzinstrumente für eine Wachstumsökonomie.“³³⁷

Kennedys Vater gelang es in sehr kurzer Zeit nach seiner Ausbildung an der renommierten Harvard Universität zum erfolgreichen Banker aufzusteigen. Schließlich avancierte er zum jüngsten Bankdirektor Amerikas und schuf somit die Grundlage für seinen späteren Reichtum, von dem auch seine Söhne, allen voran John und Robert, profitieren sollten. Joseph Kennedy setzte seine Karriere als Manager später in der Industrie und dort vor allem als Chef der Werft von Bethlehem Steel am Fore River in Quincy in Massachusetts und später als Manager der Bostoner Aktienfirma Hayden, Stone und Company fort.³³⁸ Aus dieser Zeit stammten allerdings auch die Gerüchte, Joseph Kennedys Aufstieg sei nicht nur auf legalem Wege zustande gekommen:

³³⁵ Vgl. Alan Posener, John F. Kennedy, S. 10.

³³⁶ Vgl. allgemein zur irischen Identität der Kennedy-Familie: Garry Wills, *The Kennedy Imprisonment: A Meditation on Power*, New York 1994.

³³⁷ Robert Dallek, *John F. Kennedy: ein unvollendetes Leben*, München 2004, S. 26.

³³⁸ Vgl. Georg Schild, *John F. Kennedy: Mensch und Mythos*, Göttingen 1997.

„Die größte Chance im nächsten Jahrzehnt viel Geld zu verdienen, sah er im Aktienhandel. So nutzte er sein Jahresgehalt von 10 000 Dollar und sein Insiderwissen, um Spekulationsgeschäfte zu betreiben.“³³⁹

Trotz dieser Gerüchte änderte sich die wohlhabende Lebenssituation des Kennedy-Clans in keiner Weise. Die Kennedys gehörten spätestens zu Beginn der 1920 Jahre zu den mit Abstand einflussreichsten Familien der USA. Damit hatte Joseph Kennedy das geschafft, von dem viele Einwanderer träumten: in der neuen Heimat Anerkennung und Erfolg zu finden.

Dennoch war seinem Sohn John später die Rückbesinnung auf die europäischen Wurzeln und hierbei besonders auf die irischen beziehungsweise britischen Wurzeln von großer Bedeutung. Kennedy konnte sich diese proeuropäische Einstellung gewissermaßen auch erlauben, da die Familie inzwischen in den USA arriviert war. Sein Vater dagegen hatte noch um Anerkennung kämpfen müssen.³⁴⁰ Folglich waren Kennedys zahlreiche Besuche in Irland, ob als junger Student oder als Präsident, für ihn sehr beeindruckend. So sagte er beispielsweise während eines Irland-Besuchs als amerikanischer Präsident Ende Juni 1963 vor dem irischen Parlament, um seine Bindung zu dem Land seiner Vorfahren zu unterstreichen:

„I am deeply honored to be your guest in the Free Parliament of a free Ireland. If this nation had achieved its present political and economic stature a century or so ago, my great grandfather might never have left New Ross, and I might if fortunate, be sitting down there with you.“³⁴¹

2. Kennedys Europabild während der Studienjahre

Dass für die Kennedy-Familie Bildung als der entscheidende Schlüssel zum beruflichen Aufstieg in der amerikanischen Gesellschaft gesehen wurde, wird schon an der Entwicklung des Vaters Joseph deutlich, der als erster seiner Familie eine akademische Ausbildung an einer amerikanischen Eliteuniversität absolvierte. Ihm war es wichtig, dieses Prinzip auch auf seine Kinder zu übertragen, da er vor allem in seinem ältesten Sohn Joe den Garanten sah, die Erfolgsgeschichte seiner Familie fortzuschreiben, mit dem Ziel, einem der Kinder den Weg ins Weiße Haus zu ermöglichen.

³³⁹ Robert Dallek, John F. Kennedy: ein unvollendetes Leben, S. 33.

³⁴⁰ Zur irischen Identität Kennedys vgl. auch: James R. Carroll, „One of ourselves“: John Fitzgerald Kennedy in Ireland, New York 2003.

³⁴¹ John F. Kennedy, Address Before the Irish Parliament in Dublin.- June 28th, 1963, in: John Woolley / Gerhard Peters, The American Presidency Project (online), Santa Barbara, www.presidency.ucsb.edu, (zuletzt abgerufen: 17.04.2009).

Eine besondere Förderung erhielt auch der zweitälteste Sohn John, der allerdings während seiner Jugend immer im Schatten seines älteren Bruders stand.³⁴² Die Bevorzugung Joes durch den Vater ließ bei John F. Kennedy ein Gefühl der Minderwertigkeit aufkommen: „Zu seiner labilen Gesundheit kamen die üblichen Probleme der Pubertät. So machte ihm die Rivalität mit seinem älteren Bruder wieder mehr zu schaffen.“³⁴³ Dennoch war auch bei Kennedys Erziehung in den Augen des Vaters zum einen die Qualität, aber eben auch die Internationalität entscheidend. So sollte John F. Kennedy seine Studienjahre nicht ausschließlich an amerikanischen Spitzenuniversitäten, sondern auch in Europa und hier besonders in Großbritannien verbringen.³⁴⁴ So war es fast obligatorisch, dass Kennedy wie sein älterer Bruder nach der schulischen Ausbildung an einer Reihe renommierter Privatschulen an der amerikanischen Ostküste seine universitäre Ausbildung an der Harvard Universität in Boston beginnen sollte. Kennedy, der sich mehr und mehr nach Unabhängigkeit sehnte, entschloss sich 1935 in London an der London School of Economics bei dem Soziologen Harold Lasky zu studieren. Jedoch reizte ihn dabei weniger die Möglichkeit, bei einem anerkannten akademischen Lehrer studieren zu können, als die Gelegenheit, das soziale Leben in London zu genießen. Denn schon in der Schulzeit war Kennedy nicht durch überragende Leistungen aufgefallen, wenn überhaupt, dann machte er im Sport Furore. Gerade die Mittelmäßigkeit in den akademischen Leistungen ließ ihn im familieninternen Vergleich oft wie ein Verlierer erscheinen. Sicherlich wäre dieser erste Europa-Aufenthalt erfolgreicher verlaufen, wenn Kennedy nicht, wie so oft, durch seine labile Gesundheit zu einer raschen Rückkehr gezwungen gewesen wäre.³⁴⁵ Dennoch änderte diese abrupte Rückkehr nach Boston nichts an Kennedys Interesse an der europäischen Wissenschaft, Kultur und vor allen Dingen den politischen Ereignissen in Zentraleuropa. Kurz nach seiner vorübergehenden Genesung schrieb er sich in Harvard für das Fach Politikwissenschaft ein.³⁴⁶

Schon zwei Jahre später nutzte er die nächste Gelegenheit, um nach Europa zu gelangen und es bereisen zu können. Eine Studienreise mit seinem Freund Lem Bul-

³⁴² Vgl. Georg Schild, John F. Kennedy: Mensch und Mythos, S. 11-12.

³⁴³ Robert Dallek, John F. Kennedy: ein unvollendetes Leben, S. 43.

³⁴⁴ Vgl. Andreas Etges, John F. Kennedy, München 2003.

³⁴⁵ Vgl. Robert Dallek, John F. Kennedy: ein unvollendetes Leben, S. 47.

³⁴⁶ Kennedy war zwar für die Weltöffentlichkeit zeit seines Lebens ein dynamischer jugendlicher Politiker; in Wirklichkeit litt er seit seiner frühesten Jugend an den verschiedensten Krankheiten unter anderem an einer Adrenalininsuffizienz, der Addison-Krankheit, die täglich durch Kortison behandelt werden musste.

lings, mit dem er in den Semesterferien 1937 zwei Monate durch Frankreich, Irland, Italien, Belgien und Deutschland reiste, sollte für ihn zu einem Schlüsselereignis werden: von diesem Zeitpunkt an war sein Interesse für die außenpolitischen Entwicklungen geweckt. Ein Interesse, das ihn auch später als junger Politiker leiten sollte. An dieser Stelle soll ein wenig genauer auf diese Reise eingegangen werden, da Kennedy während seiner Europareise Tagebuch führte, und somit seine Gedanken über die politischen Ereignisse in der Zeit des immer stärker werdenden Nationalsozialismus detailliert aufzeichnete.³⁴⁷

Mit dem Schiff fuhren die beiden Freunde von den USA nach Europa und landeten in Irland, Kennedys erste Begegnung mit dem Land seiner Vorfahren. Von dort setzten sie nach einem kurzen Aufenthalt nach Frankreich über, wo sie von der Normandie aus weitere Teile des Landes bereisten. Kennedy war tief beeindruckt von der französischen Kultur, die ihm in den wichtigen Baudenkmälern, wie zum Beispiel der gotischen Kathedrale von Rouen, sichtbar wurde: „For Billings, the monuments were architectural treasures, for Jack, markers of European history.“³⁴⁸ Dennoch sah Kennedy diese erste größere Europareise nicht als bloße Vergnügungsreise, vielmehr wollte er über die politischen Einstellungen der Europäer möglichst viel lernen. Wie, fragte sich Kennedy, könnte man einen New Deal-Plan für die europäische Wirtschaft entwickeln, die sich seit der Weltwirtschaftskrise in einer schwierigen Lage befand. Warum gab es so etwas in Frankreich der 1930er Jahre nicht? Kennedy kritisierte die instabile politische Lage im Frankreich der Vierten Republik und die bornierte Einstellung der politischen Akteure:

„Seine Gesprächspartner, notierte Jack, mochten Roosevelt, aber die Art, wie er regiert, würde in einem Land wie Frankreich kaum Erfolg haben, weil man hier offenbar nicht in der Lage ist, ein Problem als Ganzes zu sehen.“³⁴⁹

Noch intensiver waren für Kennedy und seinen Begleiter die Erfahrungen in Deutschland, das eine weitere Etappe der Reise war. Für Kennedy war die Begegnung mit dem nationalsozialistischen Regime, das seine Hegemonialpolitik in Europa schon deutlich gemacht hatte, aber von den internationalen Großmächten immer noch nicht als Gefahr angesehen wurde, sehr bedrückend.³⁵⁰ Für die beiden Freunde war es dennoch eine wichtige, wenn auch negative Erfahrung, die nationalsozialistische Dik-

³⁴⁷ Zu Kennedys Europa-Reise als junger Studierender vgl. Nigel Hamilton, JFK: a reckless youth, S. 37.

³⁴⁸ Nigel Hamilton, JFK: a reckless youth S. 179.

³⁴⁹ Robert Dallek, John F. Kennedy: ein unvollendetes Leben, S. 53.

³⁵⁰ Zur Entwicklung des Nationalsozialismus vgl. auch Klaus Hildebrand, Das Dritte Reich, München 2003.

tatur³⁵¹ gewissermaßen von innen kennen lernen. Kennedy profitierte davon später sehr, konnte aber schon damals die zurückhaltende Politik der Westmächte gegenüber dem Deutschen Reich nicht nachvollziehen.³⁵² Grundsätzlich wurde ihnen durch ihr eigenes Erfahren deutlich, wie populär der deutsche Diktator Hitler im eigenen Land war. Die Deutschen selber, so schien es den beiden jungen Amerikanern, schauten voller Arroganz auf sie.³⁵³

Kennedy versuchte aus all seinen Erfahrungen in Europa die richtigen Konsequenzen für eine amerikanische Außenpolitik zu ziehen. Gerade diese Reise hatte bei dem jungen Studenten Zweifel hervorgerufen, ob die freie Welt der Herausforderung durch das nationalsozialistische Deutschland gewachsen wäre. Er sah langfristig einen Konflikt zwischen den faschistischen Staaten Deutschland und Italien, dem sowjetischen Kommunismus und den demokratischen Staaten England und den USA voraus. Interessanterweise machte er sich damals nicht den in den USA vorherrschenden Isolationismus zu Eigen, der die amerikanische Außenpolitik eher zu einer zurückhaltenden Rolle in den internationalen Beziehungen animieren wollte. Eine Position, die auch von seinem eigenen Vater vehement vertreten wurde. Kennedy allerdings blieb auch nach seiner Rückkehr an den politischen Entwicklungen in Europa stark interessiert. Dieses verstärkte sich noch, als sein Vater vom erfolgreichen amerikanischen Geschäftsmann zum Diplomaten ernannt wurde. Als enger Freund Präsident Roosevelts wurde er im Dezember 1937 nur wenige Monate nach Kennedys Europareise zum amerikanischen Botschafter in Großbritannien berufen.³⁵⁴ Ein Posten, der gerade aufgrund der besonders engen Beziehungen zwischen diesen beiden Ländern von großer Wichtigkeit für die amerikanische Regierung war und auch heute noch ist. Doch Präsident Roosevelt verfolgte mit der Berufung Joseph Kennedys seine eigenen Ziele:

„Mit dieser Berufung eines irischen Amerikaners, der sich hochgearbeitete hatte, zu seinem Gesandten, wollte sich Roosevelt demonstrativ von der konservativen englischen Regierung abgrenzen, deren Appaeseement-Politik gegenüber Hitler-Deutschland nicht nach seinem Sinn war.“³⁵⁵

Allerdings stellte sich ziemlich schnell heraus, dass Kennedys Vater, anders als vom Präsidenten erwartet, eben nicht dessen politische Linie verfolgte und eine kritische

³⁵¹ Ursprünglich hatte Kennedy auch geplant, Spanien intensiv zu bereisen, dies war allerdings aufgrund des Bürgerkrieges nicht möglich.

³⁵² Vgl. zu Kennedys Deutschland-Aufenthalt 1937 auch: Nigel Hamilton: ein unvollendetes Leben, S. 192-193.

³⁵³ Vgl. Robert Dallek, John F. Kennedy. ein unvollendetes Leben, S. 53.

³⁵⁴ Vgl. Peter Collier/ David Horowitz, The Kennedys, New York 1984.

Distanz zur Regierung Chamberlain einnahm, sondern stattdessen weiter an seiner Appeasement-freundlichen Haltung festhielt. Besonders nach dem Münchner Abkommen 1938 war Kennedy als Botschafter in London nicht mehr tragbar und wurde wenig später von seinem Posten abgelöst. Dennoch war diese relative kurze Zeit für seinen Sohn sehr einprägsam, konnte er doch durch die Tätigkeit seines Vaters Erfahrungen auf der Ebene der Diplomatie sammeln.

Kennedys privates und damit auch politisches Leben sollte sich durch den plötzlichen Tod seines Bruders Joe, der 1944 als Kampfpilot der amerikanischen Luftwaffe ums Leben kam, deutlich verändern.³⁵⁶ Von nun an war er in den Augen des Vaters der wichtigste Sohn, und folglich war die Planung seiner Karriere im Focus der Familie. Kennedy, der sich für die internationale Politik begeistern konnte, hatte nie daran gedacht, seinem Bruder den Rang in der familieninternen Rangordnung streitig zu machen. Auch hatte er sich während seiner Jugend nie wirklich für eine Karriere in einem öffentlichen Amt interessiert, da er stets im Schatten seines erfolgreichen Bruders stand. Nun aber musste er sich dem Willen des Vaters beugen und sein Leben diesem Ziel unterordnen. Zielgerichtet sah der Vater es als seine wichtigste Aufgabe an, seinen Sohn in der amerikanischen Öffentlichkeit als eine politische Zukunftshoffnung bekannt zu machen.³⁵⁷

Nichts eignete sich dafür besser als eine eigene Buchpublikation, die in den großen amerikanischen Tageszeitungen besprochen werden sollte. Kennedy vermarktete die Harvard-Abschlussarbeit seines Sohnes mit dem Titel „Why England Slept“, in der dieser sich mit den Beziehungen der Großmächte vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges beschäftigt hatte.³⁵⁸ Zwar erläuterte Kennedy in seinem Buch keine wirklich neue Strategie, denn die Notwendigkeit einer stärker nach militärischen Gesichtspunkten organisierten amerikanischen Außenpolitik, war vielen Mitarbeitern der Roosevelt-Administration schon wesentlich früher klar gewesen, doch Kennedys Vater hatte sein Ziel erreicht: sein Sohn wurde mit dieser Publikation der interessierten Öffentlichkeit der USA bekannt.

Inhaltlich konzentriert sich Kennedy auf die britische Außenpolitik in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, um mit Nachdruck seine These von einer engagierten Außenpolitik zu untermauern. Auch wenn er es nicht offen ausspricht, er kritisierte

³⁵⁵ Robert Dallek, John F. Kennedy: ein unvollendetes Leben, S. 57.

³⁵⁶ Vgl. Georg Schild, John F. Kennedy: Mensch und Mythos, S. 279.

³⁵⁷ Vgl. über die penible Planung des Beginns der politischen Karriere Kennedys durch seinen Vater vgl. auch: David Burner, John F. Kennedy and a new generation, S. 21.

³⁵⁸ Vgl. John F. Kennedy, Why England slept, New York 1961

damit eben auch die passive amerikanische Haltung in der internationalen Politik der Zwischenkriegszeit:

„America's armored position showed a startling similarity to England's after Munich. Like England, we had less than one hundred modern planes. Like England we had few anti-aircraft guns. Like England, our mechanized equipment was almost nil. And yet, like England we had voted what we considered to be large appropriations and we had felt perfectly secure.“³⁵⁹

Im weiteren Verlauf seines Buches erläutert Kennedy seine außenpolitischen Prinzipien, indem er die amerikanischen aber auch die britischen Fehler in der Außenpolitik der 1930er Jahre offenlegt.

Kennedy beginnt seine Analyse mit der Periode der Abrüstung, die nach Ende des Ersten Weltkriegs begann, und im Zusammenhang mit der Stärkung des Völkerbundes zu einer verstärkten internationalen Zusammenarbeit führen sollte. Kennedy äußert grundsätzlich Verständnis für die Haltung Londons nach den schrecklichen Schlachten des Ersten Weltkriegs ein Zeichen der internationalen Entspannung zu setzen.³⁶⁰ Solch eine Entspannungspolitik sei aber nur dann für alle Parteien sinnvoll, wenn alle gleichermaßen bereit seien zur substantiellen Abrüstung und ein Klima des gegenseitigen Vertrauens vorherrsche. Dies war bei den meisten europäischen Ländern nie wirklich der Fall. Besonders das nationalsozialistische Deutschland wird hierbei von Kennedy kritisiert: „Hitler, therefore, found it easy to that their way back to the top in Europe was through national regimentation, based upon a policy of rearmament. Rearment was the answer of all Germany problems...“³⁶¹ Insofern war nach dem Urteil Kennedys das Handeln der britischen Regierung gegenüber der immer stärker werdenden Bedrohung, die von Deutschland ausging, fahrlässig und naiv, denn in Deutschland habe sich die Demokratie nie so festigen können wie das in den angelsächsischen Staaten der Fall war. Kennedy skizziert weiter die wichtigsten Etappen der europäischen Politik von der Weltwirtschaftskrise über das Münchener Abkommen um im letzten Kapitel seines Buches über die Konsequenzen zu sprechen, die die USA aus der verfehlten britischen Außenpolitik ziehen sollte. Dabei betont er, dass Großbritannien nicht nur schwache politische Führer in den 1930er Jahren hatte, sondern dass ohnehin grundsätzlich ein demokratisches System instabiler sei als ein totalitäres. Insofern sieht er die USA in einer vergleichbaren Position wie Großbri-

³⁵⁹ John F. Kennedy, *Why England slept*, S. XXIII

³⁶⁰ Der Erste Weltkrieg war nicht, wie von den militärischen Planern der jeweiligen Ländern prognostiziert von schnellen kurzen Schlachten geprägt, sondern von lang andauernden Stellungskriegen unter Einbezug chemischer Waffen. Zum Ersten Weltkrieg vgl. Michael Salewski, *Der Erste Weltkrieg*, Paderborn 2003.

tannien. Während in einer Demokratie Meinungsfreiheit herrsche und für jede politische Entscheidung eine parlamentarische Mehrheit gefunden werden müsse, habe ein Diktator in einem totalitären System einen großen Vorteil: er könne vollkommen eigenmächtig entscheiden, ohne großen innenpolitischen Widerstand fürchten zu müssen. Dessen ungeachtet sieht Kennedy das demokratische System der Diktatur überlegen an, weil es Bürgerrechte und Grundrechte achte. Dennoch dürfe sich eine Demokratie niemals von einer Diktatur in Sicherheit wiegen lassen. Insofern sei das Abkommen von München auch zu kritisieren:

„We must always keep our armaments equal to our commitments: Munich should teach us that; we must realize that any bluff will be called. We cannot tell anyone to keep out of our hemisphere unless our armaments and the people behind these armaments are prepared to back up the command, even to the ultimate point of going to war.“³⁶²

Nur standhafte Demokratien könnten daher diese Art von Herausforderungen bewältigen. Daher sei die britische Politik in dieser Zeit ein warnendes Beispiel für alle Demokratien, habe sie doch erst den Aufstieg Hitler-Deutschlands ermöglicht.³⁶³ In der gleichen Mitverantwortung sah er allerdings auch die eigene amerikanische Regierung, wenn er schreibt: „We withdrew from Europe in 1920 and refused to do anything to preserve the democracy we had helped to save. We thought that it would make no difference. We are beginning to realize that it does.“³⁶⁴

Das Buch über die europäische Politik nach dem Ersten Weltkrieg wurde zu einem großen publizistischen Erfolg. Der Plan von Kennedys Vater ging auf: sein Sohn war nun in der interessierten Fachöffentlichkeit bekannt, teilweise auch darüber hinaus.³⁶⁵ Für Kennedy stand allerdings nicht allein die Steigerung des Bekanntheitsgrads im Vordergrund seiner Bemühungen: er hatte wirklich ein ernsthaftes Interesse an der Entwicklung der internationalen Beziehungen, dabei stand für ihn seit längerer Zeit, nicht zuletzt aufgrund seiner eigenen Biographie Europa, im Vordergrund. Letztlich gab er dem Drängen seines Vaters nach, eine eigene politische Karriere zu beginnen.

³⁶¹ John F. Kennedy, *Why England slept*, S. 3.

³⁶² John F. Kennedy, *Why England slept*, S. 230.

³⁶³ Zur Appeasement-Politik der britischen Regierung in den 1920er und 1930er Jahren vgl. Frank McDonough, *Neville Chamberlain, appeasement and the British road to war*, Manchester 1998.

³⁶⁴ John F. Kennedy (Anm. 228), S. 230.

³⁶⁵ Kennedy war allerdings kurz nach dem Zweiten Weltkrieg vielen Amerikanern auch wegen einer anderen Angelegenheit bekannt: Er hatte während seines Kriegseinsatzes im Südpazifik als Kommandeur eines Schnellbootes (PT 109) nach einem japanischen Angriff 1943 mehreren seiner Kameraden das Leben gerettet. Vgl. auch: Robert Dallek, *John F. Kennedy, Why England slept*, S. 90-93.

3. Kennedys Europapolitik als junger Abgeordneter im Kongress

Kennedy begann seine politische Karriere in Boston, wo er 1946 für das Repräsentantenhaus kandidierte und mit 60 000 zu 20 000 Stimmen gewählt wurde, was keine große Überraschung für die politischen Beobachter gewesen war, da Boston gemeinhin eine Hochburg der Demokratischen Partei war.³⁶⁶

Von Beginn seiner politischen Tätigkeit in Washington an, versuchte sich Kennedy rasch einen Namen zu machen, vor allem in Fragen der Außen- und Europapolitik. Dabei war es natürlich von ganz erheblicher Bedeutung, dass der Beginn seiner aktiven politischen Karriere mit der Verschärfung des Kalten Krieges zwischen den USA und der Sowjetunion zeitlich zusammenfiel. Vor allem die zunehmenden Spannungen um Osteuropa, Griechenland, Türkei und den Iran bestimmten auch das innenpolitische Klima in Washington.³⁶⁷ Dementsprechend gab es in den USA eine Furcht vor dem Kommunismus und eine Kampagne seitens der Republikaner gegen viele Liberale, die verdächtigt wurden mit dem sowjetischen Kommunismus zusammenarbeiten. Allen voran machte sich Senator Joseph McCarthy durch eine gnadenlose Kampagne einen unrühmlichen Namen.³⁶⁸ Kennedy selbst wurde ebenfalls zu einem entschiedenen und überzeugten Antikommunisten, wenn auch nicht so fanatisch wie McCarthy oder dessen Mitstreiter. Dennoch war für ihn allein schon aus seiner politischen Grundhaltung her eine Selbstverständlichkeit, den Kurs der Eindämmungspolitik Präsident Trumans zu unterstützen.³⁶⁹ Ähnlich wie schon in seinem Buch über die britische Außenpolitik (Appeasement-Politik), trat Kennedy auch zu Beginn des Kalten Krieges für eine aktive Außenpolitik der USA ein. Die Fehler der Vergangenheit sollten nicht wiederholt werden. Daher war es für ihn von amerikanischer Seite gesehen, nur konsequent die proamerikanischen Kräfte in den Bürgerkriegen in der Türkei und in Griechenland zu unterstützen. Allerdings stellte er sich bei dieser Frage, ähnlich wie schon bei anderen außenpolitischen Diskussionen, gegen die Haltung seines Vaters:

„Kurz zuvor hatte Joe Kennedy öffentlich darüber geklagt, die Vereinigten Staaten hätten schon nicht finanzielle Mittel, um ihren Verpflichtungen im Inland nachzukommen, und nun sollten auch noch Hunderte von Millionen Dollar ins Ausland geschickt werden, um den Kommunismus zu bekämpfen. Seiner Meinung nach sollte man

³⁶⁶ Vgl. Georg Schild, John F. Kennedy: Mensch und Mythos.

³⁶⁷ Vgl. John Lewis Gaddis, The Cold War, New York 2005, S. 5-48.

³⁶⁸ Vgl. zum Antikommunismus der McCarthy-Ära: Arthur Herman, Joseph McCarthy: Reexamining the life and legacy, New York 2000.

³⁶⁹ Vgl. Robert Dallek, John F. Kennedy: ein unvollendetes Leben, S. 132.

Griechenland und die Türkei den Kommunisten überlassen und abwarten, bis die kommunistischen Regimes von sich zusammenbrächen, weil sie nicht funktionierten.³⁷⁰

Für den jungen Außenpolitiker war allerdings dieser Widerspruch zur politischen Haltung seines Vaters durchaus vorteilhaft für die eigene politische Karriere. Zum einen konnte er mit seiner Haltung für eine weitsichtige Außenpolitik werben, die den Isolationismus der 1920er Jahre hinter sich ließ, und zum anderen konnte er nun beweisen, dass er nicht in ständiger Abhängigkeit zu seinem Vater lebte, sondern sich inzwischen einen eigenen außenpolitischen Sachverstand angeeignet hatte. Kennedy nutzte in der Folgezeit jede Gelegenheit, um sich als Außenpolitiker profilieren zu können, hatte aber bei seiner antikommunistischen Haltung immer auch die eigenen persönlichen Interessen im Auge. So hatte beispielsweise sein Eintreten für die Schaffung eines eigenen jüdischen Staates sicher auch etwas mit dem Einfluss der jüdischen Bevölkerung in Boston und Umgebung zu tun.³⁷¹ Gleichzeitig sorgte er mit Provokationen von Zeit zu Zeit für nationale Aufmerksamkeit. So machte er beispielsweise die amerikanische Regierung für die kommunistische Machtergreifung in China alleine verantwortlich und behauptete, eine konsequente Unterstützung der prowestlichen Kräfte um den Truppenführer Tschiang Kai-Tscheck hätte diese Niederlage verhindern können.³⁷²

Kennedy unterstrich seine außenpolitischen Ambitionen durch zahlreiche Reisen, die er als Abgeordneter unternahm. So reiste er 1951 für mehrere Wochen erneut nach Europa und besuchte dort Großbritannien, Deutschland, Frankreich und Italien. Kennedy interessierte sich dabei besonders für die sicherheitspolitische Situation auf dem geteilten Kontinent. Schon zu diesem frühen Zeitpunkt seiner Karriere sprach er davon, dass sich Europa in seiner Verteidigung gegenüber dem kommunistischen Ostblock nicht allein auf die USA verlassen sollte. Europa sollte eigene Leistungen für seine Verteidigung übernehmen.³⁷³ Weitere Reisen führten den jungen Politiker nach Indochina und in den Nahen Osten.

³⁷⁰ Robert Dallek, John F. Kennedy: ein unvollendetes Leben, S. 133.

³⁷¹ Vgl. ebd. S. 142.

³⁷² Vgl. ebd. S. 142. In den USA war Kennedy nicht der einzige prominente Politiker, der die Truman-Administration wegen ihrer China Politik angriff. Insgesamt war diese „Who lost China“-Debatte für die amerikanische Außenpolitik zu Beginn des Kalten Kriegs von großer Bedeutung, wollten die USA nach diesen Ereignissen gemäß der Domino-Theorie in Asien keinen weiteren Sieg der Kommunisten akzeptieren.

³⁷³ Vgl. Georg Schild, John F. Kennedy: Mensch und Mythos, S. 32. Die Diskussion der Lastenteilung im transatlantischen Bündnis sollte ein wichtiges Streitthema zwischen den USA und Europa während Kennedys Präsidentschaft werden.

Er hatte sich innerhalb weniger Monate zu einem wichtigen Außenpolitiker im Kongress entwickelt. Seine manchmal etwas provozierende Art war zwar nicht bei allen Teilen der politischen Klasse beliebt, dennoch gab es wenig Zweifel an seinem Sachverstand und seinen politischen Fähigkeiten im Allgemeinen. Insofern bewarb sich Kennedy aus eigenem Antrieb und nicht nur auf Drängen seines Vaters für einen Sitz im amerikanischen Senat. Er gewann 1952 das Mandat gegen seinen republikanischen Widersacher Lodge denkbar knapp mit 51,5 Prozent der Stimmen. Für ihn ein wichtiger Sieg auf dem Weg ins Präsidentenamt.³⁷⁴ Auch bei diesem Wahlkampf war der gesamte Kennedy-Clan eingebunden gewesen.³⁷⁵ Neben seinem Vater war nun auch sein Bruder Robert mehr als bisher in Erscheinung getreten.³⁷⁶

Auch als Senator für Massachusetts verändert er nicht seinen thematischen Schwerpunkt. Die internationalen Beziehungen blieben seine Domäne, allerdings hatte er nun als Senator eine wesentlich bessere Ausgangsposition, seine Thesen zu den außenpolitischen Entscheidungen Washingtons verbreiten zu können. Sein Einfluss war gestiegen:

„Im Blick auf eine Präsidentschaftskandidatur war es unabdingbar, dass er sich im Senat als führender Außenpolitiker etablierte. Die Außenpolitik war ohnehin das Gebiet auf dem er sich am besten auskannte und das ihm am meisten lag. Darum sah er es als seine höchste Pflicht an, sich als Senator gerade zu diesen... Fragen zu äußern.“³⁷⁷

Dabei legte der junge Senator wieder seinen Schwerpunkt auf die europäische Politik der 1950er Jahre, die eng mit dem Prozess der Dekolonisierung verbunden war. Eine Politik, die besonders die großen europäischen Kolonialmächte des 19. Jahrhunderts, allen voran Großbritannien und Frankreich betraf. Besonders die französische und amerikanische Indochinapolitik geriet hierbei in sein Blickfeld.³⁷⁸ Je tiefer die französische Krise in Indochina wurde, desto heftiger wurde Kennedys Kritik an der französischen Art des Kolonialismus in dieser Region. Kennedy war sich bewusst, dass nur eine politische und nicht allein eine militärische Lösung, die Lage für die

³⁷⁴ Zur Kennedys Kongress Wahlkampf vgl. auch: Nigel Hamilton, JFK: reckless youth, S. 737-741.

³⁷⁵ Zu der Wahlkampfführung der Kennedy-Familie: Robert Rimscha, Die Kennedys. Glanz und Tragik des amerikanischen Traums, Bergisch Gladbach 2001.

³⁷⁶ Zu Kennedys Verhältnis zu seinem Bruder Robert Edwin, We band of brothers, JRK, New York 1971.

³⁷⁷ Robert Dallek, John F. Kennedy: ein unvollendetes Leben, S. 167.

³⁷⁸ Vgl. zur Indochinapolitik der 1950er Jahren und den folgenden Vietnamkrieg: Marc Frey, Dekolonisierung in Südostasien: die Vereinigten Staaten und die Auflösung der europäischen Kolonialreiche, München 2006 und vgl. Marc Frey, Indoktrination, Entwicklungspolitik und „State Building“: Die Vereinigten Staaten in Südostasien 1945-1961, in: Boris Barth / Jürgen Osterhammel, Zivilisierungsmissionen: imperiale Weltverbesserung seit dem 18. Jahrhundert, Konstanz 2005, S. 335-364.

Europäer verbessern könnte. Zumal die Franzosen den Bewohnern Indochinas (Vietnam, Laos und Kambodscha) kaum Mitsprache eingeräumt hatten.³⁷⁹ Aber auch mit der Position der Eisenhower-Regierung war Kennedy alles andere als einverstanden, denn er war der Ansicht, man dürfe diese Region nicht sich selbst überlassen, damit würde man es den kommunistischen Ländern zu einfach machen. Deshalb sollten die USA zumindest an einer sinnvollen politischen Lösung mitarbeiten, die die Interessen der dort lebenden Bevölkerung mit einbezieht. Auch wenn Kennedy als Senator nicht genügend Einfluss hatte, um die amerikanische Außenpolitik nachhaltig zu verändern, wurde er mit diesen prononcierten, kritischen Äußerungen noch bekannter, und schuf sich damit eine gute Ausgangsbasis für die Präsidentschaftskandidatur 1960.

Den intensiv geführten Präsidentschaftswahlkampf gegen seinen republikanischen Gegenkandidaten Richard Nixon entschied er denkbar knapp für sich und wurde somit 1961 zum jüngsten Präsidenten in der Geschichte der USA. Kennedy hatte durch seine bisherige Karriere als Politiker schon bewiesen, dass sein Interessenschwerpunkt auf der Außenpolitik liegt. Gerade mit diesem Thema hatte er in dem Präsidentschaftswahlkampf immer wieder gepunktet.³⁸⁰

Jetzt als neu gewählter Präsident war es seine Aufgabe, ein außenpolitisches Programm zu entwickeln, bei dem die transatlantischen Beziehungen natürlich einen besonderen Stellenwert besitzen sollten. Im folgenden Abschnitt dieses Kapitels soll auf Kennedys wichtigste Pläne in der Europapolitik eingegangen werden. Es soll im weiteren Verlauf der Studie sichtbar werden, inwiefern er diese Pläne umsetzen konnte oder nicht.

4. Kennedys „Grand Design“

Kennedy hatte als junger Abgeordneter im Repräsentantenhaus und später als Senator aus nächster Nähe die Außenpolitik der vorangegangenen Administrationen verfolgen können. Besonders die 1950er Jahre zeichneten sich durch eine stetige Verschärfung des Ost-West-Konfliktes aus.³⁸¹ Indizien für diese Intensivierung des

³⁷⁹ Vgl. Robert Dallek, John F. Kennedy: ein unvollendetes Leben, S. 169.

³⁸⁰ Vgl. www.presidency.ucsb.edu/debates, Kennedy-Nixon, 26.09./ 07.10./13.10/ 21.10. 1960, (zuletzt abgerufen am 17.04. 2009).

³⁸¹ Vgl. Marc Trachtenberg, A constructed peace: The making of the European settlement 1945-1963, Princeton 1999, S. 146 ff.

Konfliktes waren beispielsweise die Suez-Krise 1956³⁸² oder der niedergeschlagene Aufstand in Ungarn im selben Jahr. Folglich übernahm der neue Präsident viele internationale Probleme des vorherigen Präsidenten Eisenhower. Für Kennedy war es daher offensichtlich, dass er in der Außen- und insbesondere in der Europapolitik auf der einen Seite im Großen und Ganzen die Strategie der Eindämmung fortsetzen musste, dass er aber auf der anderen Seite seine eigenen Neuerungen im gleichen Maße deutlich machen wollte, gemäß seines Leitbilds der „New Frontier“.

Kennedy beauftragte deshalb seine engsten Mitarbeiter, einen Plan auszuarbeiten, mit dem vor allem die transatlantische Partnerschaft mit neuem Leben erfüllt werden könnte.³⁸³ Er war der Ansicht, dass diese Partnerschaft prioritär sei, schließlich befand sich Europa und dort vor allem Deutschland im Zentrum des Kalten Krieges. Insofern war es eine der wesentlichen Aufgaben für die neue Administration die richtige Balance zwischen der Eindämmungs- und Entspannungspolitik zu finden. Sein Ziel war es also nicht, die Europa-Politik seiner Vorgänger nur fortzusetzen, sondern er wollte sie schrittweise verbessern und modifizieren.

Im Zentrum einer neuen Europapolitik, die Kennedy anstrebte, stand zweifellos das Verhältnis zwischen den USA und der Sowjetunion, denn ohne Zweifel war die Teilung des europäischen Kontinents in ein kommunistisches und einem liberaldemokratisches Lager das größte Hindernis für eine Fortentwicklung der europäischen Integration.³⁸⁴ Ein Versuch seitens der Truman Administration, die osteuropäischen Staaten am Marshall-Plan, dem Beginn der transatlantischen Partnerschaft teilhaben zu lassen, war Ende der 1940er Jahre noch von der sowjetischen Seite brüsk zurückgewiesen worden. Seitdem hatten sich beide Seiten in erster Linie um die Konsolidierung des jeweils eigenen Lagers gekümmert. Kennedy war nicht so naiv zu glauben, den Kalten Krieg beenden zu können, allerdings wollte er versuchen, auf dem Verhandlungsweg mit der Sowjetunion zu einem besseren Verhältnis zu gelangen.

³⁸² Zur amerikanischen Haltung während der Suez-Krise vgl. auch: Klaus Schwabe, *Weltmacht und Weltordnung: amerikanische Außenpolitik von 1898 bis zur Gegenwart. eine Jahrhundertgeschichte*, Paderborn 2006, S. 243-257.

³⁸³ Vgl. zu der Planung der Europapolitik Kennedys, George F. Ball, *Atlantische Partnerschaft im Werden*, in: *Europa-Archiv*, 1962, S. 251-262; Dean Acheson, „A Review of North Atlantic Problems for the Future,“ March 1961, JFK Library, National Security Files, box 220, folder (Acheson Report), 3/ 61, JFKL,24; John F. Kennedy, *A Democrat Looks at Foreign Policy*, in: *Foreign Affairs* 36 (October 1957), S. 49; vgl. Karl Kaiser, *Die neue Abhängigkeit der atlantischen Staaten. Präsident Kennedys Grand Design: Vorgeschichte und Entwicklungsmöglichkeiten*, in: *Europa-Archiv*, 23, S. 815-830.

³⁸⁴ Vgl. Pascaline Winand, *United States-European Relationships, 1961-1963*, in: Anne Deighton/ Alan S. Milward, *Widening, Deeping and Acceleration: the European Economic Community 1957-1963*, Baden-Baden 1999 S. 17-31, hier: 18.

Schon in seiner Rede zur Amtseinführung machte er der sowjetischen Führung das Angebot, die internationale Lage mit der permanenten Gefahr eines Nuklearkrieges zu entspannen:

„Let both sides explore what problems unite us instead of belaboring those problems which divide us. Let both sides for the first time, formulate serious and precise proposals for the inspection and control of arms- and bring the absolute power to destroy other nations under the absolute control of all nations.“³⁸⁵

Schon einige Jahre vorher hatte er sich als Senator zu einem möglichen neuen Ansatz in der amerikanischen Politik gegenüber der Sowjetunion geäußert. In einem Aufsatz kritisierte er die harte Haltung der Eisenhower-Administration gegenüber Moskau. Entschlossenheit gegenüber dem Kommunismus sei wichtig, so Kennedy, jedoch sei die Erkenntnis, dass politische Veränderungen im Ostblock nur in kleinen Schritten zu erreichen seien, genauso dringend. Bei all diesen diplomatischen Schritten sollten die Vereinten Nationen eine Schlüsselrolle spielen.³⁸⁶ Doch wie realistisch war dieses Angebot Kennedys gegenüber der sowjetischen Führung in einer Phase, die eher von verstärkter Konfrontation als von Entspannung gekennzeichnet war? Allerdings hatte es nach dem Tode Stalins 1953 auch in der Sowjetunion deutliche Veränderungen gegeben. Gerade der neue Generalsekretär Nikita Chruschtschow versuchte mit einer neuen Politik der Öffnung zumindest eine interne Diskussion über die Gräueltaten des Stalinismus zuzulassen.³⁸⁷ Diese Zeit wurde von den Historikern Tauwetterperiode genannt. Kennedy hoffte, deshalb auch in der internationalen Politik mit der Sowjetunion einen neuen Anfang wagen zu können. Kennedy sah daher die Zeit für gekommen, die Basis der amerikanisch-sowjetischen Beziehungen etwas zu verändern.

Grundsätzlich gab es im Verlauf des Kalten Krieges auch vor der Präsidentschaft Kennedys Phasen der Entspannung und Phasen der zunehmenden Konfrontation. Bei der Konferenz von Genf hatten die beiden Supermächte schon einmal versucht,

³⁸⁵ Vgl. John F. Kennedy: Inaugural Address. January 29 th, 1961, www.presidency.ucsb.edu, (zuletzt abgerufen am 17.04.2009).

³⁸⁶ Vgl. John F. Kennedy (Anm. 255), S. 47. Ähnlich hatte es Kennedy und die Demokratische Partei in dem Wahlprogramm zur Präsidentschaftswahl 1960 erläutert: “To the rulers of the Communist World: We confidently accept your challenge to competition in every field of human effort.. In the meantime, we are prepared to negotiate with you whenever and wherever there is a realistic possibility of progress without sacrifice of principle.” Democratic Party Platform of 1960, www.presidency.ucsb.edu, (zuletzt abgerufen 17.04.2008).

³⁸⁷ Zur Tauwetterperiode vgl. Helmut Altrichter, Kleine Geschichte der Sowjetunion, München 2001; S. 131-151.

zu einer gegenseitigen Akzeptanz der jeweiligen Einflussosphäre zu gelangen.³⁸⁸ Diese positive Verhandlungsatmosphäre hielt allerdings nicht längere Zeit an, so dass spätestens seit der Niederschlagung des Ungarn-Aufstands 1956 die Beziehungen zwischen den beiden Gegenspielern wieder eisig wurden. Kennedy versuchte wieder an die Periode der verbesserten gegenseitigen Beziehungen anzuknüpfen und somit den „Geist von Genf“ wieder zu beleben. Schon in den Debatten, die er mit dem republikanischen Präsidentschaftskandidaten und damaligen Vizepräsidenten Richard Nixon führte und einer der wesentlichen positiven Faktoren für seinen knappen Wahlsieg waren, plädierte er für eine geschmeidigere Umgangsweise mit dem kommunistischen Gegner. Zwar sollten die USA keineswegs in ihren Rüstungsaktivitäten nachlassen, Kennedy sprach sogar von einer „Raketenlücke“, dennoch sollten sie in der täglichen Diplomatie moderat agieren. Insofern befürwortete er eine amerikanische Entschuldigung für den Fall, dass amerikanische U2-Überwachungsflugzeuge den sowjetischen Luftraum verletzen sollten:

„...and my judgement is that we should follow the advice of Theodore Roosevelt: Be strong; maintain a strong position; but also speak softly. I believe that in those cases where international custom calls for the expression of a regret, if that would have kept the summit going, in my judgement it was a proper action. It's not appeasement. It's not soft. I believe we should be stronger than we now are. I believe we should have a stronger military force. I believe we should increase our strength all over the world. But I don't confuse words with strength; and in my judgment if the summit was useful, if it would have brought us closer to peace, that rather than the lie that we told - which has been criticized by all responsible people afterwards...“³⁸⁹

Genau diese Haltung versuchte Kennedy in seinem neuen Konzept der transatlantischen Sicherheitspolitik umzusetzen. Dieses Konzept nannte die amerikanische Regierung „flexible response“ und sollte im Prinzip das Gegenteil der unflexiblen „massive retaliation“, die zumindest rhetorisch versuchte, den kommunistischen Einflussbereich zurückzudrängen, auch wenn dies in Realität nie wirklich gelang. Insofern war es nicht sehr verwunderlich, dass diese radikale Umstellung der amerikanischen Sicherheitspolitik auch Auswirkungen auf den europäischen Einigungsprozess hatte.³⁹⁰ In diesem Konzept sollte sich der neue politische Ansatz im Verhältnis zu der Sowjetunion manifestieren, denn die amerikanische Regierung hoffte, durch ein umfangreiches Rüstungsprogramm, das die Militärausgaben auf über 50 Milliarden Dol-

³⁸⁸ Zur Konferenz von Genf bei der unter anderem auch eine Waffenstillstandsvereinbarung für den Indochina-Konflikt gefunden werden sollte vgl. Bernd Stöver, *Der Kalte Krieg: Geschichte eines radikalen Zeitalters*, München 2007, S. 384.

³⁸⁹ Second Kennedy-Nixon Presidential Debate 07.10.1960, in: www.presidency.ucsb.edu, (zuletzt abgerufen 17.04.2009).

lar pro Jahr steigerte, mehrere Möglichkeiten im Umgang mit dem stärksten Gegner während des Kalten Krieges zu haben.³⁹¹ Ein möglicher Angriff aus dem kommunistischen Lager sollte nun nicht mehr direkt mit nuklearen Waffen zurückgeschlagen werden, sondern die militärische Antwort sollte graduell gesteigert werden können.³⁹² Die amerikanische Armee sollte zuerst konventionelle Waffensysteme nutzen und auf die Reaktion des sowjetischen Gegners warten. Neben diesen rein militärischen Komponenten wollte der neue Präsident allerdings auch andere Elemente in seine Sicherheitsstrategie integrieren, wie zum Beispiel die verdeckte Aufstandsbekämpfung (Counterinsurgency) und die psychologische Kriegsführung. Hauptsächlich ging es Kennedy darum, die sowjetische Führung schrittweise zu einer friedlichen Koexistenz der beiden Machtblöcke zu bewegen.

Dass die neuen Pläne des amerikanischen Präsidenten in Europa und dort besonders in Deutschland nicht auf uneingeschränkte Sympathie stießen, war nicht verwunderlich, schließlich war besonders die junge Bundesrepublik auf den nuklearen Schutz der USA angewiesen. Dementsprechend heftig war der Widerstand der Bundesregierung Adenauer gegen dieses Vorhaben.³⁹³

Kennedy sollte allerdings später feststellen, dass die amerikanische Kooperationsbereitschaft von der sowjetischen Seite nicht immer im erhofften Maße erwidert wurde, schon die ersten Abrüstungsverhandlungen 1961 in Wien zeigten dies.

Neben dem neuen Ansatz in den amerikanisch-sowjetischen Beziehungen hielt die neue Administration, was Europa anbetraf, an einem wichtigen Partner fest: Großbritannien. Diese „besondere Beziehung“ („special relationship“) sollte nach wie vor der Eckpfeiler der amerikanischen Europapolitik bilden.

Großbritannien, das bis zum Ersten Weltkriegs, einer der führenden globalen Mächte gewesen war, wurde in der Nachkriegsepoche in dieser Funktion mehr und mehr von den USA ersetzt und dem entsprechend zurückgedrängt. Dennoch bildete sich kein britisch-amerikanischer Antagonismus heraus, sondern die intensive Partnerschaft, die vor allen Dingen während des Zweiten Weltkriegs gefestigt worden war, entwi-

³⁹⁰ Vgl. Frank Costigliola, *The Pursuit of Atlantic Community: Nuclear arms, dollars, and Berlin*, in: Thomas G. Paterson, *Kennedy's quest for victory: American foreign policy 1961-1963*, 24-57.

³⁹¹ Vgl. Jürgen Heideking / Christof Mauch, *Geschichte der USA*, Tübingen 2005, S. 322.

³⁹² Die Strategie der Eisenhower-Administration hatte noch die so genannte „massive Retaliation“, also eine möglichst starke militärische Reaktion auf einen sowjetischen Angriff vorgeschlagen, der auch Nuklearwaffen beinhalten sollte.

ckelte sich gut. Dabei spielte grundsätzlich die gemeinsame Geschichte der beiden Partner in der Gründungsphase der Vereinigten Staaten eine wesentliche Rolle, so dass das Verhältnis der beiden Länder zueinander immer ein besonderes sein musste.³⁹⁴

Dabei war aus der Sichtweise Washingtons nicht nur die enge Zusammenarbeit der beiden Länder in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bedeutsam. Genauso wichtig war aber der sicherheitspolitische Status Großbritanniens seit Ende des Zweiten Weltkriegs, denn London hatte sich rasch mit amerikanischer Unterstützung zur Nuklearmacht entwickelt und hatte somit genug Einfluss aber auch Unabhängigkeit, um die internationale Politik der Nachkriegs-Epoche mit gestalten zu können. Abgesehen davon hatte London nach wie vor mit dem Commonwealth of Nations ein recht einflussreiches Instrument, um in der Dritten Welt Einfluss ausüben zu können, auch wenn dieser Einfluss mit dem Beginn des Dekolonialisierungsprozesses immer schwächer wurde wie Kennedy bemerkte:

„A generation ago the British Commonwealth was a bedrock fact of world politics. Today the Commonwealth has not simply widened in conception with the inclusion of new nations such as India, Pakistan and Ceylon; even among the core members the events of last fall produced a cleavage, when Canada seized the initiative in applying the brake against the British and French adventure in Egypt.“³⁹⁵

Bei den ersten Schritten der sicherheitspolitischen Zusammenarbeit im europäischen und im transatlantischen Rahmen, von dem Brüsseler Pakt, aus dem später die Westeuropäische Union hervorging, bis zur Gründung der NATO, hatte Großbritannien eine wesentliche Rolle gespielt. Die Hoffnung Washingtons, London könnte in der Folgezeit eine führende Rolle in Europa übernehmen, konnte und wollte Großbritannien nicht erfüllen.³⁹⁶ Auch wenn die britische Regierung lange Zeit eine recht ambivalente Position gegenüber einer zu engen Bindung an der europäischen Integration deutlich machte, war für Kennedy auf Dauer gesehen die enge Bindung zu Großbritannien dennoch von unschätzbarem Wert.

Spätestens seit dem erfolgreichen Abschluss der Römischen Verträge, die langfristig eine enge Kooperation der Benelux-Länder mit Deutschland und Frankreich in der

³⁹³ Vgl. Hans Peter Schwarz, Adenauer: der Staatsmann, München 1991, S. 639.

³⁹⁴ Allgemein zur Geschichte der „special relationship“ zwischen den USA und Großbritannien vgl. Walter Russel Mead, God and gold, Britain, America and the making of the modern world, New York 2007; vgl. Geoffrey Warner, The Anglo-American Special relationship, in: Diplomatic History, 1989 Volume 13, issue 4, S. 479-500. Zu der erfolgreichen Zusammenarbeit zwischen Großbritannien und den USA im Zweiten Weltkrieg vgl. Mark Stoler, Allies in war: Britain and America against the axis powers, 1940-1945. New York 2006.

³⁹⁵ John F. Kennedy, Why England slept, S. 45.

³⁹⁶ Vgl. Vgl. Raymond Poidevin (Hrsg.), Origins of the European integration, Baden-Baden 1986.

Wirtschafts- und Handelspolitik vorsahen, änderte sich langsam die starre Haltung Großbritanniens gegenüber der europäischen Integration. Zumal nun auch in London die Erkenntnis stärker wurde, dass das Commonwealth während der Dekolonialisierung mehr eine Last als ein strategischer Vorteil sein würde. Insofern setzte die amerikanische Administration seine diplomatischen Mittel ein, um diese Stimmung in London zu verstärken. Doch was war das Motiv Washingtons? Schließlich hatte London bis zu diesem Zeitpunkt nicht gerade als zuverlässiger Partner gegenüber den Gründungsmitgliedern der EWG gezeigt? Der wesentliche Grund für die amerikanische Unterstützung eines britischen EWG-Beitrittsgesuchs war, die Einheit im transatlantischen Bündnis zu garantieren, denn Kennedy sah die erfolgreiche europäische Einigung zwar als grundsätzlich positiv an, hatte allerdings auch die Befürchtung, dass Europa zuviel politische Macht daraus gewinnen könnte, um sich dann von den USA zunehmend zu lösen:

„Senior British ministers, including the prime minister, Harold Macmillan, were known to share the Americans’ desire for strong political cohesion within the NATO and regarded the development of potentially rival trading blocs in Europe with apprehension. Moreover, as the Community consolidated itself, concern amounted that the six would develop an independant line on political and defense matters.“³⁹⁷

Die Kennedy-Administration musste allerdings schon zu Beginn ihrer Amtszeit feststellen, dass der Widerstand gegen die Pläne, Großbritannien die EWG-Mitgliedschaft zu ermöglichen, größer war als erwartet. Vor allem Frankreich konnte sich damit nicht anfreunden.³⁹⁸ Darauf soll im Verlauf der Studie noch genauer eingegangen werden.

Gerade dieser Konfliktpunkt zwischen Frankreich und Großbritannien wirft die Frage auf, wie die amerikanische Regierung unter Kennedy zu Beginn die europäische Integration einschätzte. Sahen die USA in den 1960er Jahren diese Zusammenarbeit eher positiv oder eher negativ an? Wie wollte Kennedy mit den häufig auftretenden Gegensätzen zwischen den einzelnen europäischen Staaten in seiner Präsidentschaft umgehen?

Gemäß des Konzeptes des „Grand Design“ war für die amerikanische Regierung die enge Bindung zu den europäischen Partnern sehr wichtig. Darin unterschied man

³⁹⁷ Vgl. Stuart Ward, Kennedy, Britain, and the European community, in: Douglas Brinkley / Richard T. Griffiths (Hrsg.), John F. Kennedy and Europe, Baton Rouge 1999, S. 317-333, hier: 319.

³⁹⁸ Zum Europa-Konzept de Gaulles vgl. Georges-Henri Soutou, Le Général de Gaulle et le plan Fouchet d’union politique européenne: un projet stratégique, in: Anne Deighton / Alan Milward, Widen-

sich aber nicht sehr von den vorangegangenen Administrationen. Allerdings durften die immer wieder auftretenden Beteuerungen amerikanischer Regierungsmitglieder nicht darüber hinwegtäuschen, dass man nicht nur das transatlantische Bündnis umgestalten wollte (Lastenteilung), sondern dass man nun auch unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten die europäische Integration kritischer einschätzte.³⁹⁹ Schon während des Präsidentschaftswahlkampfes hatte Kennedy deutlich gemacht, dass seine Regierung die Integrationsbestrebungen der Europäer grundsätzlich weiter unterstützen würde, wenn die Europäer dabei ein wichtiges politisches Ziel der neuen Administration berücksichtigten: die Verbreitung des Freihandels:

„We shall conduct our relations with the nations of the Common Market so as to encourage the opportunities for freer and more expanded trade, and to avert the possibilities of discrimination that are inherent in it...We shall encourage adjustment with the so-called `outer Seven` nations so as to enlarge further the area of freer trade.“⁴⁰⁰

Besonders George Ball, der Staatssekretär im amerikanischen Außenministerium, war ein entschiedener Verfechter der europäischen Integration und wollte daher die amerikanische Unterstützung für dieses Projekt schrittweise ausweiten, selbst wenn es kurzfristig zum wirtschaftlichen Nachteil der USA führen sollte.⁴⁰¹ Die Nachteile waren für die amerikanische Wirtschaft rasch zu spüren, da sich die Handelsbilanz zwischen den USA und Europa innerhalb weniger Jahre aus amerikanischer Sicht negativ gestaltete. Wie später noch zu diskutieren sein wird, war Ball mit seiner extrem europafreundlichen Haltung innerhalb der Administration nicht unumstritten, denn andere politische Berater des Präsidenten sahen dieses Handelsbilanzdefizit als eines der wichtigsten außenpolitischen Probleme der Kennedy-Regierung, insofern wollten sie die amerikanische Unterstützung unter die Bedingung stellen, dass der amerikanische Präsident sich gegen eine mögliche Kartellbildung der Europäer zur Wehr setzen könnte. Dies war besonders nach der Gründung des europäischen Agrarmarktes von großer Bedeutung.⁴⁰² Die amerikanische Haltung sollte dabei nicht den Weg des Protektionismus gehen, um der europäischen Herausforderung zu begegnen, sondern den Freihandel weiter vorantreiben. Ziel der Kennedy Regierung

ing, deepening and acceleration: the European economic community 1957-1963, Baden-Baden 1999, S. 55-73.

³⁹⁹ Vgl. dazu die Haltung des stellvertretenden amerikanischen Außenministers George Ball, der sehr eng mit Jean Monnet, einem der wichtigsten Strategen der europäischen Integration, zusammenarbeitete, George Ball, *The past has another pattern*, S. 251.

⁴⁰⁰ Wahlkampf-Manifest der Demokratischen Partei 1960.

⁴⁰¹ Vgl. FRUS, Memorandum of Conversation, European Community of „Six“, in: Volume XIII West Europe and Canada 1961-1963, S. 1-2

⁴⁰² Vgl. Pascaline Winand, *Eisenhower, Kennedy and the United States of Europe*, New York 1993, S. 19.

war daher, die amerikanischen Zölle drastisch zu senken, um im Gegenzug an die Europäer zu appellieren, dasselbe mit ihren Zöllen zu tun. Solch ein Gesetzesvorhaben auf den Weg zu bringen, war von Beginn seiner Regierungszeit an, ein wesentliches politisches Ziel. Kennedy ging mit diesem Plan der Zollreduktion weiter als viele seiner Vorgänger und machte gleichzeitig deutlich, dass seine Europapolitik im Sinne des „grand design“ das Ziel hatte, weniger entwickelten Ländern, die Möglichkeit zu geben, am Welthandel zu partizipieren: „Für Präsident Kennedy bestand der „Hauptzweck“ der Gesetzesvorlage darin, den unterentwickelten Ländern ein Höchstmaß an Handelsmöglichkeiten mit den beiden gemeinsamen Märkten in Nordamerika und Europa zu schaffen.“⁴⁰³

Europa und Amerika sollten sich daher gemäß der Vorstellungen Kennedys in einer gleichwertigen Partnerschaft dafür einsetzen, Handelsliberalisierungen zu gewähren. Dabei wurde schnell deutlich, dass Kennedy fest davon ausging, dass letztlich das weltweite Wachstum gerecht verteilt werden könnte, wenn alle wichtigen Länder sich gleichermaßen an dieser Politik beteiligen würden. Dabei kann man eben auch eine sehr starke Verknüpfung zwischen Handelspolitik und Verteidigungspolitik feststellen, denn Kennedy wollte mit dieser Handelspolitik möglichst viele Entwicklungsländer in das westliche Lager integrieren.⁴⁰⁴

Kennedy war aber nicht nur aus wirtschaftspolitischer Sicht an der Entwicklung der europäischen Integration interessiert. Mindestens genauso wichtig war aus seiner Sicht die Sicherheitspolitik. Ähnlich wie schon seine Vorgänger wollte Kennedy dabei grundsätzlich an seiner positiven Einstellung zu Europa festhalten, jedoch hielt er nun Europa für stark und reif genug, mehr sicherheitspolitische Verantwortung zu übernehmen. Der neuen amerikanischen Administration kam es deshalb darauf an, Europa selbst stärker in einen nuklearen Verbund einzubinden. Dieser Verband wurde von der Administration „Multi Lateral Force“ (MLF) genannt.⁴⁰⁵ Dabei war bei dieser Strategie nicht nur wichtig, das eigene Militär zu entlasten und damit in anderen Teilen der Erde verfügbar zu machen, sondern man wollte vor allem die Europäer

⁴⁰³ Karl Kaiser, Die neue Abhängigkeit der atlantischen Staaten: Präsident Kennedys Grand Design: Vorgeschichte und Entwicklungsmöglichkeiten, in: Europa-Archiv 23/ 1962, S. 815-830.

⁴⁰⁴ Dies war auch ein wesentlicher Aspekt bei den Verhandlungen, um einen EWG-Beitritt Großbritanniens. denn die amerikanische Regierung wollte London unter anderem auch deshalb in die EWG integrieren, um die EWG als kompakten internationalen Handelspartner zu stärken, aber auch um besser Einfluss auf die Entwicklung der EWG nehmen zu können, da die besondere Beziehung zu Großbritannien auch im Falle eines EWG-Beitritts fortbestehen sollte. Vgl. FRUS, Memorandum of Conversation, European Integration and the Six and Seven Problem, Volume XIII, West Europe and Canada, 13.04.1961, S. 6-9.

von möglichen Alleingängen auf diesem Gebiet abhalten. Dabei dachten die amerikanischen Außenpolitiker zum einen an Deutschland, aber vor allem auch an Frankreich. Für die amerikanische Administration war es daher offensichtlich, dass die europäische Integration nur gelingen könne, wenn die deutsch-französische Zusammenarbeit funktionieren würde.

Allerdings war sich Kennedy auch zu Beginn seiner Amtszeit darüber im Klaren, dass besonders Paris seine nationalen Interessen wegen seines selbstbewussten Präsidenten de Gaulle, der seit 1958 amtierte, stark zur Geltung bringen würde. Wie wollte Kennedy auf diese französische Herausforderung reagieren?

Dem politischen Establishment in Washington war daher klar, dass sich Frankreich nach dem Übergang von der Vierten zur Fünften Republik deutlich gewandelt hatte.⁴⁰⁶ Gerade nach dem krisenreichen Ende der Vierten Republik, das vor allen Dingen mit dem Algerienkrieg und dem verlustreichen Indochinakrieg zusammenhing, hatte de Gaulle das politische System Frankreichs in ein semi-präsidentielles System umgewandelt, in dem besonders die politischen Vollmachten des Präsidenten sehr stark ausgeprägt waren. Hauptziel des neuen Verfassungssystems sollte vor allem die politische Stabilität sein. Nachdem die Vierte Republik von vielen Regierungskrisen und Regierungswechseln gekennzeichnet war, sah de Gaulle nun die Gelegenheit gekommen, sich mit der neu ausgearbeiteten Verfassung als starker Präsident Frankreichs präsentieren zu können.⁴⁰⁷ Dementsprechend sollte der Präsident in der Außenpolitik die alleinige Macht haben. Dieses Politikfeld lag gemäß der neuen Verfassung von nun in seiner Hand (*domaine réservé*). De Gaulle hatte von Beginn seiner Amtszeit das erklärte Ziel, Frankreich auch in der internationalen Politik mehr Einfluss und Geltung zu verschaffen, so wie es einer Siegermacht des Zweiten Weltkriegs zustehen sollte. Dabei wurde von de Gaulle von vorneherein in Kauf genommen, dass damit auch der Machtanspruch der USA im transatlantischen Bündnis, aber auch darüber hinaus herausgefordert werden sollte.⁴⁰⁸ Von Beginn an dachte de Gaulle dabei eben auch an den Aufbau einer französischen, nuklearen Streit-

⁴⁰⁵ Vgl. zur MLF-Diskussion George Ball, Atlantische Partnerschaft im Werden, in: Europa-Archiv, 8/1962, S. 251-263, hier: S. 252.

⁴⁰⁶ Vgl. Josephine Brain, Dealing with de Gaulle, in: Mark J. White (Hrsg.), Kennedy: the new frontier revisited, Houndmills 1998, S. 160-193.

⁴⁰⁷ Vgl. Peter C. Hartmann, Geschichte Frankreichs, München 2003, S.101-102.

⁴⁰⁸ Vgl. Charles G. Cogan, Oldest allies, guarded friends: the United States and France Since 1940, London 1994, S. 128 ff.

macht („force de frappe“), die letztlich nicht nur den französischen, sondern auch den westeuropäischen Interessen dienen sollte.⁴⁰⁹

Die französische Außenpolitik unter de Gaulle wurde von den westlichen Bündnispartnern, aber besonders von den USA kritisch beobachtet. Dennoch glaubte die Kennedy-Administration zumindest zu Beginn der Amtszeit noch mit Frankreich eine gemeinsame Linie finden zu können. Gegenüber den Bündnispartnern wollte sich Kennedy zwar konzilient und kooperativ zeigen, an der amerikanischen Hegemonie sollte sich aber nichts ändern. Die Bündnispartner sollten sich diesem Anspruch vor allem in militärischen Angelegenheiten unterordnen: „In particular, the integration of American and German troops on German soil was essential to holding Bonn on a „collective course with the U.S. and the West.“⁴¹⁰

Washington untermauerte diese Haltung bei dem ersten Gipfeltreffen der beiden Präsidenten Ende Mai 1961 in Paris. Zwar konnte die amerikanische Administration im Vorfeld grundsätzliche Gemeinsamkeiten zwischen den beiden Ländern in der Europapolitik feststellen, doch war die eigentliche Kontroverse in der Sicherheitspolitik zu finden, besonders im Zusammenhang mit der nuklearen Abschreckung.⁴¹¹ Die Kennedy-Administration argumentierte gegenüber Frankreich, dass es ihr nicht nur um den gemeinsamen Schutz der westlichen Hemisphäre gegen einen möglichen nuklearen Angriff durch die Sowjetunion ginge, sondern auch um die Vermeidung der Nuklearproliferation. Einem Ziel, dem die französische Regierung eigentlich zustimmen müsse. Deshalb versuchte Washington Paris von einer multilateralen Lösung in dieser heiklen Frage zu überzeugen, die darauf abzielte, die NATO als Bindeglied zwischen den USA und Europa zu stärken. Nach amerikanischen Vorstellungen sollte die NATO nicht ein Instrument allein der amerikanischen Außenpolitik sein, sondern auch die Europäer sollten eng miteinbezogen werden.⁴¹²

Neben dem Streitpunkt über die NATO und die nukleare Abschreckung machte Washington im Vorfeld des Gipfels noch einen weiteren Konflikt im französisch-amerikanischen Verhältnis aus: die Vereinten Nationen. Kennedy hatte schon wäh-

⁴⁰⁹ Vgl. zur gesamten Europapolitik de Gaulles: Gérard Bossuat, *Faire l'Europe sans défaire la France: 60 ans de politique d'unité européenne des gouvernements et des présidents de la République française (1943-2003)*, Brüssel 2005, S. 83-119.

⁴¹⁰ Frank Costigliola, *The pursuit of Atlantic community: nuclear arms, dollars, and Berlin*, in: Thomas G. Paterson (Hrsg.), *Kennedy's quest for victory: American foreign policy 1961-1963*, Oxford 1989, S. 24-57, hier: S. 28.

⁴¹¹ FRUS, *Talking Points, President's Visit to de Gaulle, 27.05.1961*, in: Volume XIII, *Western Europe and Canada*, S. 656-659.

⁴¹² Vgl. FRUS, *Telegram From the Department of State to the Embassy in France, 05.05.1961*, in: Volume XIII, *Western Europe and Canada*, S. 654-656.

rend der Präsidentschaftskampagne für eine Stärkung geworben, da er von der Bedeutung einer Instanz zur Lösung globaler Konflikte auch während des Kalten Krieges überzeugt war. Dabei darf nicht übersehen werden, dass in dieser Epoche die Vereinten Nationen sehr unter der gegenseitigen Blockade-Haltung der beiden Supermächte litten, dennoch stellte sich der junge Präsident damit in die Tradition seines Vorgängers Woodrow Wilsons.⁴¹³ Allerdings vermutete de Gaulle hinter Kennedys Engagement für die Vereinten Nationen erneut eine Täuschung. Für ihn waren auch die Vereinten Nationen im Prinzip ein Instrument, welches dazu dienen sollte, den amerikanischen Hegemonieanspruch zu untermauern.⁴¹⁴

Auch bei dem Gipfeltreffen selbst konnten alle diplomatischen Floskeln zwischen beiden Seiten nicht darüber hinwegtäuschen, dass es große Differenzen gab, denn de Gaulle versicherte zwar, er wolle die NATO und die europäische Integration durch seine Politik nicht torpedieren, jedoch sei für Frankreich die nationale Sicherheit eine so wichtige Angelegenheit, dass man folglich auch ein eigenes Nukleararsenal bräuchte.⁴¹⁵ Kennedys Konzept der Neugestaltung der europäisch-amerikanischen Beziehungen („Grand Design“) erhielt wegen der starren Haltung de Gaulles einen ersten Rückschlag, und Kennedy musste hoffen, dass zumindest die Bundesrepublik Deutschland als enger Verbündeter stärker zur amerikanischen als zur französischen Seite hin tendierte.

Für die Bundesregierung Adenauer war grundsätzlich seit der Gründung der Bundesrepublik die Westintegration die wichtige Grundlage der deutschen Außenpolitik, denn zum einen konnte die Bundesregierung durch ein aktives Eintreten für das westliche Bündnis die Skeptiker davon überzeugen, dass Deutschland nicht an einer Schaukelpolitik, die mal der Sowjetunion mal den USA zuneigte, interessiert war. Zum anderen war diese Politik der Westintegration für die junge Bundesrepublik die beste Gelegenheit, rasch wieder in der internationalen Staatengemeinschaft ein anerkanntes Mitglied zu werden.

Diese Basis der deutschen Außenpolitik veränderte sich auch nicht, als Kennedy amerikanischer Präsident wurde und sein neues Konzept einer transatlantischen Partnerschaft verkündete. Insofern war es der amerikanischen Administration zu Be-

⁴¹³ Vgl. Wahlkampfmanifest der Demokratischen Partei 1960.

⁴¹⁴ Vgl. FRUS, Telegram from the Department of State to the Embassy in France, S. 657.

⁴¹⁵ Vgl. FRUS, President's Visit to de Gaulle, 02.06.1961, in: Volume XIII, Western Europe and Canada, S. 662-668, hier: S. 665.

ginn der Amtszeit sofort deutlich, dass in Bonn grundsätzlich mit weniger Widerstand gegenüber der amerikanischen Außenpolitik zu rechnen war als in Paris. Das bedeutete aber nicht, dass nicht auch die Bundesregierung gegenüber dem jungen Präsidenten Vorbehalte hatte. Adenauer war sich nicht sicher, ob die amerikanische Administration die transatlantischen Verpflichtungen genauso ernst nähme wie die vorangegangene, denn gerade die Schutzfunktion war nach Adenauer für den Fortbestand der Bundesrepublik Deutschland essentiell. Dennoch wollte Adenauer im transatlantischen Bündnis sein Land nicht bloß als Bittsteller sehen, sondern als vollwertiges Mitglied, und pochte auf Mitspracherecht.

Die Bundesregierung Adenauer wollte in jedem Fall ihre Interessen deutlich machen, ohne soweit zu gehen wie Frankreich, das offen mit dem Aufbau eigener atomarer Streitkräfte drohte. Adenauer war sich darüber im Klaren, dass die Bundesrepublik allein schon wegen der schwierigen sicherheitspolitischen Lage um Berlin noch lange auf den nuklearen Schutz der USA angewiesen sein sollte. Gerade die Berlin-Krise 1961 mit dem Bau der Berliner Mauer unterstrichen Adenauers Analyse.⁴¹⁶ Grundsätzlich sah dies die neue Kennedy-Administration genauso: „When John F. Kennedy entered the White House in January 1961, he was determined to maintain American military contingents in West Berlin despite Soviet demands for withdrawal.“⁴¹⁷ Doch für die USA war es genauso klar, dass das neue Konzept einer transatlantischen Partnerschaft der Administration (Grand Design) auch für die Bundesregierung mit einigen Zumutungen verbunden sein sollte. Kennedy sah in der jungen Bundesrepublik Deutschland inzwischen einen ernstzunehmenden wirtschaftspolitischen Rivalen, der deshalb auch in der Sicherheitspolitik mehr als bisher eigene Verantwortung übernehmen sollte. Dieses Konzept der Lastenteilung sollte besonders für Berlin weitreichende Konsequenzen bringen:

„Seit dem Amtsantritt Kennedys war in Washington offiziell nicht mehr von der `Wiedervereinigung` Deutschlands die Rede, sondern von der Lösung `der deutschen Frage` oder auch vom `Selbstbestimmungsrecht des deutschen Volkes`. `Berlin` wurde in der offiziellen Sprachregelung durch „West-Berlin“ ersetzt, jedenfalls was die amerikanischen Garantien anging.“⁴¹⁸

⁴¹⁶ Vgl. Edgar Wolfrum, *Geglückte Demokratie*, Stuttgart 2006; vgl. auch Manfred Görtemaker, *Kleine Geschichte der Bundesrepublik Deutschland*, München 2006, Vgl. Edgar Wolfrum, *Die Bundesrepublik Deutschland 1949-1990*, Stuttgart 2005.

⁴¹⁷ Georg Schild, *The Berlin Crisis*, in: Mark White (Hrsg.), *Kennedy: the new frontier revisited*, London 1998, S. 91-132, hier: S. 92.

⁴¹⁸ Vgl. Gregor Schöllgen, *Die Außenpolitik der Bundesrepublik Deutschland: von den Anfängen bis zur Gegenwart*, München 2004, S. 57.

Folglich gab es zwischen dem deutschen Bundeskanzler Adenauer und dem amerikanischen Präsidenten Kennedy nie eine so herzliche Atmosphäre wie zwischen Adenauer und dessen Amtsvorgänger Eisenhower, denn der deutsche Regierungschef begegnete Washingtons Politik grundsätzlich mit großem Misstrauen, da er befürchtete die USA könnten sich langfristig aus Europa zurückziehen und somit die Europäer sich selbst überlassen.⁴¹⁹

Allerdings gab es auf der Seite Washingtons noch ein weiteres Konfliktfeld zwischen der Bundesrepublik und den USA, welches schon die Beziehungen zwischen den USA und Frankreich belastete: die nukleare Bewaffnung. Denn aus der Sicht Washingtons war die Bundesregierung ebenfalls an einer nuklearen Aufrüstung für seine Streitkräfte interessiert. Washington befürchtete nun, dass Bonn sich mit Paris auf eine gemeinsame nukleare Absicherung verständigen könnte, unabhängig von den USA. Aus diesem Grund beharrte Washington auf einer gemeinschaftlichen Lösung: einer multilateralen Nuklearstreitmacht unter amerikanischer Führung (MLF).⁴²⁰ Kennedy nutzte daher eine Reihe von Treffen mit Adenauer, um für diese Projekt zu werben und damit auch aufkommende Zweifel an der Loyalität der USA gegenüber der Bundesrepublik zu ersticken.⁴²¹

Gleichermaßen wollte er allerdings auch schon in seiner frühen Regierungszeit bei seinem deutschen Kollegen für einen möglichst raschen Beitritt Großbritanniens in die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft werben. Dabei wurde schnell deutlich, dass Adenauer skeptisch dieser Idee gegenüberstand, auch wenn er nicht direkte Ablehnung erkennen lies. Letztlich befürchtete er, ähnlich wie Frankreichs Präsident de Gaulle, dass die USA durch eine mögliche Mitgliedschaft Großbritanniens in der EWG zu stark an Einfluss gewinnen könnten und somit London als „Trojanisches Pferd“ nutzen könnten. Adenauer konnte er allerdings im Gegensatz zu de Gaulle seinen Widerstand gegen diesen Plan nicht so offen ausdrücken, da die USA als nukleare Schutzmacht für Bonn unverzichtbar waren: „The Chancellor felt that this was a very important and an essential step, and he was happy that the President felt similarly and also wanted the United Kingdom to give serious consideration to joining

⁴¹⁹ Vgl. Hans-Peter Schwarz, Adenauer: der Staatsmann, S. 840 ff.

⁴²⁰ Vgl. zu den schwierigen MLF-Verhandlungen zwischen den Bündnispartnern John F. Kennedy Library, Papers of president Kennedy, National Security Files, Regional Security MLF, box 217, Henry Kissinger, Comment on „NATO’s Dilemma, 24.04.1963.

⁴²¹ FRUS, Memorandum of Conversation, NATO and East-West Relations, 12.04.1961, in: Volume XIII West Europe and Canada, S. 272-283.

the European Economic Community.“⁴²² Schon relativ früh wurden in der politischen Beziehung zwischen dem deutschen Kanzler und dem amerikanischen Präsidenten kleinere Differenzen über die Zukunft des transatlantischen Verhältnisses deutlich, die sich später allerdings noch vergrößern sollten.⁴²³

Bei der Bewertung der grundsätzlichen Idee der Europapolitik Kennedys sollte man sich allerdings nicht ausschließlich auf die anfänglichen Reaktionen der europäischen Verbündeten konzentrieren. Genauso entscheidend war die innenpolitische Situation in den USA und dort vor allem die Diskussion innerhalb der Kennedy Administration selbst, die man sich keineswegs als geschlossenen Block vorstellen darf. Es gab deutliche Differenzen zwischen den engsten sicherheitspolitischen Mitarbeitern Kennedys über den richtigen Kurs in der Europapolitik. Es gab also auch Zweifel am „Grand Design“ Kennedys. Diese Kontroverse soll im folgenden Abschnitt genauer untersucht werden.

5. Kennedys Diskussionen mit de Gaulle über Europas Rolle

Dass Kennedys Vorstellungen von einer transatlantischen Partnerschaft in der Tat nicht immer mit denen des französischen Staatschefs de Gaulles in Einklang zu bringen waren, hing vor allem mit der jeweils unterschiedlichen Einstellung der beiden zur europäischen Integration zusammen.⁴²⁴ Beide sprachen zwar immer wieder lobend von einem stärker zusammenwachsenden Europa hatten dabei aber ganz offensichtlich unterschiedliche Zielvorstellungen.⁴²⁵ Diese unterschiedlichen Vorstellungen wurden besonders beiden Jeweiligen bilateralen amerikanisch-französischen Gipeltreffen deutlich. Auch die Dossiers zur Vorbereitung der jeweiligen Begegnungen der beiden Staatschefs bilden eine profunde Basis, wurde dort doch relativ offen über die Differenzen mit der französischen Regierung geschrieben.

Eine der wichtigsten Probleme, die die Kennedy-Administration in der Diskussion mit der französischen Regierung zu behandeln hatte war, zweifellos die einigermaßen national ausgerichtete Europapolitik de Gaulles. De Gaulles eigentliches Ziel bestand

⁴²² Vgl. ebd., S. 276.

⁴²³ Vgl. Hans-Peter Schwarz, Anmerkungen zu Adenauer, München 2004.

⁴²⁴ Vgl. Buch zur Geschichte der europäischen Integration

⁴²⁵ Vgl. DE Gaulle zu Europa

nicht darin, ein supranationales Europa zu schaffen, sondern nach seinen Vorstellungen sollte die europäische Einigung vor allem den französischen Ambitionen entsprechen, Frankreich zu einer Weltmacht auf Augenhöhe mit Washington und London zu formen. Diese Vision wurde von der Kennedy-Administration allerdings skeptisch beurteilt, da Washington im transatlantischen Bündnis die alleinige Entscheidungsmacht behalten wollte. Selbst der engste amerikanische Verbündete Großbritannien musste sich diesem Anspruch letztlich fügen.⁴²⁶ Daher fällt die amerikanische Einschätzung zu den Vorstellungen de Gaulles relativ eindeutig aus: „After consultation with the British, we held a series of tripartite meetings with the French at the ambassadorial level in Washington, in an endeavor to learn from the French what General de Gaulle had in mind. We made clear, both privately and in press, that we would not agree to any institutional arrangement among the Three Powers, that would in any way derogate from the institutions established under our series of multilateral treaty arrangements. We also endeavoured to make clear to the French that we could not enter into any special arrangement giving them any veto right over our use of nuclear weapons anywhere in the world, although we probably failed to dispel their illusion that such an arrangement exists between ourselves and the British.“⁴²⁷ Ein weiteres Argument gegen diese französische Vorstellung von transatlantischer Partnerschaft, ergänzte die Kennedy-Administration in ihren Dossiers folgendermaßen: „The French effort to establish a new form of Triple Entente with the British and ourselves has in our view failed to take account of the reemergence of Germany and Italy from the war period, ignores the geographic and military importance of the smaller NATO members, and would undermine our framework of mutual defense treaty arrangements.“⁴²⁸ Bei direkten amerikanisch-französischen Konsultationen zu diesem Thema, blieb der Ton zwar höflich, aber dennoch machte die französische Regierung deutlich, dass sie sich ein deutlicheres Entgegenkommen der USA wünschen würde:

„He (Ambassador Alphand) said there had thus been no tripartite military discussions in Washington including the British and French members of the Standing Group... De Gaulle particularly had in mind military planning for the African European area. Nowhere did a Western body to study these problems exist. Therefore, the French thought some tripartite study of the general concept was essential.“⁴²⁹

⁴²⁶ Vgl. GB und die Skybolt Crisis.

⁴²⁷ Memorandum From the Assistant Secretary of State for European Affairs (Kohler) to Secretary of State Rusk, 24.01.1961, in: FRUS; Volume XIII, 1961-1963, West Europe and Canada, S. 641-644, hier: 643.

⁴²⁸ Ebd. S. 644.

⁴²⁹ Memorandum of Conversation: Tripartism, 28.02.1961, S. 645-648, in: FRUS, Volume XIII, 1961-1963, West Europe and Canada, Volume XIII, 1961-1963, S. 645-648, hier: S. 648.

Auch wenn dies hier diplomatisch verklausuliert nur geäußert wurde, so ging es der französischen Seite hierbei doch um viel mehr als um regelmäßige amerikanisch-französisch-britische Konsultationen. De Gaulle wollte damit ganz offensichtlich ein Gremium mit großer Durchschlagskraft machen, das die globalen Konflikte der damaligen Zeit besonders im Zusammenhang mit dem Kalten Krieg angehen sollte. Das Argument, dass der amerikanischen Regierung an einer gleichberechtigten Partnerschaft in einem Direktorium nicht gelegen war, da sie selbst nicht als eine Art „primus inter pares“ agieren wollte, verfiel offenbar in Paris nicht. Gleichzeitig führte de Gaulle aber mit dieser Haltung auch den Gedanken der europäischen Integration ad absurdum, denn diese Zusammenarbeit sollte formal gesehen auf Gleichberechtigung basieren. Da aber nun immer klarere wurde, dass es de Gaulle in Wirklichkeit mehr um nationale französische Politik ging, als um das Weiterentwickeln des Europagedankens, fühlten sich besonders die kleineren Mitgliedsstaaten benachteiligt.⁴³⁰ In einem Gespräch zwischen Kennedy und dem Präsidenten der französischen Nationalversammlung Jacques Chaban-Delmas unterstreicht der Präsident die restriktive Haltung seines Landes billigt Frankreich aber eine bessere Informationspolitik zu:

„Summing up the conversation, the President said that he saw two major areas in it: one, the opinion of the French that the policy of the three principal Western powers is insufficiently coordinated; the President greatly desires to improve this coordination and would be interested in hearing suggestions from the French side as to the manner in which this could be done...“⁴³¹

Der französische Politiker versucht die amerikanische Seite vor allem auch mit dem Argument zu überzeugen, dass eine gestärkte Rolle Frankreichs letztlich dem westlichen Bündnis insgesamt helfen könne, dabei sollte das von Paris anvisierte Direktorium keineswegs die Vereinten Nationen in ihren Kompetenzen beschneiden: „General de Gaulle is not against using the United Nations as channel for policy- for example with regard to the Congo- but he is of the opinion that this, as any other channel of policy can be useful only if a common stand first of all determined between the Western powers.“⁴³² Letztlich änderte dies aber nichts an der Haltung der Kennedy-Administration. So sehr Kennedy eine Unterrichtung des französischen Partners befürwortete, so sehr beharrte er aber auch darauf, dass die USA die Führung im transatlantischen Bündnis innehaben sollten. Frankreich sollte sich nach dem amerikanischen Verständnis diesem Anspruch unterordnen. Gegen eine französi-

⁴³⁰ Vgl. Literatur die kleinen EWG Staaten

⁴³¹ Memorandum of Conversation, Tripartite Consultation between France, the United States and the United Kingdom, in: FRUS, West Europe and Canada, Volume XIII 1961-63, S. 648-653, hier: S. 651.

sche Führungsrolle innerhalb der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft, die von der Kennedy-Administration ausdrücklich befürwortete wurde, hatte man in Washington keine Einwände. Eine internationale Führungsrolle Frankreichs sah man allerdings kritisch und suchte sie zu verhindern.

Diese klare Zurückweisung des französischen Anliegens auf internationaler Ebene auf gleicher Augenhöhe mit den USA und Großbritannien international agieren zu können hatte gravierende Konsequenzen auf einem höchst sensiblen Politikfeld: der militärischen Nutzung der Nukleartechnologie.⁴³³

Gerade dies zeigt, dass es de Gaulle bei seinem entschiedenen Plädoyer für ein Direktorium, gewissermaßen als Führung des transatlantischen Bündnisses, vor allem um eine größere Teilhabe am nuklearen Abschreckungspotenzial. Da die Kennedy-Administration allerdings de Gaulle in dieser Frage nicht entgegen kommen wollte, rechneten führenden amerikanische Diplomaten mit einem französischen Alleingang in dieser Angelegenheit. Zwar war man sich auf amerikanischer Seite auch bewusst, dass eine eigene französische Nuklearbewaffnung für Frankreich eine enorme finanzielle Bürde darstellen würde, dennoch befürchtete man in Washington, dass sich De Gaulle davon nicht abschrecken lassen würde: „We also recognize that French will probably develop nuclear capability with manned aircraft, even if they do not develop effective ballistic missile capability.“⁴³⁴ Gleichzeitig vermutete die Kennedy-Administration, dass sich Frankreich an die deutsche Regierung wenden könne, um Unterstützung für das aus amerikanischer Sicht recht sinnlose Vorhaben zu erhalten: „The French will face serious recourse problem in trying to prosecute a national missile and nuclear program alone. They may well seek German aid at some point.“⁴³⁵

Gerade diese Vermutung war aus der Perspektive Washingtons ein wirkliches Alarmsignal, da es die französische Absicht deutlich machte, aus der europäischen Zusammenarbeit zu nutzen, um nationale französische Interessen durchsetzen zu können. Gleichzeitig hätte solch eine Kooperation gravierende Konsequenzen für die NATO-Struktur mit sich gebracht: „Any such German effort to create or join in creating nuclear capability would shake NATO to its foundations.“⁴³⁶ Jedoch waren Kennedys Berater der Ansicht, dass sich die Bundesregierung in Bonn nicht auf solch

⁴³² Ebd. S. 652.

⁴³³ Vgl. De Gaulle und Nukleartechnologie

⁴³⁴ Telegram from the Development of State to the Embassy in France, 05.05.1961, in: FRUS, Volume XIII, West Europe and Canada, S. 654-656, hier: S. 655.

⁴³⁵ Ebd. S. 655.

⁴³⁶ Ebd., S. 656.

einen Handel mit Frankreich einlassen würde. In Jedem Fall bestand nun das Hauptanliegen der amerikanischen Europapolitik darin, die europäische Integration in ihrem Sinne zu beeinflussen, das bedeutete nationale Alleingänge gerade auf dem sensiblen Gebiet der nuklearen Rüstung zu überbinden.

Genau diese wichtigen Fragen, die Militärpläne Frankreichs und der Wunsch de Gaulles ein Direktorium bestehend aus den USA, Frankreich und Großbritannien als Führungsgremium der transatlantischen Zusammenarbeit zu schaffen, bestimmten auch die direkten Gespräche zwischen Kennedy und dem französischen Staatschef im Juni 1961. In den Vorbereitungsmemoranden für den Präsidenten wurden Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den beiden Regierungen aufgelistete, gerade was die neuralgischen Punkte anbetraf. In der Tat wollte die Kennedy-Administration auch gegenüber de Gaulle klar ihre Sympathie für die Idee der europäischen Integration zum Ausdruck bringen: „Europe: Another area where we are largely in agreement. Emphasize U.S. support for broad political objectiveness of EEC (de Gaulle’s support for European integration is likewise best means to avoid resurgent German nationalism).“⁴³⁷ Gleichzeitig war den Verantwortlichen der Kennedy-Administration dennoch sehr klar, dass de Gaulle unter französischer Führung weiterentwickeln wollte. Im Übrigen ist die Furcht vor einem Wiederaufleben eines deutschen Nationalismus in den 1960er Jahren nicht mehr wirklich realistisch. Insofern ist diese Bemerkung des oben zitierten Vorbereitungsdossiers nicht wirklich stichhaltig. Was der Kennedy-Administration allerdings neben de Gaulles intergouvernementalem Verständnis von europäischer Zusammenarbeit noch missfiel war seine grundsätzliche Distanz zu internationalen Organisationen wie zum Beispiel den Vereinten Nationen: „U.N.: Heure ins an area of disagreement. De Gaulle’s distrust of the U.N. is widely known... While there is no hope of converting de Gaulle into a U.N. supporter, we probably should review for him reasons why we consider the U.N. so important to Western policy.“⁴³⁸ Zwar waren die USA auch in der Folgezeit nicht immer einer der stärksten Verfechter der Nutzung der Vereinten Nationen, aber z8midest in den 1960er Jahren erkannte die Kennedy-Administration darin zumindest ein wirksames Instrument für die internationale Politik.

In der immer wieder von de Gaulle vorgetragenen Wunsch mit den USA gleichberechtigt im westlichen Bündnis agieren zu können auch um Frankreich dem wichtigs-

⁴³⁷ Talking Points, Presindet’s Visit to de Gaulle, Paris, May 31-June 2, 1961, 27.05.1961, in: FRUS, Volume XIII, West Europe Canada, S. 656-659, hier: 657.

⁴³⁸ Ebd., S. 657.

ten europäischen Akteur zu machen, konnte man auf amerikanischer Seite zumindest ein kleines Entgegenkommen feststellen: „We could reiterate our previous offer to hold tripartite military discussions, and indicate a willingness to consider occasional tripartite Heads of Governments meetings.“⁴³⁹ Gleichzeitig wurde aber auch bei dem amerikanisch-französischen Gipfeltreffen selbst, soweit im Vorfeld von amerikanischer Seite deutlich gemacht, dass man an einer gleichberechtigten Partnerschaft zwischen beiden Staaten gerade auf dem Gebiet der militärischen Nutzung der Nuklearenergie kein Interesse hatte. Insbesondere die Weitergabe von militärischen Geheimnissen wollte die amerikanische Seite nicht in dem Maße weitergeben, wie es von Paris gefordert wurde.⁴⁴⁰ Auch wenn die Kennedy-Administration bei de Gaulle wenig Erfolg mit ihrer Überzeugungsarbeit hatte, die Mitarbeit Frankreichs in der NATO als Gewinn auch für die französischen Interessen darzustellen, blieb ihrerseits auch die amerikanische Seite hart wenn es um die Verteidigung ihrer Interessen ging.

Analysiert man diese Hintergrunddossiers vor dem Gipfeltreffen im Mai/ Juni 1961 in Paris so ist man überrascht wie harmonisch dann das eigentliche Treffen zwischen den beiden Staatsmännern ablief. So sprachen die beiden in Paris über eine Vielzahl von politischen Themen, die die internationalen Beziehungen betrafen. Bei den eigentlichen Konfliktthemen, also der europäischen Integration in dem transatlantischen Verhältnis war nicht mehr viel von der anfangs noch vorherrschenden ruhigen und harmonischen Atmosphäre zu spüren. Im Gegenteil: hier machte de Gaulle erneut deutlich, dass die USA in der Frage der Nuklearbewaffnung nun endlich einen Schritt auf die französische Regierung zugehen müsse. De Gaulle begründete dies vor allem mit den veränderten strategischen Gegebenheiten in den 1960er Jahren:

„De Gaulle reviewed what he had said to the President. Eleven yaers ago NATO had been created in a certain situation. The US had a nuclear monopoly. The European states were in decline. France had no defense but the US and was furthermore engaged in decolonization struggle...De Gaulle said now the situation had changed. The US has kept nuclear weapons but the Soviets had developed them too.“⁴⁴¹

Der französische Präsident war daher der festen Überzeugung, dass die Weiterentwicklung der europäischen Staaten im Rahmen der europäischen Integration nicht wirtschaftspolitische, sondern auch sicherheitspolitische Konsequenzen für Frank-

⁴³⁹ Ebd. S. 658.

⁴⁴⁰ Talking Points, President's visit to de Gaulle, Paris, May 31-June 2, 1961, 27.05.1961, in: FRUS, West Europe and Canada, Volume XIII, West Europe and Canada, S. 656-659, hier: S. 658.

⁴⁴¹ Memorandum of Conversation, President's Visit to de Gaulle, Paris 02.06.1961, in: FRUS, West Europe and Canada, Volume XII; West Europe and Canada, S. 662-668, hier: 665.

reich hervorrief. Dementsprechend sah er es als zwingend notwendig an, Frankreichs Interessen auch gegenüber der Kennedy-Administration energisch zu vertreten. Auch wenn die Unterschied zwischen den beiden Regierungen, was Europas Rolle in der internationalen Politik anbetraf immer stärker zum Vorschein kamen, war es das große Bedürfnis von George Ball, dem europapolitischen Berater des Präsidenten, den Prozess der europäischen Integration weiter von amerikanischer Seite aus zu unterstützen. Bei allem Verständnis für die besonderen französischen Interessen war das zumindest für Ball ein wichtiges Ziel.⁴⁴² Dies war insofern wichtig, als dass Ball immer wieder darauf hinwies, dass die europäische Integration nicht gleichbedeutend mit der französischen Außenpolitik unter de Gaulle sein sollte.⁴⁴³ Für ihn waren die Interessen der kleineren EWG-Mitgliedstaaten eben auch wichtig für die amerikanische Europapolitik.

Gleichwohl versuchten die Diplomaten, die Kennedy in seiner Amtszeit bei seiner Vorgehensweise gegenüber de Gaulle berieten auch Verständnis für die Sichtweisen des französischen Staatschefs zu gewinnen:

„We should start by recognizing that de Gaulle does not see „universe“ in the same termes as we and that no matter what we do or say he will continue to view struggle in which we are all engaged from his own special angle. This viewpoint is hat of great Frenchman sole survivor among leaders of World War Two who sees far into past and also far into future. Underlying his ardent nationalism ...is his consciousness of old Europe... to whose values he is passionately attached and whose position he is determined to defend and strengthen in world dominated by US and USSR.“⁴⁴⁴

Aus der amerikanischen Perspektive lässt diese Einschätzung aber nicht den Rückschluss zu, dass de Gaulle die französische Außenpolitik als eine Art „Schaukelpolitik“, gewissermaßen zwischen Washington und Paris hin und herpendelnd, organisieren wolle. Dafür sei der französische Präsident grundsätzlich zu antikommunistisch eingestellt gewesen.⁴⁴⁵ Die amerikanische Botschaft in Paris empfiehlt der Zentrale in Washington, den Kurs de Gaulles nicht ausschließlich negativ zu sehen, denn eine gewisse Abnabelung Europas, also eine größere Unabhängigkeit bei einer Reihe von Politikfeldern, wozu zum Beispiel auch die Handelspolitik gehörte, sei akzeptabel:

„In this new light that new French draft traty for political organization of Six should be viewed and I think welcomed in its general outlines as another Step in direction of stronger and more unified Europe for which US has made great efforts and sacrifices since 1948...These differences we must begin to live with even though France and

⁴⁴² Vgl. Ball Memo zu Europa FRUS

⁴⁴³ Vgl. Ball Europa Dossier FRUS

⁴⁴⁴ Telegram From the Embassy in France to the Department of State, 06.11.1961, in: FRUS, FRUS, West Europe and Canada, Volume XII; West Europe and Canada, S. 674-678, hier: 675.

⁴⁴⁵ Vgl. ebd. S. 675.

continental Europe are not yet sufficiently strong or unified actually to impose them.“⁴⁴⁶

Gleichzeitig wurde der amerikanischen Diplomatie deutlich vor Augen geführt, dass Frankreich auch in der Deutschland-Politik der USA einige Aspekte nicht akzeptieren konnte. Ähnlich wie andere europäische Verbündete machte sich Paris darüber Sorgen, dass die Anfänge der Entspannungspolitik Kennedys gegenüber der Sowjetunion letztlich auf Kosten der Sicherheit Westdeutschlands gehen könnten. Auch aus diesem Grund sah de Gaulle ein starkes Europa selbstverständlich unter französischer Führung als einen entscheidenden Sicherheitsgarant auch für West-Deutschland:

„In any event it is clear that discussion of prospects for German acceptance of disengagement or thinning out of inspection zones would be strongly opposed by de Gaulle who continues to believe that strong West Germany participation in strong European Community is basic to our posture in dealing with the Soviets and even to any equilibrium on which secure détente might rest.“⁴⁴⁷

Einige der Kennedy-Berater wie eben der zuständige Diplomat der amerikanischen Botschaft in Paris Gavin, haben auch bei diesem Aspekt der amerikanischen Sicherheitspolitik bis zu einem gewissen Grad Verständnis für die Bedenken de Gaulles, da die Verteidigung Berlins eigentlich zu den Grundzielen der amerikanischen Politik seit dem Zweiten Weltkrieg gehört hatte: „ While we may not agree with this view we cannot reject it out of hand without jeopardizing Western Alliance and our own survival.“⁴⁴⁸

Langfristig betrachtet wird der amerikanischen Diplomatie gerade nach dem Gipfeltreffen zwischen de Gaulle und Kennedy immer deutlicher, dass Frankreich unter de Gaulle darauf pocht, bei wichtigen internationalen Fragen wie zum Beispiel der grundsätzlichen Herangehensweise des Westens gegenüber Moskau, ernst genommen werden möchte. Gerade dieser Punkt war de Gaulle offenbar so wichtig, dass er immer wieder darauf beharrte. Für Kennedy stellte sich gerade jetzt in der Anfangsphase seiner Präsidentschaft die Frage, wie er mit der französischen Haltung zu all diesen wichtigen Fragen umgehen sollte. Er hatte auf der einen Seite die Möglichkeit Frankreich so gut es ging zu ignorieren und damit auch seinen Machtanspruch im Rahmen der EWG und darüber hinaus abzulehnen. Allerdings wusste er nur zu genau, dass langfristig betrachtet ein Auskommen auch mit de Gaulle erzielt werden muss-

⁴⁴⁶ Telegram From the Embassy in France to the Department of State, 06.11.1961, in: FRUS, West Europe and Canada, Volume XII; West Europe and Canada, S. 674-678, hier: 676.

⁴⁴⁷ Ebd. S. 676.

⁴⁴⁸ Ebd. S. 677.

te, sollte das transatlantische Bündnis insgesamt Bestand haben. Kennedy musste auch wenn es schwer war sich mit de Gaulle arrangieren. Dies war aber insofern nicht einfach, als dass die Konfliktthemen zwischen den beiden Staaten nicht geringer wurden. Vor allem die Frage der nuklearen Bewaffnung spielte im Verhältnis der beiden Partner zueinander eine wichtige Rolle. Auch der Kulturminister Frankreichs André Malraux beharrt in einem Gespräch mit Kennedy in Washington auf dem Anspruch Frankreichs eine eigenständige Atommacht zu sein:

„Returning to the United States, M. Malraux began with the nuclear problem. The U.S. position had initially been based on the fact that the U.S. was the only nuclear power. The U.S. had not merely leadership but complete responsibility. From the time of the first Soviet development of atomic weapons, the problem changed its shape. From the American point of view there was now a real question about a third force.“⁴⁴⁹

Die Hartnäckigkeit mit der die französische Regierung auch in diesem Gespräch ihre Argumente vortrug war für die amerikanische Seite eine wirkliche Herausforderung. Offensichtlich hatte man in Paris im Verlauf des Jahres 1962 den Eindruck gewonnen, man könne die amerikanischen Verbündeten zu einer Meinungsänderung bewegen. Dem war allerdings nicht so, Kennedy machte auch in diesem Gespräch seine Einwände gegenüber des französischen Plans deutlich:

„The President interjected that we did not fear that such a their force would be neutralist. We were concerned instead, about whether there was to be a wholly separate, independant force unrelated force unrelated to American responsibility and interest.“⁴⁵⁰ Dieses Argument war aus amerikanischer Sicht ein sehr wichtiges, zeigt es doch einmal die Unterschiede zwischen den USA und Frankreich in der Frage der auf. Die Kennedy-Administration unterstützte die europäische Integration nicht nur um Europa zu unterstützen, sondern eben auch um den Kontinent kontrollieren zu können. Einen französischen Staat mit eigenen unabhängigen nuklearpolitischen Möglichkeiten („force de frappe“) hätte diesem Ziel widersprochen. Dieser Punkt war ganz offensichtlich für die Kennedy-Administration nicht verhandelbar. Um noch einmal den französischen Regierungsmitgliedern etwas deutlicher vor Augen zu führen, das sich daran auch in Zukunft nichts ändern würde, droht er in dem Gespräch am 11. Mai 1962 relativ unverhohlen mit dem Ende der amerikanischen Unterstützung für Europa:

⁴⁴⁹ Memorandum of Meeting, present: The President, Ambassador Alphand, M. Malraux, 11.05.1962, in: FRUS: FRUS, West Europe and Canada, Volume XII; West Europe and Canada, S. 695-701, hier: 697.

⁴⁵⁰ Ebd. S. 697.

„Yet since World War II we have carried heavy burdens. In our international payments we have lost \$ 12 billion and the drain on our gold continues. We have engaged in heavy military build-up, and we have supported development of the Common Market...we find it difficult to understand the apparent determination of General de Gaulle to cut across our policies in Europe. If it is desired that we should cease to carry the load in Europe, nothing could be better from our point of view...“⁴⁵¹

Natürlich wollte Kennedy mit dieser harschen Bemerkung der französischen Delegation auch eindrucksvoll vor Augen führen, dass machtpolitisch gesehen, die USA stärker waren als Frankreich. Natürlich dachte die Kennedy-Administration zu keinem Zeitpunkt ernsthaft über eine Rücknahme ihrer Bündnisverpflichtungen gegenüber den Europäern nach, aber gerade die unnachgiebige Haltung de Gaulles in der Frage der europäischen Integration hat sie wohl zu diesem Harten Standpunkt in diesem Gespräch veranlasst. Der Präsident ging sogar noch einen Schritt weiter indem er der französischen Regierung mehr oder weniger direkt Vorwürfe macht und seine Haltung zur europäischen Europapolitik kritisiert: „Apparently there was a fear that the U.S. wished to dominate Europe. Yet such an idea was totally wrong...The reason seems to be a French drive to be wholly independant of the Anglo-Saxons.“⁴⁵²

An diesem Punkt nimmt das Gespräch Kennedys mit Malraux eine interessante Wendung, denn der französische Politiker spürte offenbar, dass er die Haltung Frankreichs gerade bei der Frage der europäischen Sicherheitspolitik besser erklären müsse, um vielleicht doch ein wenig Verständnis auf amerikanischer Seite zu gewinnen. Daher weißt Malraux auf die schwierigen Erfahrungen Frankreichs im Ersten und Zweiten Weltkrieg hin, in denen beide Mal Frankreich angegriffen wurde. Gerade diese traumatischen Ereignisse haben, so der französische Politiker, de Gaulle nachdrücklich, das französische Verteidigungsbedürfnis vor Augen geführt. Dies sei für Frankreich eine nationale Angelegenheit von höchster Wichtigkeit.⁴⁵³ Offensichtlich wurde bei dieser Aussage aber auch, dass das Vertrauen in die mögliche Hilfe der USA so gering war, dass man sich für eine stärker national ausgerichtete Verteidigungspolitik bekannte. Europa spielte dabei nur insofern eine Rolle, als dass Paris hoffte, mit dieser Haltung, die Malraux hier klar formulierte, auch andere Verbündete, wie zum Beispiel die Bundesrepublik Deutschland, zu überzeugen.

Kennedy allerdings konnte mit dieser Art der französischen Sicherheitspolitik nichts anfangen und machte dies auch grundsätzlich klar, indem er noch einmal den Sinn

⁴⁵¹ Memorandum of Meeting, present: The President, Ambassador Alphand, M. Malraux, 11.05.1962, in: FRUS: FRUS, West Europe and Canada, Volume XII; West Europe and Canada, S. 695-701, hier: 698.

⁴⁵² Ebd., S. 698.

⁴⁵³ Vgl. ebd, S. 698.

und Zweck der transatlantischen Bündnispolitik erläuterte: „The President replied that the Americans also were committed to the defense of the West. The line of defense for all of us was in Germany. How could each country merely by its own means within its own borders? We must defend our interests together at the place where defense is necessary.“⁴⁵⁴ Kennedy ging es dabei aus seiner amerikanischen Perspektive dabei selbstverständlich nicht nur um die Sicherheit einer engsten europäischen Verbündeten Deutschland und Frankreich. Er betonte auch in dieser Diskussion mit Malraux vor allem deshalb den amerikanischen Standpunkt so sehr, weil seine eigentliche Herausforderung in der Zurückdrängung der sowjetischen Expansionspolitik bestand. Genau dafür brauchte er aber ein geeintes Europa, was militärpolitisch von den USA abhängig sein sollte. Umso größer war offensichtlich auch bei dieser Gelegenheit, dass er die französische Seite nicht umstimmen konnte. Teilweise konnte man aus seinen Äußerungen auch so etwas wie Resignation herauslesen: „Now we read papers of a Franco-German axis. If there was such an axis, the President would be glad to let it try to handle the Berlin affair.“⁴⁵⁵

Trotz dieser Differenzen betonte Kennedy aber regelmäßig, so auch in diesem Gespräch seine grundsätzliche Sympathie für Frankreich und de Gaulle. Im Endeffekt war es wahrscheinlich diese grundsätzliche Sympathie für den Verbündeten, die ihn ermutigte, mit der französischen Regierung über diese schwierigen sicherheitspolitischen Fragen zu diskutieren und für eine Lösung zu arbeiten, mit der beide Seiten leben konnten:

„The President reminded Malraux that his wife is deeply francophile, and that he himself had great respect for General de Gaulle. De Gaulle had done two great things: first he had achieved the Franco-German rapprochement; second he had handled the French withdrawal from the colonies in such a fashion that it was a victory for France.“⁴⁵⁶

Dennoch konnte zumindest in der Mitte seiner Amtszeit von einer wirklichen Kompromisslösung in dieser Angelegenheit nicht die Rede sein. Man blieb allerdings im Gespräch miteinander.

Problematisch blieb aber für die Kennedy-Administration, dass de Gaulle was die sicherheitspolitischen Differenzen anbetraf offensichtlich keine große Notwendigkeit verspürte energisch nach einer fairen Lösung zu suchen: im Gegenteil von Zeit zu

⁴⁵⁴ Memorandum of Meeting, present: The President, Ambassador Alphand, M. Malraux, 11.05.1962, in: FRUS, West Europe and Canada, Volume XII; West Europe and Canada, S. 695-701, hier: 698.

⁴⁵⁵ Ebd. S. 700.

⁴⁵⁶ Memorandum of Meeting, present: The President, Ambassador Alphand, M. Malraux, 11.05.1962, in: FRUS, West Europe and Canada, Volume XII; West Europe and Canada, S. 695-701, hier: 701.

Zeit provozierte die USA offensichtlich ganz gerne. Ein gutes Beispiel dafür ist ein Gespräch, das der französische Staatspräsident mit dem amerikanischen Diplomaten Gavin führte und er ziemlich deutlich seine Auffassung von den eigentlichen Aufgaben amerikanischer Verteidigungspolitik in Europa deutlich machte: „De Gaulle then went on to talk about organization of Western Europe remarking as he did that Europe should not be mixed up in Western European difficulties and should keep itself apart only bringing in its weight to bear in case of necessity.“⁴⁵⁷ Dies war für die amerikanische Diplomatie eine recht schwierige Situation, denn grundsätzlich hatte man in Washington keine Einwände gegen ein stärkeres Europa, das nicht nur im wirtschaftspolitischen Bereich, sondern eben auch im sicherheitspolitischen Bereich Fortschritte zu verzeichnen hatte. Schließlich war das ganz im Sinne einer fairen Lastenteilung zwischen den Partnern. Gerade dies war ein Ziel, das von der amerikanischen Seite immer wieder vorgetragen wurde, allerdings sollte die europäische Unabhängigkeit in keinem Fall so weit gehen, wie dies de Gaulle für richtig hielt. Kennedys Außenminister Dean Rusk macht dies in einem Telegramm an die amerikanische Botschaft in Paris deutlich:

„General European policy in turn relates directly and sharply to the problem of Germany. We cannot and will not stand apart from these questions as long as our strength and will are committed to the defense of Europe against any Soviet attack. If Europe were ever to be organized so as to leave us outside, it would become most difficult for us to sustain our present guarantee to against Soviet aggression.“⁴⁵⁸

Allerdings zeigte sich de Gaulle in der Diskussion mit seinen amerikanischen Gesprächspartnern, sei es jetzt Diplomaten, Minister oder der Präsident selbst manchmal auch von einer freundlicheren Seite. Der französische Präsident betonte dann seinerseits die herausragenden Leistungen der USA für die Sicherheit Europas nach dem Zweiten Weltkrieg. De Gaulle blieb allerdings auch bei diesen Gelegenheiten, bei denen die Gesprächsatmosphäre eigentlich gut war im Kern bei seinen Forderungen, versuchte sie aber bei Gelegenheit rhetorisch etwas abzumildern:

„He said he realizes that U.S enjoys a very great superiority of weapons, that it is by far the most powerful nation but nevertheless there are other countries. If U.S. assumes total responsibility in matters of defense this then becomes total political respon-

⁴⁵⁷ Telegram From the Embassy in France to the Department of State, 16.11.1962, in: FRUS, West Europe and Canada, Volume XII; West Europe and Canada, S. 702-704, S. 703.

⁴⁵⁸ Telegram from the Department of State to the Embassy in France, in: FRUS, West Europe and Canada, Volume XII; West Europe and Canada, S. 704.

sibility. Other nations in fact became protectorates. The alliance then will then break down within itself.“⁴⁵⁹

All diese Befürchtungen versuchte die amerikanische Regierung zu entkräften, ohne aber im Endeffekt die französische Seite nachhaltig von ihrer Haltung abbringen zu können.

War diese Situation für die Kennedy-Administration schon schwierig genug, so verschlechterte sich das Verhältnis zwischen Washington und Paris nach dem amerikanisch-britischen Gipfeltreffen von Nassau am 18. Dezember 1962 bei der Kennedy mit seinem britischen Amtskollegen Harold Macmillan eine noch engere nuklearwafentechische Zusammenarbeit vereinbart hatten, noch weiter. London erhielt nun die Möglichkeit am Polaris-Raketen-Programm teilzunehmen. Für de Gaulle war dies eine nicht zu akzeptierende Zurückweisung. Seine Enttäuschung über die amerikanische Entscheidung wurde in den bilateralen Gesprächen sehr deutlich.⁴⁶⁰ Auch wenn die amerikanischen Diplomaten immer wider darauf hinwiesen, dass dieser Vertrag mit London keine Zurückweisung Frankreichs darstellen sollte, sondern lediglich eine Fortsetzung des Skybolt-Abkommens war, konnte man de Gaulle nicht überzeugen. Aus diesem Grund war es für de amerikanische Regierung ein besonders wichtiges Anliegen, die französische Seite so gut es ging zu beruhigen und ihre zusätzliche Angebote zu machen. Die Sorge Washingtons war insofern nicht unbegründet, als dass de Gaulle ja auch schon vor dem Nassauer Gipfel auf die in seinen Augen notwendige Etablierung einer französischen Nuklearwaffenfähigkeit hingewiesen hatte. Nun war aus seiner Sicht die Situation noch dringlicher als zuvor.⁴⁶¹ Washington war sich allerdings darüber im Klaren, dass es jetzt alles dran setzen musste, noch stärker als bisher schon an einer guten transatlantischen Partnerschaft arbeiten musste. Daher wollte man den Franzosen ihre besondere Bedeutung für das Bündnis deutlich machen. All dieses Bemühen der USA zeugt deutlich, dass die zeitweilig geäußerten Drohungen, sich aus Europa zurückzuziehen nicht wirklich ernst gemeint waren, denn rein theoretisch wäre dazu gerade zu diesem Zeitpunkt wo die Beziehungen zwischen Paris und Washington auf einen Tiefpunkt angelangt waren.

⁴⁵⁹ Telegram from the Embassy in France to the Department of State, 28.05.1962, in: FRUS, West Europe and Canada, Volume XII; West Europe and Canada, S. 705-707.

⁴⁶⁰ Vgl. Telegram from the Embassy in France to the Department of State, 04.01.1963, in: FRUS, West Europe and Canada, Volume XII; West Europe and Canada, S. 745-748.

⁴⁶¹ Vgl. Telegram from the Embassy in France to the Department of State, 04.01.1963, in: FRUS, West Europe and Canada, Volume XII; West Europe and Canada, S. 745-748.

Eines der größten Zugeständnisse der amerikanischen Regierungen an die französische Führung war folgendes:

„The principal objective on your initial exchange will be to impress on the French that the decision to offer them the Nassau proposals represent a major turning point in United States policy. It implies a willingness to recognize France as a nuclear power and to bring substantially to an end the exclusive quality of the US-UK relationship.“⁴⁶²

Innerhalb der Kennedy-Administration war also den Akteuren klar, dass man diese große Krise im amerikanisch-französischen Verhältnis auch als Chance ansehen konnte. Gerade weil Washington Paris nun dieses großzügige Angebot machte, erwartete man im Gegenzug von der französischen Seite auch Zugeständnisse:

„In essence, therefore, the points that should be given particular emphasis are, first, that the United States is prepared to make a major decision of policy and to accord to France – at least so far as the Nassau proposal are concerned – the same status as Britain but only on the understanding that the French themselves revise their policy to accept that multilateral principle.“⁴⁶³

Letztlich konnte die amerikanische Seite mit diesem Angebot auch auf eine Art Probe stellen, denn man bot ihm nun die Konstellation an, die er sich immer gewünscht hatte und die auch regelmäßig von den USA eingefordert hatte, eine Art Dreier-Bündnis bestehend aus den USA, Großbritannien und eben Frankreich. Wenn nun de Gaulle dieses verlockende Angebot der Kennedy-Administration ablehnte konnte man ihm von amerikanischer Seite den Vorwurf machen, keine wirklichen Prinzipien in seiner Außenpolitik zu haben, sondern rein opportunistisch zu agieren. Interessanterweise sendete die französische Regierung keine eindeutigen Signale aus, da sie offenbar ein wenig überrascht war. Dennoch blieb Frankreich bei seiner ablehnenden Haltung, was in der Tat auf den ersten Blick für die amerikanische Seite etwas verwirrend war, bot man den Franzosen doch nun ein kaum zu übertreffendes Angebot an. Die amerikanische Diplomatie vermutete daraufhin, dass die von der französischen Regierung vorgetragene Forderung, auf Augenhöhe mit den Briten und Amerikanern in einem Direktorium agieren zu können, lediglich vorgeschoben war. Frankreich hatte offenbar grundsätzliche Vorbehalte gegenüber der transatlantischen Partnerschaft, die nun sehr deutlich zum Vorschein kamen. So schätzte es zumindest der neue amerikanische Botschafter in Paris Charles Bohlen ein:

„It is conceivable that the post-Nassau development of our thinking in regard to the immediate implementation of the genuinely multilateral force in NATO may well have

⁴⁶² Telegram from the Department of State to the Embassy of France, 01.01.1963, in: FRUS, West Europe and Canada, Volume XII; West Europe and Canada, S. 743-744, hier: S. 743.

⁴⁶³ Ebd., S. 743.

been the reason why de Gaulle shifted his posture on this question...It is entirely possible that de Gaulle realizes as a result of this that France would be forced very soon to disclose its attitude towards a multilateral force and therefore chose his press conference as a means of making his position clear.“⁴⁶⁴

Für die amerikanische Regierung war es nun nach der schroffen Zurückweisung des sicherheitspolitischen Vorschlags durch den französischen Präsidenten erneut eine wichtige Aufgabe, die Sprunghaftigkeit De Gaulles so gut wie möglich zu erklären. Botschafter Bohlen warnte eindringlich davor, dem französischen Staatschef eine vollkommen unlogische sicherheitspolitische Strategie vorzuwerfen. Stattdessen versuchte er sich zusammen mit seinen Kollegen im State Department in die Position Frankreichs und de Gaulles zu versetzen:

„It follows from this conception, that he would be very much against any form of integration –anything that would water down the authority of the fundamental unit. He is, as I have said in an earlier telegram, prepared to combine French power with that of other countries in the classic form of alliances, but he is not ever disposed to merge or share French power with the power of other, especially if the latter is superior.“⁴⁶⁵

Dies verdeutlichte die unterschiedlichen Ansätze der beiden Verbündeten bezüglich der sicherheitspolitischen Rolle Europas sehr deutlich. Während die Kennedy-Administration Europa als Teil eines antikommunistischen, transatlantischen Blocks sehen wollten, war de Gaulles erklärtes Ziel klassische, französische Interessenpolitik zu betreiben. Diese Diskrepanz wurde auch noch in anderen Politikfeldern sichtbar, die die USA und Frankreich behandelten.

6. Europaskeptiker versus Europaenthusiasten

Wie jeder amerikanische Präsident hatte sich Kennedy ebenfalls zu Beginn seiner Amtszeit mit einigen engen politischen Beratern umgeben, um seine neue Außen- und Sicherheitspolitik zu konzipieren. Zumindest was die europäische Integration betraf, konnte man allerdings ziemlich schnell einen Gegensatz erkennen zwischen den Befürwortern („Theologen“) einer immer umfassenderen europäischen Integration in einem Europa, das auch Großbritannien seinen Platz in der EWG einräumte, und Skeptikern („Realisten“), die diese Bewegung eher bremsen als weiter forcieren

⁴⁶⁴ Telegram from the Embassy in France to the Department of State, 24.01.1963, in: FRUS, West Europe and Canada, Volume XII; West Europe and Canada, S. 753-754, hier: S. 754.

⁴⁶⁵ Letter from the Ambassador to France (Bohlen) to the President's Special Assistant for National Security Affairs (Bundy), in: FRUS, West Europe and Canada, Volume XII; West Europe and Canada, S. 762-769, hier: S. 764.

wollten.⁴⁶⁶ Letztere kritisierten grundsätzlich die supranationale Ausrichtung der europäischen Integration nach den Plänen Jean Monnets, der in enger Verbindung mit einigen amerikanischen Politikern stand, da sie glaubten die europäische Integration könne „das gaullistische Frankreich brüskieren und die UdSSR provozieren.“⁴⁶⁷ Angeführt wurde die erste Gruppe von dem Sicherheitsberater des amerikanischen Präsidenten McGeorge Bundy⁴⁶⁸ und die zweite Gruppe von dem stellvertretenden amerikanischen Außenminister George Ball⁴⁶⁹, dessen Spezialgebiet die Europapolitik war. Im Folgenden sollen die hauptsächlichen Unterschiede zwischen den beiden außenpolitischen Beratern herausgearbeitet werden.

Für Ball war die europäische Integration grundsätzlich ein Gewinn, nicht nur für die transatlantischen Beziehungen, sondern für die internationalen Beziehungen insgesamt. Je weiter die Zusammenarbeit zwischen den einstigen Kriegsgegnern ginge, desto sicherer könnte man die Beziehungen in der internationalen Gemeinschaft gestalten. Für Ball war also die verstärkte Zusammenarbeit zwischen den einstigen Kriegsgegnern in Europa das beste Mittel gegen den Nationalismus, der die internationale Politik des 19. Jahrhunderts aber auch lange Zeit des 20. Jahrhunderts geprägt hatte. Die Förderung dieser Bewegung war daher in seinen Augen die beste Wahl, die die amerikanische Außenpolitik treffen konnte.⁴⁷⁰ Bei Kennedys wichtigstem europapolitischem Berater kommt allerdings auch die Besonderheit hinzu, dass dieser eng mit dem Architekten der europäischen Integration, Jean Monnet, befreundet war und daher schon sehr früh auch in den USA für dessen Europa-Konzept geworben hatte. Monnet hatte vor dem Zweiten Weltkrieg als Geschäftsmann unter anderem auch in den USA und nach 1945 als Chef der französischen Wiederaufbaubehörde gearbeitet. Aus dieser Zeit kannten und schätzten sich beide.⁴⁷¹ Später mit dem Beginn der wichtigen Integrationsschritte sollten diese Kontakte für beide Seiten sehr wertvoll werden. Jedenfalls stammte Balls grundsätzliche Sympathie für die europäische Integration sicherlich auch zu einem Großteil aus der persönlichen Freundschaft zu Monnet.

⁴⁶⁶ Vgl. Klaus Schwabe, *Weltmacht und Weltordnung: amerikanische Außenpolitik von 1898 bis zur Gegenwart: eine Jahrhundertgeschichte*, Paderborn 2006, S. 303.

⁴⁶⁷ Ebd. S. 303.

⁴⁶⁸ Vgl. Kai Bird, *The color of truth, Bundy and the national security council*, New York 2000.

⁴⁶⁹ Vgl. James A. Bill, *George Ball: behind the scenes in U.S. foreign policy*, Yale 1997; George Ball, *The World has another pattern*, New York 1982.

⁴⁷⁰ Vgl. JFKL, *Oral History Interview, George Ball*, in: *Gift of Papers and other Historicals of George Ball*, 12.04.1965, S. 3-4.

⁴⁷¹ Vgl. George Ball, *The past has another pattern*, S. 75.

Innerhalb der Kennedy-Administration wurde er zu einem der stärksten Fürsprecher des Europa-Modells des französischen Politikers und behielt seine positive Einstellung gegenüber diesem Vorhaben während seiner ganzen Zeit in der Kennedy-Administration. Selbst wenn die negativen Konsequenzen für die amerikanische Wirtschaft gravierend sein würden, sah er dies nicht als Grund an, den Europäern von amerikanischer Seite aus die Unterstützung zu entziehen:

„The trade disadvantages of having American goods subjected to the Community's common external tariff should be more than offset by the increased volume of trade resulting from Europe's economic expansion. Even more important, we Americans could afford to pay some economic price for a strong Europe that would sustain its share of world responsibilities.“⁴⁷²

Diese optimistische Haltung wurde nicht von allen außenpolitischen Experten innerhalb der Kennedy-Administration geteilt. Zumal Ball auch noch einen Schritt weiter ging: sein Ziel war eine echte, gleichberechtigte Partnerschaft zwischen den USA und Europa. Die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft sollte sich nicht mit der Rolle eines Juniorpartners zufrieden geben.⁴⁷³ Dabei war für Ball vollkommen unbestritten, dass es auch Kontroversen in einer gleichberechtigten Partnerschaft geben würde: „Obviously, we could not expect a united Europe always to agree with us. But if Europe expressed views of its own, so much the better; we certainly had no monopoly of wisdom.“⁴⁷⁴

Ball war sich auch darüber im Klaren, dass ein wirklich funktionierendes Europa nur mit der Integration Großbritanniens in die EWG zu ermöglichen war. Insofern passte der Wunsch Londons, möglichst rasch EWG-Mitglied zu werden, in sein europapolitisches Konzept. Aus seiner Perspektive war der Entschluss Londons folgerichtig, da London, so Ball, lange an der Vorstellung festgehalten hatte, noch nach dem Zweiten Weltkrieg seine Weltmachtambitionen auch gegenüber den USA ausspielen zu können. Allerdings sah die Realität der internationalen Beziehungen anders aus. Spätestens nach der berühmten Rede des ehemaligen amerikanischen Außenministers Dean Acheson, die er 1963 hielt, war der politischen Öffentlichkeit die Haltung der USA klar geworden. In seiner Rede sagte Acheson: „Großbritannien hat ein Weltreich verloren und seine neue Rolle noch nicht gefunden. Der Versuch eine eigene Machtrolle zu spielen...Diese Rolle ist nun ausgespielt.“⁴⁷⁵ Insofern sollte sich Groß-

⁴⁷² George Ball, *The past has another pattern*, S. 209

⁴⁷³ Vgl. George W. Ball, *Disziplin der Macht: Voraussetzungen für eine neue Weltordnung*, Frankfurt a. Main, 1968, S. 209.

⁴⁷⁴ George Ball, *Disziplin der Macht*, S. 209.

⁴⁷⁵ George Ball, *ebd.* S. 77.

britannien dem amerikanischen Hegemonialanspruch unterordnen. Dies sollte auch die europäische Integration betreffen.⁴⁷⁶ Daher vertrat Ball ähnlich wie Acheson auch die Auffassung, London solle sich nun in den europäischen Markt eingliedern, da es als selbständiger Akteur in der Weltpolitik keine große Bedeutung mehr habe. Dieser Eindruck verstärkte sich noch, als die Briten mit ihrem Projekt einer europäischen Freihandelszone (EFTA: European Free Trade Area) nicht den erhofften Erfolg hatten und dem wirtschaftlichen Wachstum der EWG nichts entgegensetzen konnten.⁴⁷⁷ Dabei war sich Ball durchaus bewusst, dass ein möglicher EWG-Beitritt Londons auch die besondere Beziehung zwischen Großbritannien und den USA nachhaltig verändern würde. Diese besonders engen Beziehungen wurden ohnehin von Ball kritisiert, da er die Sonderbehandlung Londons durch Washington vor allem in atomaren Fragen als nicht mehr zeitgemäß empfand.⁴⁷⁸

Zusammenfassend kann daher Ball als derjenige unter den außenpolitischen Beratern Kennedys gelten, der sich am leidenschaftlichsten für die europäische Integration einsetzte. Diese extrem europafreundliche Haltung entsprach nicht der Haltung des Sicherheitsberater McGeorge Bundy, der sich in seinen Memoranden selbstverständlich in erster Linie auf die große Auseinandersetzung zwischen den USA und der Sowjetunion konzentrierte und dementsprechend die Angelegenheiten der europäischen Integration als eher nachrangig einschätzte.⁴⁷⁹ Er sah die verstärkte europäische Zusammenarbeit in erster Linie unter sicherheitspolitischen Gesichtspunkten. Die europäische Integration wurde von ihm natürlich nicht abgelehnt, allerdings auch nicht mit solchem Enthusiasmus wie von seinem Kollege Ball unterstützt. Er wollte sie eng begrenzt wissen. Wichtiger als die verstärkte europäische Zusammenarbeit war für ihn ohnehin die Politik der Koexistenz zwischen der Sowjetunion und den USA, besonders nach der Berlin- und der Kuba-Krise.⁴⁸⁰ Daher sollte die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft aus seiner Perspektive kein Instrument sein, den Einflussbereich Moskaus zu begrenzen oder die sowjetische Führung sonst in irgendeiner Weise zu provozieren: „The Soviet Union wants no war of any kind in

⁴⁷⁶ Zum britischen Bestreben Mitglied der EWG zu werden vgl. George Ball, Oral History, JFKL.

⁴⁷⁷ Vgl. George Ball, Disziplin der Macht, S. 210.

⁴⁷⁸ Vgl. George Ball, Disziplin der Macht, S. 105. Ball schildert dort ausführlich seine kritische Haltung zur Skybolt-Krise und dem britisch-amerikanischen Abkommen von Nassau 1962, bei dem der britische Nuklearstatus durch amerikanische Unterstützung unter starkem Protest Frankreichs beibehalten wurde.

⁴⁷⁹ Vgl. McGeorge Bundy, Danger and survival, New York 1988, S. 358 ff.

⁴⁸⁰ Vgl. ebd., S. 517.

Western Europe – easy pickings yes, but open warfare no. We need the Atlantic alliance to make it clear to them and to ourselves that there are no easy pickings.“⁴⁸¹

Kennedy hatte nun als Präsident die Aufgabe zwischen diesen beiden Lagern zu vermitteln, um aus seiner Sicht, die geeignete Strategie für seine Europapolitik entwickeln zu können. Eine Aufgabe, die mit Schwierigkeiten verbunden war.

7. Zwischenergebnis

In diesem Kapitel wurde der Versuch unternommen das Europabild John F. Kennedys von seiner Kindheit und Jugend bis zu seiner anfänglichen Politik als amerikanischer Präsident nachzuvollziehen. Dabei ist deutlich geworden, dass für ihn die politischen Ereignisse in Europa sehr früh interessant waren, nicht erst nach der gewonnenen Präsidentschaftswahl.

Dieses verstärkte Interesse an Europa ist bei Kennedy zum Teil auch auf seine irische Abstammung zurückzuführen, da er aus einer Familie stammte, die wie kaum eine andere irischstämmige Familie in der Geschichte der USA, den Traum vom beruflichen und sozialen Aufstieg in Amerika verkörperte. Dieser Aufstieg der Kennedys, ohne den die politische Karriere des Präsidenten nicht vorstellbar gewesen wäre, bedeutete allerdings nicht, dass nun das Andenken an die irische Geschichte oder allgemein an Europa unwichtig wurde.⁴⁸² Für Kennedy sollte dies immer ein zentraler Punkt in seinem politischen Leben sein. Gerade aus seiner eigenen Familiengeschichte heraus war er zu der Überzeugung gekommen, dass nur eine funktionierende Partnerschaft zwischen den USA und Europa den amerikanischen Interessen dienen würden.⁴⁸³ Er versuchte, so viel wie möglich über diesen Kontinent zu erfahren, wobei sicherlich auch seine zahlreichen Reisen nach Europa in seiner Jugend- und Studienzeit halfen, seine Erkenntnisse zu vertiefen.⁴⁸⁴ Zu erwähnen ist hierbei besonders die Europareise, die er mit seinem Jugendfreund Lem Billings unternahm, während der er sehr genau die politischen Ereignisse im Europa der Zwischenkriegszeit in seinem Tagebuch und seinen zahlreichen Briefen analysierte. Gerade der auf-

⁴⁸¹ McGeorge Bundy, *Danger and survival*, S. 598.

⁴⁸² Während seiner Präsidentschaft erwähnte Kennedy Irland häufig in seinen europapolitischen Reden und besuchte es mehrere Male. Das Bemühen Irlands, Mitglied der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft zu werden war allerdings während seiner Amtszeit nicht von Erfolg gekrönt: vgl. Dermot Keogh, *Irish Neutrality and the first Application for Membership of the EEC, 1961-1963*, in: Anne Deighton / Alan S. Milward (Hrsg.), *Widening, Deepening and Acceleration: the European Economic Community 1957-1963*, Baden-Baden 1999, S. 271-287.

⁴⁸³ Robert Dallek, *John F. Kennedy: ein unvollendetes Leben*, S. 107 ff.

kommende Faschismus in Italien und die nationalsozialistische Diktatur in Deutschland beschäftigten ihn sehr, wie man an seinen Aufzeichnungen erkennen kann. Später sollte ihn die Botschafter-Tätigkeit seines Vaters in London weiter mit der europäischen Politik vertraut machen.⁴⁸⁵ Auch seine erste große Publikation über die britische Außenpolitik in der Zwischenkriegszeit⁴⁸⁶ und die folgende Arbeit als junger Kongressabgeordneter unterstrichen, sein außenpolitisches Interesse für Europa. Kennedy war bei Amtsantritt als Präsident bestens auf die Herausforderungen der europäischen Politik vorbereitet und sofort in der Lage neue, eigene Akzente zu setzen, die sowohl die einzelnen europäischen Staaten betrafen, als auch die europäische Integration als Gesamtheit. Gemäß seiner Strategie des „new frontier“ wollte er auch ins transatlantische Verhältnis neue politische Elemente integrieren. Diese neue Strategie ließ zwar an der grundsätzlichen Solidarität der USA mit den europäischen Partnern keinen Zweifel aufkommen, verlangte aber dennoch von den Europäern mehr sicherheitspolitische Eigenverantwortung als bisher. Gerade Frankreich und Deutschland sollten nun, nachdem sie 15 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs wirtschaftlich wieder zu den stärksten europäischen Ländern gehörten, im transatlantischen Bündnis stärker als bisher eigene militärische Fähigkeiten einbringen. Die Kennedy-Administration umschrieb dies mit dem Schlagwort „burden sharing“ („Lastenteilung“). Für die amerikanische Regierung waren die europäischen Partner nicht mehr nur Länder, die den amerikanischen Schutz im Falle eines sowjetischen Angriffes benötigten, sondern eben auch ernstzunehmende Konkurrenten auf anderen Politikfeldern geworden. Insofern wurde deren Außenpolitik von Seiten der amerikanischen Regierung bisweilen kritisch beobachtet, wie man besonders in der letzten Phase von Kennedys Präsidentschaft erkennen kann.⁴⁸⁷ Allerdings nahm auch in der Bundesrepublik Deutschland das Misstrauen gegenüber der amerikanischen Europa-Strategie zu, befürchtete doch die Bundesregierung, dass sich die USA aus Europa schrittweise zurückziehen und langfristig der Sowjetunion Zugeständnisse machen könnten.⁴⁸⁸ Besonders im Blickpunkt stand dabei natürlich die Berlin-Problematik nach dem Bau der Mauer 1961.

⁴⁸⁴ Vgl. Nigel Hamilton, JFK: a reckless youth, S. 179 ff.

⁴⁸⁵ Vgl. Robert Dallek, John F. Kennedy: ein unvollendetes Leben, S. 57.

⁴⁸⁶ Vgl. ebd.

⁴⁸⁷ JFKL, United States Political, Economic and Military Policy in Europe, in: Papers of President Kennedy, National Security Files, Countries Europe, box 213, 27.02.1963.

⁴⁸⁸ Vgl. JFKL, The Impact of Domestic Politics in: Foreign Policy in Germany, France and Italy, in: Papers of President, National Security Files, Europe box 214, 25.01.1963.

Den amerikanischen Verbündeten in Europa wurde immer deutlicher, dass Kennedys Konzept des „Grand Design“ zum einen von ihnen mehr sicherheitspolitische Leistungen im Bündnis verlangte, andererseits dennoch an der Hegemonie der USA in Westeuropa festgehalten wurde. Dass dies in Europa nicht kommentarlos hingenommen wurde, war verständlich, denn Kennedy hatte in seinem Plan die Interessen der Europäer unterschätzt. Besonders Frankreichs Präsidenten de Gaulle bot sich damit eine Gelegenheit, sich im transatlantischen Bündnis als Gegenspieler Kennedys zu profilieren, wie im folgenden Kapitel zu sehen sein wird. Diese bereits kurz skizzierten Problemfelder in Kennedys Europapolitik werden nun genauer beleuchtet und bewertet.

KAPITEL V:

DIE EUROPAPOLITISCHE STRATEGIE CHARLES DE GAULLES

Die europapolitischen Vorstellungen des amerikanischen Präsidenten waren, wie wir bereits gesehen haben, für die Verbündeten in Europa nicht einfach zu akzeptieren, da die Anforderungen der amerikanischen Administration gegenüber den Partnern deutlich erhöht wurden. Zwar stand nach wie vor die Solidarität im Mittelpunkt des transatlantischen Verhältnisses, wie sie beispielsweise durch den Marshall-Plan dokumentiert worden war, dennoch sollte nun Europa mehr als bisher zum Gelingen des transatlantischen Bündnisses beitragen. Dabei ging es nicht nur um sicherheitspolitische Aspekte wie sie in der Nato verhandelt wurden (z. B. die geplante transatlantische Nuklearstreitmacht oder die amerikanische Militärstrategie „Flexible Response“), sondern vermehrt auch um die ganze Breite der transatlantischen Beziehungen.

Es war daher durchaus verständlich, dass diese fordernde Haltung der Kennedy-Regierung gegenüber den Europäern nicht überall ein positives Echo hervorrief. Dabei sollte man bei dem Ausmaß der europäischen Kritik an den amerikanischen Plänen durchaus die einzelnen Mitgliedsländer voneinander unterscheiden: während sich zum Beispiel die Benelux-Staaten oder die Bundesrepublik nur verhalten kritisch äußerten, nutzte der französische Staatspräsident Charles de Gaulle diese Gelegenheit, um ganz bewusst die wirtschafts- und sicherheitspolitische Kontroverse mit den USA zu suchen. De Gaulle wollte nicht nur die europäische Position gegenüber den USA deutlich machen, sondern vielmehr die Interessen Frankreichs in den internationalen Beziehungen der 1960er Jahre durchsetzen.⁴⁸⁹ Für die französische Seite ging es somit bei diesem Konflikt um die grundsätzlich politische Ausrichtung der internationalen Politik des Westens im Kalten Krieg. Dabei konzentrierte sich die Diskussion letztlich auf die Frage: Sollte Europa dem Hegemonialanspruch der USA im westlichen Bündnissystem (aber auch darüber hinaus) zustimmen und sich selbst mit der Rolle eines mehr oder weniger einflusslosen Juniorpartners zufrieden geben, oder sollte es nicht eine wirkliche Gleichberechtigung zwischen den USA und den eu-

⁴⁸⁹ Vgl. grundsätzlich zu den amerikanisch-französischen Beziehungen im 20. Jahrhundert, Charles G. Cogan, *Oldest allies, guarded friends: the United States and France since 1940*, Westport 1994.

ropäischen Verbündeten geben?⁴⁹⁰ Die Zuspitzung dieser umstrittenen Frage brachte das transatlantische Verhältnis und die europäische Integration an den Rand des Zusammenbruchs.

In diesem Kapitel soll nun erörtert werden, wie es zu dieser extremen Kontroverse kommen konnte, die zur größten Herausforderung in der Europapolitik der Kennedy-Administration wurde.⁴⁹¹ Zwar hatte Kennedy zu Beginn seiner Amtszeit sich sehr darum bemüht, ein überzeugendes europapolitisches Konzept (Acheson Report) vorzustellen, doch in der politischen Praxis waren die Umsetzungsmöglichkeiten ganz anders als erhofft. Neben den Ursachen für diesen transatlantischen Konflikt sollen auch die Bemühungen der amerikanischen und der französischen Regierung analysiert werden, um zu einer Problemlösung beizutragen. Schließlich soll vor allem die Rolle des französischen Präsidenten genauer analysiert werden. Welche außenpolitischen Vorstellungen hatte de Gaulle? Warum war für ihn die Rolle eines starken, unabhängigen Frankreichs innerhalb der internationalen Gemeinschaft so bedeutsam? Welche Perspektiven sah de Gaulle für das vereinte Europa?⁴⁹² All diese Fragen sollen in diesem Abschnitt der Studie genauer beleuchtet werden.

1. De Gaulle und die Vierte Republik in Frankreich

Um die außenpolitischen Visionen de Gaulles und damit den transatlantischen Streit zwischen Frankreich und den USA zu Beginn der 1960er Jahre besser nachvollziehen zu können, ist es notwendig, sich in einem ersten Schritt mit der innen- und außenpolitischen Lage Frankreichs nach dem Zweiten Weltkrieg genauer zu beschäftigen, da sie prägend für die politischen und wirtschaftlichen Vorstellungen de Gaulles werden sollten.

Auch wenn Frankreich formal zu den Siegern des Zweiten Weltkriegs zu zählen ist, wurde es von den anderen Siegermächten des Zweiten Weltkrieges nicht wirklich als gleichwertiger Partner akzeptiert, da der militärische Beitrag zum Sieg der Alliierten äußerst gering gewesen war. Daher war es durchaus ein Bestreben der politischen Klasse Frankreichs, zumindest in der zu etablierenden Nachkriegsordnung ein star-

⁴⁹⁰ Zu den Grundsätzen der französischen Europapolitik während der Amtszeit Charles de Gaulles vgl. auch: Gérard Bossuat, *Faire l'Europe sans defaire la France: 60 ans de politique d'unité européenne des gouvernements et des président de la république française (1943-2003)*, Brüssel 2005, S. 83-119.

⁴⁹¹ Vgl. zur strategischen Lage Frankreichs nach dem Zweiten Weltkrieg Philip H. Gordon, *France, Germany and the Western Alliance*, Boulder 1995, S. 8-11.

⁴⁹² Vgl. Knut Linsel, *Charles de Gaulle und Deutschland*, Sigmaringen 1998, S. 213-264.

kes Gewicht zu haben: „La revendication française de participer à la direction stratégique de l'Alliance remonte en fait en 1948 à la Seconde Guerre mondiale, où la France souhaitait avoir son mot à dire aux côtés des Américains et des Anglais.“⁴⁹³

So waren die außenpolitischen Maximen Frankreichs kurz nach dem Krieg eindeutig: zum einen sollte eine erneute Aggression Deutschlands um jeden Preis vermieden werden und zum anderen sollte Frankreichs internationaler Einfluss durch den Wiederaufbau des französischen Kolonialsystems vor allen Dingen in Indochina und Nordafrika wieder hergestellt werden.⁴⁹⁴

Allerdings standen diesen wichtigen außenpolitischen Zielen die schwierigen innenpolitischen Verhältnisse im Frankreich der Nachkriegszeit entgegen. Kennzeichnend für diese Epoche wurde die permanente Instabilität des politischen Systems in Frankreich genauso wie die insgesamt desolante wirtschaftliche Lage Frankreichs, einem Land in dem der Agrarsektor, verglichen mit anderen europäischen Industrienationen, einen zu großen Stellenwert einnahm. Insofern war der Wiederaufbau des Landes eine extrem schwierige Herausforderung.

Die Hauptkritik de Gaulles bezog sich allerdings auf das französische Regierungssystem, das seiner Ansicht nach ein effizientes Regieren vor allem in außenpolitischen Angelegenheiten unnötig erschwerte. Seine Kritik hatte in der französischen Politik der Nachkriegszeit aufgrund seiner für viele Franzosen beeindruckenden Biographie großes Gewicht. Da er als erfolgreicher und angesehener französischer General während des Zweiten Weltkriegs nicht wie Marschall Philipp Pétain mit der nationalsozialistischen Besatzungsmacht kooperierte, sondern 1940 nach London floh, um dort das Komitee „Freies Frankreich“ zu gründen und den Kampf für die französische Unabhängigkeit aus dem Ausland steuerte, besaß er ein hohes Maß an Glaubwürdigkeit. Daher war es für die meisten politischen Beobachter selbstverständlich, dass de Gaulle nach dem Krieg eine herausragende politische Funktion in Frankreich übernehmen würde.⁴⁹⁵

In der Tat hatte de Gaulle die Möglichkeit, als Chef einer französischen Übergangregierung Einfluss auf die weitere politische Zukunft seines Landes zu nehmen, allerdings wurde schon sehr früh deutlich, dass de Gaulle nicht bereit war, sich mit den

⁴⁹³ Maurice Vaisse, *La grandeur: Politique étrangère du général de Gaulle 1958-1969*, Paris 1998.

⁴⁹⁴ Vgl. zum Sicherheitsbedürfnis Frankreichs gegenüber dem deutschen Nachbarn: Wilfried Loth, *De Gaulle und die europäische Einigung*, in: Wilfried Loth (Hrsg.), *De Gaulle, Deutschland und Europa*, Opladen 1991, S. 45-61 und vgl. Ulrich Lappenküper, *Die deutsch-französischen Beziehungen 1949-1963: von der „Erbfeindschaft“ zur „Entente“ élémentaire*, München 2001.

⁴⁹⁵ Peter Schunk, *Charles de Gaulles: ein Leben für Frankreichs Größe*, Berlin 1998, S. 258 ff.

verschiedenen Parteien der Nationalversammlung zu arrangieren. Vor allen Dingen die Kommunisten und Sozialisten entsprachen mit ihrer politischen Ausrichtung nicht de Gaulles Wunschvorstellung, einer Staatsordnung in deren Zentrum ein mächtiger Staatspräsident stehen sollte, der in vielen Bereichen unabhängig von der parlamentarischen Kontrolle agieren konnte. Dabei dachte de Gaulle wohl schon damals an einen Politikbereich, der dann während seiner Präsidentschaft (1958-1968) zu einem seiner wichtigsten Themen wurde: der Außen- und Sicherheitspolitik, die er als besonderen Bereich („*domaine réservé*“) allein dem Staatspräsidenten zuordnen wollte.⁴⁹⁶ Schon zu diesem frühen Zeitpunkt wurden bei de Gaulles Überlegungen zu einem französischen Regierungssystem besonders in der Außenpolitik deutlich, die in seiner späteren Politik zu einer der wichtigsten Leitgedanken wurde: die Unabhängigkeit Frankreichs in politischer, militärischer und eben auch wirtschaftlicher Hinsicht. Dabei war de Gaulle nicht so naiv zu glauben, er könne auf jegliche Allianzen verzichten:

„If de Gaulle had `a certain idea of Europe` from 1940 to 1969, ancillary to his `certain idea of France`, it was fourfold: to place or keep France at the head of cultural developments in European civilization, which he valued highly; to maintain allies for French defence; to develop the French economy in a European setting; and to leverage French power globally by carving out a European organization of nation states that would turn to France as its natural leader.“⁴⁹⁷

Gerade diese weitreichenden Ideen konnte de Gaulle kurz nach dem Krieg in der sehr schwierigen politischen Situation, in der sich Frankreich befand, noch nicht umsetzen. Dafür war der Widerstand in den einzelnen Parteien, besonders unter den Kommunisten zu stark. Ein wichtiges Kennzeichen für das politische System blieb damit das relative Übergewicht des Parlaments gegenüber dem Präsidenten, dessen politische Möglichkeiten beschränkt blieben.⁴⁹⁸ Insofern war der Rücktritt de Gaulles von der politischen Bühne im Januar 1946 als Ministerpräsident Frankreichs keine große Überraschung mehr.⁴⁹⁹ De Gaulle hatte es nicht geschafft, eine starke politische Bewegung hinter sich zu versammeln, um seine politischen Vorstellungen von einem starken Frankreich in der internationalen Gemeinschaft auf einer Augenhöhe

⁴⁹⁶ Vgl. Heinz-Otto Sieburg, *Geschichte Frankreichs*, Stuttgart 1995, S. 414-437.

⁴⁹⁷ Jeffrey Vanke, *Charles de Gaulle's uncertain idea of France*, in: Desmond Dinan (Hrsg.), *Origins and evolution of the European Union*, Oxford 2006, S. 141-167, hier: S. 142.

⁴⁹⁸ Vgl. Peter Schunck, *Geschichte Frankreichs: von Heinrich IV. bis zur Gegenwart*, München 1994, S. 472.

⁴⁹⁹ Vgl. zum Rücktritt de Gaulles und seiner Warnung vor dem politischen System der Vierten Republik: Peter Schunck, *Geschichte Frankreichs*, S. 359.

mit den anderen Siegermächten des Zweiten Weltkriegs verwirklichen zu können.⁵⁰⁰ Allerdings bedeutete sein Rücktritt nicht das Ende seiner politischen Ambitionen, denn, wie von de Gaulle erwartet, zeigte sich bald, dass die Vierte Republik nicht so stabil, war, wie von ihren Architekten erhofft.

Dagegen wurden die Probleme der Vierten Republik rasch deutlich: Die verschiedenen Parteien in der Nationalversammlung waren in den wichtigen Fragen der französischen Wirtschafts- und Sozialpolitik, aber auch darüber hinaus in vielen Fragen der Außen- und Sicherheitspolitik nicht einer Meinung. Daraus resultierte der häufige Regierungswechsel noch vor Ende der regulären Amtszeit. Hinzu kamen die Gewerkschaften, die mit ihren Streiks mit dazu beitrugen, das politische Systems Frankreichs zu destabilisieren. Allerdings kam die politische Klasse nicht dazu, die wichtigen Probleme Frankreichs in Angriff zu nehmen, zum einen weil die Meinungsunterschiede zwischen den Parteien zu groß waren (so forderten zum Beispiel die Sozialisten die Einführung der Planwirtschaft in Frankreich und standen damit im Gegensatz zu den Gaullisten und den Republikanern), zum anderen war das politische Klima in Frankreich so polarisiert, dass eine wirklich sachliche Diskussion fast unmöglich geworden war.⁵⁰¹

In der Außenpolitik der Vierten Republik war der Algerienkrieg das beherrschende Thema. Das erklärte Ziel Frankreichs, nach dem Zweiten Weltkrieg die kolonialen Ambitionen wieder aufleben zu lassen, konnte nicht, wie erhofft, realisiert werden, weder in Indochina, wo die französische Armee sich spätestens nach der verheerenden Niederlage von Diem Bien Phu 1954⁵⁰² gegen die nordvietnamesischen Kämpfer unter der Führung Ho-Chi-Minhs zurückziehen musste, noch in Nordafrika, wo in Algerien, Marokko und Tunesien der Dekolonialisierungsprozess bereits unaufhaltbar eingesetzt hatte.⁵⁰³ Dabei wählte die französische Regierung unter dem Ministerpräsidenten Pierre Mendès-France besonders in Algerien eine härtere Vorgehensweise als bei den anderen nordafrikanischen Kolonien, denn Algerien, wo viele Franzosen lebten, galt als Teil Frankreichs und war dem entsprechend wichtig für die französi-

⁵⁰⁰ Vgl. Philip Gordon, *A certain idea of Europe*, Princeton 1993, S. 3-23; vgl. Pierre Gerbet, *La construction de l'Europe*, Paris 1994.

⁵⁰¹ Zur Politik in der Vierten Republik Frankreich vgl. Peter C. Hartmann, *Geschichte Frankreichs*, München 2003, S. 98.

⁵⁰² Zum französischen Engagement in Indochina: vgl. Marc Frey, *Die Geschichte des Vietnamkriegs: die Tragödie in Asien und das Ende des amerikanischen Traums*, München 1998, S. 29-36.

⁵⁰³ Vgl. zum Thema Dekolonialisierungsprozess: Marc Frey, *Dekolonialisierung in Südostasien: die Vereinigten Staaten und die Auflösung der europäischen Kolonialreiche*, München 2006, S. 10-15.

sche Identität.⁵⁰⁴ Insofern war es das erklärte Ziel von Mendes-France und seiner Nachfolger Edgar Faure und Guy Mollet, den Aufstand der Unabhängigkeitsbewegung (FLN) mit aller Härte niederzuschlagen. Dies führte allerdings nur zu einer weiteren Verschärfung des Krieges mit vielen Opfern auf beiden Seiten. An eine politische Lösung für den Algerienkonflikt wurde während der Vierten Republik nicht ernsthaft gedacht. Militärisch, dies wurde allerdings auch rasch deutlich, konnte Frankreich aber nicht gegen die Unabhängigkeitsbewegung mit ihrer Guerrilla-Strategie bestehen. Eine Lösung für diesen langwierigen Konflikt konnte zu dieser Zeit nicht gefunden werden. Die Folge war eine weitere Destabilisierung der französischen Innenpolitik, besonders nachdem durch die Suez-Krise 1956 Frankreich sehr deutlich wurde, dass es an Einfluss im Nahen und Mittleren Osten verloren habe und als Ordnungsmacht nun die beiden Supermächte USA und Sowjetunion in dieser Region agierten.⁵⁰⁵ Zusätzlich wurde die wirtschaftliche Lage für Frankreich immer schwieriger, da der Krieg in Algerien zunehmend den Staatshaushalt belastete, somit fehlte dringend benötigtes Geld für den Aufbau der französischen Infrastruktur. Spätestens mit Beginn des Jahres 1956 wurde der Verfall der Vierten Republik immer deutlicher: die Mehrheitsbildung und damit die Voraussetzung für solides Regierungshandeln war ab diesem Zeitpunkt noch weniger als in den Jahren zuvor gegeben. Entscheidend für diesen rapiden Verfall war auch das Ergebnis der Parlamentswahl 1956, bei der nicht die Parteien der Mitte, sondern die extremen Kräfte auf der linken und rechten Seite des politischen Spektrums, also die Kommunisten und die Protestbewegung von Poujade erfolgreich waren.⁵⁰⁶ Zwar konnte die Minderheitsregierung unter Führung von Ministerpräsident Mollet noch einige Monate weiter arbeiten, letztlich hatte aber auch sie keine Möglichkeit mehr, konstruktiv zu arbeiten, da sie bei jeder wichtigen politischen Entscheidung eine neue Mehrheit in der Nationalversammlung suchen musste. Somit war die Situation eingetreten, vor der de Gaulle bei seinem Rücktritt vom Amt des Ministerpräsidenten gewarnt hatte:

„Wenn Sie beim Aufbau der Republik unsere politische Geschichte der vergangenen fünfzig Jahre verkennen, wenn Sie nicht berücksichtigen, dass Autorität, Würde und Verantwortlichkeit für die Regierung eine absolute Notwendigkeit sind, dann werden Sie früher oder später in eine Lage geraten, wo Sie, wie ich Ihnen voraussage, es bitter bereuen werden, diesem Weg eingeschlagen zu haben.“⁵⁰⁷

⁵⁰⁴ Vgl. zu dem Algerienkrieg: Peter C. Hartmann, *Geschichte Frankreichs*, München 2003, S.101.

⁵⁰⁵ Zur französischen Nahost-Politik in den 1950er Jahren vgl. Bernd Stöver, *Der Kalte Krieg: Geschichte eines radikalen Zeitalters*, München 2007, S. 1-11.

⁵⁰⁶ Vgl. Peter C. Hartmann, *Geschichte Frankreichs* S. 102.

⁵⁰⁷ Peter Schunck, *Geschichte Frankreichs*, S. 469.

Jetzt bot sich für de Gaulle die Gelegenheit in die französische Politik, die er vor über 12 Jahren verlassen hatte, zurück zu kommen. In der Tat hatte sich in der französischen Gesellschaft nach den politischen Wirren der Vierten Republik der Wunsch nach einem starken politischen Führer herausgebildet, der mit seiner Autorität die Schwächen der Vierten Republik, die permanenten Regierungswechsel und die häufigen Streiks vergessen machen könnte. Es war nicht überraschend, dass de Gaulle diese Möglichkeit, die ihm nun geboten wurde, beherzt ergriff und folglich am 1. Juni 1958 zum Regierungschef gewählt wurde. Er war gewillt, seine Position zu nutzen, um ein politisches System zu kreieren, das auf seine persönlichen Machtambitionen zugeschnitten war.⁵⁰⁸

2. De Gaulle und die Fünfte Republik

Für de Gaulle war nach seiner Wahl zum Ministerpräsidenten (dem letzten in der Vierten Republik) offensichtlich, dass er rasch die Neuorganisation des französischen Staates in Angriff nehmen müsse, um seine politischen Vorstellungen vor allem auch in der Außenpolitik umsetzen zu können.⁵⁰⁹ Im Folgenden soll nun das maßgeblich geprägte Regierungssystem der Fünften Republik vorgestellt werden, um in einem zweiten Schritt de Gaulles außenpolitische Visionen von einem starken Frankreich in einem vereinten Europa zu erklären. Dies ist in sofern wichtig, als dass die negativen Erfahrungen der Vierten Republik auf die gesamte politische Klasse in Frankreich, aber besonders auf de Gaulle, Eindruck gemacht hatten. Folglich wollte er in dem neuen Regierungssystem möglichst so viel politische Macht auf die Position des Präsidenten vereinen, dass Frankreich nicht aus innenpolitischer Zerstrittenheit außenpolitisch schwach sein müsste. Für seine umfassenden Pläne erhielt de Gaulle am vierten. September 1958 von der Bevölkerung eine umfassende Zustimmung von fast 80 Prozent. Wie nicht anders zu erwarten, orientierte er sich bei seinen Plänen für die Verfassung der Fünften Republik an den Gedanken, die er schon kurz nach dem Zweiten Weltkrieg geäußert hatte:

„Der Präsident, der (...) durch sein Schiedsamt, das Funktionieren der öffentlichen Gewalten und die Kontinuität des Staates garantieren soll, erhält neben den Funktionen, die schon seine Vorgänger in der Dritten und Vierten Republik besessen hatten, noch mehrere zusätzliche Kompetenzen, so unter anderem die der Ernennung des

⁵⁰⁸ Vgl. Alain Peyrefitte, *C'était de Gaulle*, Band 2, Paris 2000, S. 25-31

⁵⁰⁹ Vgl. Wilfried Loth, *Der Weg nach Europa: Geschichte der europäischen Integration 1939-1957*, Göttingen 1990; S. 131-141.

Premierministers, das Recht, die Nationalversammlung aufzulösen und ferner über die Kammern hinweg, ähnlich wie in Zeiten Bonapartes, einen Volksentscheid herbeizuführen.⁵¹⁰

Diese starke Position des Präsidenten, bis heute eines der wichtigsten Merkmale der Fünften Republik, resultiert vor allem aus der direkten Wahl des Präsidenten durch das Volk und folglich seiner Unabhängigkeit gegenüber den Parteien im Parlament.⁵¹¹

Für de Gaulle war das neu geschaffene Regierungssystem in Frankreich die ideale Basis, um die strategischen Möglichkeiten seines Landes in den internationalen Beziehungen der Nachkriegszeit neu zu bewerten, denn gerade im Bereich der Außen- und Sicherheitspolitik sollte er das alleinige Sagen haben und der Premierminister lediglich als ausführendes Organ in Erscheinung treten.⁵¹² In der Tat war die strategische Lage Frankreichs nach dem chaotischen Ende der Vierten Republik alles andere als ideal. Die außenpolitischen Möglichkeiten hatten sich für Frankreich nicht nur wegen der nach der Potsdamer Konferenz 1945 etablierten Nachkriegsordnung, sondern noch mehr wegen des nicht enden wollenden Algerienkriegs stark eingeschränkt.⁵¹³ Der Versuch, Frankreich als wirkliche Großmacht mit internationalen Ambitionen, wie beispielsweise im 19. Jahrhundert zu etablieren, war seit dem Verlust Indochinas als französische Kolonie endgültig gescheitert. Neben diesen rein sicherheitspolitischen Problemen kamen die wirtschaftlichen hinzu. Schließlich war bisher in Frankreich eine tiefgreifende Diskussion über die ambivalente Rolle des Landes während der nationalsozialistischen Besatzung und damit über die Zuverlässigkeit als westlicher Bündnispartner gegenüber den USA und Großbritannien stets vermieden worden. Diese eher negativen Aussichten hätten eigentlich eher auf eine zurückhaltende französische Außenpolitik von de Gaulle im Besonderen gegenüber den USA, der neuen Schutzmacht Europas, hingedeutet, doch de Gaulle hatte andere Pläne.⁵¹⁴

Er war keineswegs einverstanden mit einer französischen Außenpolitik, die nicht die Wiederherstellung des französischen Einflusses in den internationalen Beziehungen der Nachkriegsepoche zum Ziel hatte, und sich eher mit einer bescheidenen franzö-

⁵¹⁰ Peter C. Hartmann, *Geschichte Frankreichs*, S. 103.

⁵¹¹ Vgl. Karl Kempf, *Das politische System Frankreichs*, Wiesbaden 2007.

⁵¹² Vgl. Edward L. Moose, *Foreign Policy and Interdependence in Gaullist France*, Princeton 1973, S. 149 ff.

⁵¹³ Der Algerienkonflikt bestimmte auch nach dem Abkommen von Evian 1962 lange die französische Außenpolitik. Vgl. dazu: M. Jeanney, *Ambassadeur, Haut-Représentant de la France en Algérie à M. Joxe, Ministre d'État chargé des Affaires algériennes*, 06.07.1962, in: *Documents diplomatiques français*, 1962, tome II, S. 45-46.

sischen Rolle zufrieden gab, eine Zielsetzung, die lange Zeit von den westlichen Verbündeten allen voran den USA stark unterschätzt worden war.⁵¹⁵ In der Beurteilung der Möglichkeiten der französischen Außenpolitik hielt Kennedy anfangs den Handlungsspielraum ähnlich begrenzt, wie dies schon die vorangegangenen Administrationen von Truman und Eisenhower getan hatten. Erst nach mehreren Jahren der schwierigen Auseinandersetzung zwischen Washington und Paris erkannten, die USA, dass man in Frankreich einen ernstzunehmenden Gegner hatte:

„The present discord between France and the United States affects the whole spectrum of the two countries relations – political, military, and economic. French economic policy vis à vis the US cannot be divorced from de Gaulle’s objectives of promoting French national interests and his own leadership in Western Europe, and achieving for the Continent greater independence from the US.“⁵¹⁶

Was aber waren die neuen außenpolitischen Vorstellungen, mit denen er sich nicht nur von Zeit zu Zeit die europäischen Partner zum Gegner machte, sondern darüber hinaus auch die Kennedy-Administration? De Gaulle hatte nach dem Amtsantritt die internationalen Beziehungen Ende der 1950er Jahre genau analysiert und dabei durchaus genügend Potential für seinen Wunsch, Frankreichs Einfluss zu stärken, feststellen können.⁵¹⁷

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs hatte Paris, so die Einschätzung de Gaulles, vor allem deshalb international seine ihm zustehende Position nicht deutlich machen können, da die Anti-Hitler Koalition nach der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands 1945 keine Zukunft mehr hatte. Folglich war der ideologische, militärische, wirtschaftliche und politische Konflikt zwischen den beiden Supermächten USA und Sowjetunion vorprogrammiert. Für eine ausgleichende Rolle Frankreichs, zwischen den beiden Antagonisten war damit zu Beginn des Kalten Krieges wenig Platz.⁵¹⁸ Die Situation sollte sich zwischen den beiden Gegenspielern zumindest in den ersten Jahren des Kalten Krieges noch weiter verschärfen wie man an den der ersten Berlin-Krise 1948, dem Korea-Krieg 1950-1953 oder nach dem Ungarn-Aufstand 1956 gut erkennen kann.⁵¹⁹ Es konnte nach dem Tode Stalins 1953 in den Ost-West-

⁵¹⁴ Vgl. Maurice Vaisse, *La grandeur*.

⁵¹⁵ Vgl. Erin Mahan, *Kennedy, de Gaulle, and Western Europe*, Basingstoke 2002, S. 67-85.

⁵¹⁶ Intelligence Memorandum, *French Economic Policy Toward the Common Market and the US*, in: *Papers of President Kennedy, National Security Files, Countries, France general*, 20.03.1963, box 71, JFK Library Boston.

⁵¹⁷ Vgl. Maurice Vaisse, *La grandeur*, S. 26.

⁵¹⁸ Vgl. Douglas Johnson, *De Gaulle and France’s role in the world*, in: Hugh Gough and John Horne (Hrsg.), *De Gaulle and the twentieth-century France*, London 1994, S. 83-94.

⁵¹⁹ Über die Zuspitzung des Kalten Krieges in den ersten Jahren der Konfrontation zwischen den USA und der Sowjetunion vgl. auch: Marc Trachtenberg, *A constructed peace: the making of the European settlement 1945-1963*, Princeton 1999, S. 66-95.

Beziehungen eine gewisse Tendenz zu einer schrittweisen Annäherung festgestellt werden. Ausdruck dieser Politik war zum Beispiel die sogenannte „Tauwetter“-Politik des sowjetischen Staatschefs Nikita Chruschtschow, der sich damit gegenüber seinem Vorgänger Stalin abgrenzen wollte oder das Gipfeltreffen von Genf, bei dem man zumindest, was die Teilung Berlins anbetraf, zu einer Festigung des Status quo kommen konnte.⁵²⁰ Genau diese strategische Situation war, nach Ansicht de Gaulles, geeignet die französische Außenpolitik international deutlich zu machen. Dies war für Frankreich insofern wichtig, als dass es den durch die Niederlage bei der Suez-Krise entstandenen Ansehensverlust rasch zu verdecken galt. Denn gerade nach dieser Krise verlor Frankreich viel von seinem bisherigen Einfluss im Nahen Osten. Dabei mag auf den ersten Blick überraschend erscheinen, weshalb de Gaulle in dieser Zeit solch ein Selbstbewusstsein in der Außenpolitik zeigte. Eine Haltung, die sich deutlich vom eher zurückhaltend gemäßigten Kurs der Bundesregierung Adenauer unterschied.⁵²¹ Der französische Historiker Maurice Vaisse macht in seinem Standardwerk über die Außenpolitik de Gaulles deutlich, dass für den französischen Staatschef seine außenpolitischen Ziele und allgemein die Interessen Frankreichs grundsätzlicher Art waren. Insofern war für ihn persönlich der Niedergang der französischen Außenpolitik nach dem Ersten Weltkrieg eine große Enttäuschung. Nun sollte sich, so de Gaulles Wunsch, die Gelegenheit bieten, Frankreich auf die Weltbühne der internationalen Politik zurückzubringen:

„Avec pour ambition la grandeur de la France, la politique étrangère du général de Gaulle a deux objectifs, correspondant à deux orientations principales: pour la France d’abord, elle vise à l’indépendance nationale, fondée sur un État fort et un outil militaire adapté; à l’extérieur, elle se propose de changer le statu quo international.“⁵²²

Es stellt sich nun die Frage, wie de Gaulle diesen starken Anspruch mit den auf den ersten Blick doch begrenzten politischen und wirtschaftlichen Perspektiven, die Frankreich zu Beginn seiner Amtszeit besaß, umsetzen wollte. Es ist wichtig, diese Entwicklung nachzuzeichnen, da nur damit der spätere amerikanisch-französische Konflikt innerhalb der transatlantischen Partnerschaft verständlich wird.⁵²³ Natürlich wusste de Gaulle zu Beginn seiner Amtszeit um die begrenzten Möglichkeiten Frank-

⁵²⁰ So gaben beispielsweise die USA ihren Wunsch auf, die Berlin-Frage mit der Deutschland-Frage zu verknüpfen; zur Konferenz von Genf vgl. auch: Klaus Schwabe, *Weltmacht und Weltordnung: amerikanische Außenpolitik von 1898 bis zur Gegenwart: eine Jahrhundertgeschichte*, Paderborn 2006, S. 263.

⁵²¹ Zur Außenpolitik der Bundesrepublik Deutschland in den 1950er Jahren vgl. Gregor Schöllgen, *Die Außenpolitik der Bundesrepublik Deutschland*, München 2003, S. 18-42.

⁵²² Maurice Vaisse, *La grandeur*, S. 35.

⁵²³ Vgl. Erin Mahan, *Kennedy, de Gaulle and Western Europe*, S. 83-85.

reichs, beispielsweise im Bereich der Sicherheitspolitik. Dort war es offensichtlich, dass Frankreich auf absehbare Zeit auf den militärischen Schutz der USA angewiesen sein würde. Insofern war de Gaulle weit davon entfernt, die französischen Möglichkeiten zu überschätzen. Da war er sehr realistisch. Dennoch sah er es gewissermaßen als seine historische Mission an, Frankreich Schritt für Schritt wirtschaftlich und politisch nach vorne zu führen, um auch dem strategischen Partner in Washington deutlich zu machen, dass wichtige außenpolitische Entscheidungen mit der politischen Führung Frankreichs abzusprechen seien. De Gaulles sah seine Position eng verknüpft mit der klassischen Rolle Frankreichs im Konzert der Mächte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Daran orientierte er sich, auch wenn sich nun die globale Lage nach dem Zweiten Weltkrieg fundamental geändert hatte.⁵²⁴

Ein frühes Beispiel für seine politischen Ambitionen konnte man schon kurz nach seiner Rückkehr in die nationale Politik erkennen. In einem seiner frühen Memoranden stellte er die bisherige Organisation der NATO in Frage und forderte eine radikale Neugestaltung und damit auch eine politische Aufwertung Frankreichs im Bündnis:

„La France ne saurait donc considérer que l’O.T.A.N., sous sa forme actuelle, satisfasse au condition de la sécurité du monde libre et, notamment, de la sienne propre. Il fassse parait nécessaire qu’à l’échelon politique et stratégique mondial soit instituée une organisation comprenant: les États-Unis, la Grande-Bretagne et la France.“⁵²⁵

Für de Gaulle war dies besonders im Zusammenhang mit der Suez-Krise 1956 eine der wichtigsten Forderungen gewesen, denn gerade die diplomatische Niederlage Frankreichs und der damit verbundene Einflussverlust im Nahen Osten sollte nicht zu einer nachhaltigen Schwächung der französischen Regierung führen. Insofern war der Wunsch, ein französisch-britisch-amerikanisches Führungsgremium im westlichen Bündnis zu etablieren, ein durchaus verständliches Anliegen.⁵²⁶ Es bleibt abzuwarten, ob diese weitreichenden Ambitionen de Gaulles von der britischen und amerikanischen Regierung erfüllt werden konnten oder nicht. Dies wird im weiteren Verlauf der Studie zu überprüfen sein.

Neben der nationalen Unabhängigkeit und dem damit verbundenen politischen Willen, den Status quo der internationalen Beziehungen in den 1950er und 1960er Jah-

⁵²⁴ Vgl. Maurice Vaisse, *La grandeur*, S. 35; Vaisse betont dort: „L’indépendance nationale est la „pièce d’angle“ de toute la politique du général de Gaulle. Elle est à la fois le but et le ressort.“

⁵²⁵ Le Général de Gaulle, *Président du Conseil français* à M. Macmillan, Premier Ministre de Grande-Bretagne, Annex Memorandum, 17.08.1958 in: *Documents diplomatiques français*, 1958 Tome II, S. 376.

⁵²⁶ Vgl. John Young / John Kent, *International Relations since 1945: a global history*, Oxford 2004, S. 138-146.

re zu verändern, lässt sich noch ein drittes grundlegendes Element der Außenpolitik de Gaulles erkennen: die deutsch-französische Aussöhnung.

3. De Gaulle und die deutsch-französischen Beziehungen

De Gaulle sah die deutsch-französische Aussöhnung als einen wesentlichen Pfeiler seiner Außenpolitik an, da er durch die beiden Weltkriege wie viele andere Angehörige seiner Generation geprägt war. Auch wenn der Gedanke in Frankreich weit verbreitet war, gegenüber dem „Erzfeind“ Deutschland nun einen repressiven Ansatz zu wählen, um die Sicherheit zu garantieren, dass von deutscher Seite nie mehr ein militärischer Angriff auf Frankreich aus ausgeübt werden könnte, war de Gaulle in dieser Frage anderer Ansicht. Für ihn verkörperte die junge Bundesrepublik Deutschland nicht mehr das Feindbild der Zwischenkriegszeit, sondern war ein potentieller Partner, mit dem französische Ziele einfacher durchgesetzt werden konnten. Insofern war für de Gaulle die Idee der deutsch-französischen Aussöhnung nicht purer Altruismus, sondern ein strategisches Ziel, welches er von Beginn seiner Amtszeit 1958 an konsequent verfolgte. Er wollte mit dieser Allianz auch im transatlantischen Verhältnis besonders gegenüber Washington den französischen Einfluss deutlich machen.⁵²⁷ Dabei kam den Beziehungen beider Länder sicherlich zugute, dass sich vor allem der französische Staatschef intensiv mit dem Nachbarland beschäftigt hatte und nicht zu den Vorurteilen neigte, die sonst bei vielen Vertretern der politischen Klasse häufig zu finden waren.⁵²⁸ Auf der anderen Seite hatte er mit dem deutschen Bundeskanzler Adenauer einen Partner, für den die Westintegration im Zentrum seines außenpolitischen Denkens stand und dem deswegen ebenfalls viel an einer engen Kooperation beider Länder gelegen war.⁵²⁹

Hier sollen nun kurz die wichtigsten Stationen der deutsch-französischen Beziehungen während der Regierungszeit de Gaulles dargestellt werden, da diese Kooperation auch auf das Verhältnis zu den Vereinigten Staaten ausstrahlte und sicherlich ein Grund für das Zerwürfnis zwischen Kennedy und de Gaulle einige Jahre später war.⁵³⁰

⁵²⁷ Vgl. Paul Legoll, Charles de Gaulle et Konrad Adenauer: la cordiale entente, Paris 2004, S. 7-8.

⁵²⁸ Vgl. Maurice Vaisse, La grandeur, S. 226.

⁵²⁹ Vgl. Hans Peter Schwarz, Adenauer: der Staatsmann 1952-1967, Stuttgart 1991, S. 439 ff.

⁵³⁰ Vgl. besonders zur europapolitischen Zusammenarbeit zwischen de Gaulle und Adenauer: Ulrich Lappenküper, Die deutsch-französischen Beziehungen 1949-1963: von der „Erbfeindschaft“ zur „Entente élémentaire“, München 2001, S. 1446.

Das erste wichtige Treffen zwischen den beiden Staatsmännern fand im September 1958 auf dem Landsitz des französischen Präsidenten in Colombey-les-deux-Eglises statt. Diese Begegnung schuf ein Vertrauensverhältnis zwischen Adenauer und de Gaulle.⁵³¹ Selbstverständlich hatte die französische Außenpolitik in der Vierten Republik auch kein Interesse daran, beispielsweise die Schaffung des westdeutschen Teilstaates offensiv zu verhindern, dafür war der französische Einfluss auf der internationalen Ebene nicht ausreichend genug, allerdings hatte sich bis zu diesem wichtigen Treffen auch noch kein wirkliches deutsch-französisches Vertrauensverhältnis herausgebildet. Ganz im Gegenteil: die gegenseitigen Ressentiments waren in den 1950er Jahren offensichtlich, und das Misstrauen dementsprechend groß. Daher war dieses Treffen zwischen Adenauer und de Gaulle in Frankreich so wichtig, da sich nun aus dem Misstrauen eine ehrliche und stabile Partnerschaft entwickeln konnte.⁵³² Für de Gaulle stand nach diesem Treffen in seiner Heimat fest, dass er in der Bundesrepublik unter Bundeskanzler Adenauer einen verlässlichen Partner gefunden hatte, mit dem er seine ambitionierten außenpolitischen Ziele umsetzen könnte: „Il souhaite que l’Europe se fasse par un contact étroit des deux pays grâce à une consultaion permanente.“⁵³³

So wurden die regelmäßigen deutsch-französischen Konsultationen zu einem wichtigen Forum für die Entwicklung einer gemeinsamen Strategie beispielsweise in Fragen der europäischen Integration.⁵³⁴ Allerdings darf bei dem grundsätzlichen Erfolg des Treffens in Colombay-les-deux-Eglises nicht vergessen werden, dass es auch nach dieser Begegnung Differenzen hinsichtlich der richtigen politischen Haltung gegenüber der Sowjetunion gab. Während die außenpolitische Programmatik der Bundesregierung auf die USA ausgerichtet war und sich diese durch die Hallstein-Doktrin noch weiter festigen sollte, war die französische Regierung unter de Gaulle gegenüber der Sowjetunion schon zu diesem Zeitpunkt viel pragmatischer. De Gaulle orientierte sich dabei vielmehr an den Regeln der Realpolitik und sah folglich in der Abgrenzung gegenüber Moskau gerade in der Ära nach der Regierungszeit Stalins wenig Sinn. Für ihn war das durch den Nachfolger Stalins, Nikita Chruschtschow, be-

⁵³¹ Vgl. dazu auch die Akten über die Vorbereitungen für das Treffen in Colombay-les-deux-Eglises: M. Francois Seydoux, Ambassadeur de France à Bonn, à M. Couve de Murville, Ministre des Affaires Étrangères, 05.09.1958, in: documents diplomatiques francais 1958, S. 313-314.

⁵³² Vgl. George-Henri Soutou, *La guerre de cinquante ans: les relations Est-Ouest*, Paris 2001, S. 380-389.

⁵³³ Maurice Vaisse, *La grandeur*, S. 228.

⁵³⁴ Vgl. zu dem Treffen zwischen Adenauer und de Gaulle 1958: Wilfried Loth, *Franco-German Relations, 1957-1963*, in: Anne Deighton / Alan S. Milward, *Widening, deepening and acceleration: European community 1957-1963*, Baden-Baden 1999, S. 41-55.

gonnene politische Tauwetter eine Chance, mit einer wirklich substantiellen Entspannungspolitik zu beginnen. Selbstverständlich konnte diese Haltung auf deutscher Seite nur wenig Unterstützung finden, da dies im starken Maße die Frage der deutschen Wiedervereinigung betraf.⁵³⁵ Die Bundesregierung sah wegen de Gaulles offeneren Herangehensweise gegenüber der sowjetischen Führung ihre Strategie gefährdet, erst die Westintegration weiter zu festigen, um dann aus einer Position der Stärke den Ostblock zu Zugeständnissen zwingen zu können. Gerade die Deutschland-Politik Stalins hatte das Misstrauen der Bundesregierung weiter vertieft.⁵³⁶ Dennoch war, trotz dieser Differenz das Treffen de Gaulles mit Adenauer in Colombay-les-deux-Églises ein großer Erfolg für beide Seiten, da nun eine effiziente deutsch-französische Zusammenarbeit beginnen konnte.

Daher war es nicht weiter verwunderlich, dass beide Seiten von der Fortsetzung der bilateralen Zusammenarbeit großen Nutzen zogen. Dies sollte sich bei den vielen sicherheitspolitischen Problemen, mit denen die Bundesregierung Ende der 1950er, aber auch Anfang der 1960er Jahre zu tun hatte, zeigen. Bei vielen dieser Kontroversen stand die ehemalige deutsche Hauptstadt Berlin im Vordergrund.⁵³⁷ Das eigentliche Vorhaben der Siegermächte, Berlin gemeinschaftlich zu verwalten, hatte sich während der Hochphase des Kalten Krieges als undurchführbar erwiesen, da Berlin vor allen Dingen in den Augen der sowjetischen Führung ihrem Einflussbereich zugeordnet werden sollte. Folglich waren Krisen, wie man sie 1948 oder eben auch 1958 beziehungsweise 1961 erleben konnte, keine Überraschung. Moskau drohte 1958 damit, den Zugang nach Berlin zu blockieren, wenn die Westmächte weiterhin ihren Anspruch auf die Stadt aufrecht erhalten sollten. Da für die Bundesregierung Berlin auch wegen des politischen Zieles die Wiedervereinigung Deutschland in naher Zukunft zu ermöglichen, nicht nur eine symbolische Bedeutung besaß, unterstützte in dieser Phase höchster Bedrängnis de Gaulle die Bundesregierung mit vollem Engagement, wie man an dem Treffen in Bad Kreuznach erkennen kann.⁵³⁸ De

⁵³⁵ Vgl. zu de Gaulles flexibler Haltung gegenüber der Sowjetunion: Eckart Conze, *Die gaullistische Herausforderung*, München 1994, S. 266-276.

⁵³⁶ Vgl. zur Diskussion, ob es sich bei der Stalin-Note um ein ehrliches Angebot der Sowjetunion gehandelt hat oder nicht: Wilfried Loth, *Die Sowjetunion und die deutsche Frage: Studien zur sowjetischen Deutschlandpolitik*, Göttingen 2007, S. 11-27.

⁵³⁷ Vgl. zur Berlin-Problematik zwischen den Siegermächten des Zweiten Weltkriegs den Artikel von Georg Schild, *The Berlin crisis*, in: Mark J. White (Hrsg.), *Kennedy: the new frontier revisited*, Basingstoke 1998, S. 91-132 und John P. Gearson, *Harold Macmillan: the Berlin crisis*, Basingstoke 1998, S. 165-190.

⁵³⁸ Allgemein zur französischen Haltung während der Berlin-Krise 1958 vgl. M. Francois Seydoux, *Ambassadeur de France à Bonn, à M. Couve de Murville, Ministre des Affaires Étrangères, 25.11.1958*, in: *Documents Diplomatiques Français, 1958 Tome II*, S. 742-743.

Gaulle war bei diesem Treffen zum einen daran gelegen, die Solidarität mit der Bundesregierung in dieser Frage zum Ausdruck zu bringen. „Sur ce point, de Gaulle ne donne pas d’assurances précises mais, en revanche, il se lance dans une critique en règle de l’Alliance atlantique, et réclame `un accord en Europe, qui nous rende indépendants des Américains`.“⁵³⁹

Dabei war auch bei dieser Frage das Dilemma der Bundesregierung offensichtlich: auf der einen Seite war die deutsch-französische Freundschaft ein Eckpfeiler der von Adenauer verfolgten Politik der Westintegration, auf der anderen Seite wollte man damit nicht gegen die Interessen Washingtons verstoßen. Jedenfalls wollte man nicht so weit gehen wie de Gaulle, der es ganz bewusst auf eine Konfrontation mit Washington ankommen lassen wollte. Allerdings war die politische Haltung innerhalb der Bundesregierung über den richtigen Umgang mit der Außenpolitik de Gaulles keineswegs unstrittig. In der CDU/CSU-Bundestagsfraktion gab es ganz erhebliche Auseinandersetzungen über die richtige Antwort der Bundesregierung auf die außenpolitischen Vorstellungen de Gaulles. Der Streit zwischen den Befürwortern eines Kurses, der sich eng an den Vorstellungen der französischen Regierung orientierte (Gaullisten) und einem Kurs, der sich eher den amerikanischen Vorstellungen anpasste (Atlantiker), konnte nur in einem Spagat gelöst werden.⁵⁴⁰ Besonders treffend wurde dieses Dilemma Bonns in dem sogenannten Elysée-Vertrag 1963 deutlich.

Beide Seiten wollten mit dem Vertrag die deutsch-französischen Beziehungen auf ein besseres Fundament stellen. Die schon unter Adenauer und de Gaulle begonnenen ersten Schritte der Annäherung sollten nun einen rechtlichen Rahmen bekommen, so dass ein Rückfall in den deutsch-französischen Nationalismus, der weite Teile des 19. Jahrhunderts und die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts geprägt hatte, unmöglich werden sollte. Es wurde eine verstärkte Kooperation in den Bereichen Außen- und Verteidigungspolitik und der Erziehungs- und Jugendarbeit vereinbart. Die Gründung des deutsch-französischen Jugendwerks geht auch auf den Elysée-Vertrag zurück.⁵⁴¹ Auch bei diesem Vertragswerk wurde wieder der Versuch der französischen Außenpolitik deutlich, Bonn aus der engen und fast exklusiven Partnerschaft mit den USA herauszulösen. So liest man in den Notizen des französischen Botschafters in Bonn, Roland de Margeries, über sein Gespräch mit dem deutschen Kanzler, dass

⁵³⁹ Maurice Vaisse, *La grandeur*, S. 235.

⁵⁴⁰ Zum Streit zwischen Atlantikern und Gaullisten vgl. Gregor Schöllgen, *Die Außenpolitik der Bundesrepublik Deutschland*, S. 70 und Tim Geiger, *Atlantiker gegen Gaullisten: außenpolitischer Konflikt und innerparteilicher Machtkampf in der CDU/CSU 1958-1969*, München 2008.

⁵⁴¹ Vgl. Gregor Schöllgen, *ebd.*, S. 71.

dieser Kritik an der sicherheitspolitischen Plänen des amerikanischen Verteidigungsministers Robert McNamara bezüglich des amerikanischen Schutzes für Europa geäußert habe.⁵⁴² Ungeachtet der Kritik, wollte sich die deutsche Regierung mit dem deutsch-französischen Bündnis nicht auf eine exklusive Partnerschaft mit Paris einlassen. Adenauer wollte der deutschen Außenpolitik möglichst breiten Handlungsspielraum lassen. Diese Haltung spiegelt sich auch in der Schlusspassage des Vertragstextes wider. Dort heißt es: „Die beiden Regierungen werden die Regierungen der übrigen Mitgliedsstaaten der Europäischen Gemeinschaften über die Entwicklung der deutsch-französischen Zusammenarbeit laufend unterrichtet halten.“⁵⁴³ Die Debatte in der Bundesrepublik über den Elysée-Vertrag verdeutlichte, wie umstritten der außenpolitische Kurs Frankreichs war. Bei aller Sympathie für die wichtige Rolle Frankreichs in Europa im Zusammenhang mit der europäischen Integration, wollte man sich von deutscher Seite auf keinen Fall vereinnahmen lassen. Dies spiegelte auch die entsprechende Debatte im Deutschen Bundestag wider.⁵⁴⁴ Gerade die deutsche Seite fürchtete eine negative Reaktion Washingtons auf die deutsch-französische Zusammenarbeit. Adenauer versuchte de Gaulle bei den regelmäßigen, persönlichen Treffen deutlich zu machen, dass die Bundesrepublik nach wie vor ein loyales NATO-Mitglied bleiben werde:

„Ainsi fait-il franchement comprendre à de Gaulle que l’amitié franco-allemande ne doit pas être exclusive de l’axe Bonn-Washington et que l’Allemagne est décidée à accepter la proposition de force multilatérale, ce qui va exactement à l’encontre des propositions du Général de constituer une défense européenne indépendante de celle des États-Unis.“⁵⁴⁵

Aus der Sicht de Gaulles blieb damit das deutsch-französische Verhältnis weit unter seinen strategischen Möglichkeiten.⁵⁴⁶

⁵⁴² Vgl. Roland de Margerie, Ambassadeur de France à Bonn, à M. Couve de Murville, Ministre des Affaires Étrangères, 16.01.1963, in: Documents diplomatiques français 1963 Tome, S. 47-51.

⁵⁴³ Klaus Hildebrandt / Horst Möller, (Hrsg.), Die Bundesrepublik Deutschland und Frankreich: Dokumente 1949-1963, Band 1, München 1997, S. 954.

⁵⁴⁴ Vgl. Gregor Schöllgen, Die Außenpolitik der Bundesrepublik Deutschland, S. 72.

⁵⁴⁵ Maurice Vaisse, La grandeur, S. 257.

⁵⁴⁶ Vgl. zu den strategischen Überlegungen de Gaulles im Zusammenhang mit einer nuklearen Bewaffnung Europas: Couve de Murville, Ministre des Affaires Étrangères aux Représentants Diplomatiques de France à Washington, Bonn Londres: au Représentants Permanent au Conseil de L’OTAN, 15.10. 1958, in: documents diplomatiques français, 1958 Tome II, Paris 1993, S. 517-518.

4. De Gaulle und die europäische Integration

Für Frankreich als Gründungsmitglied der EWG war die europäische Integration auch schon während der Vierten Republik von großer außenpolitischer Bedeutung. Der politischen Klasse im Frankreich der 1950er Jahre war grundsätzlich bewusst, dass nur mit einem konsequenten Eintreten für die europäische Zusammenarbeit, der Wiederaufbau der französischen Infrastruktur rasch in Angriff genommen werden konnte.⁵⁴⁷ Daher versprach sich Frankreich von der Integration vor allem viele wirtschaftspolitische Vorteile und unterstützte die ersten Schritte der europäischen Integration, wie beispielsweise den Schuman-Plan 1952 oder die Römischen Verträge 1957.⁵⁴⁸

Grundsätzlich wollte auch de Gaulle an den erreichten Fortschritten der europäischen Integration festhalten, dennoch plante er, die EWG weiter zu verändern, so dass Frankreichs Ambitionen in der internationalen Politik besser umgesetzt werden könnten. Die europapolitischen Vorstellungen de Gaulles waren eindeutig auf ein intergouvernementales Modell und nicht auf ein supranationales Modell ausgerichtet.⁵⁴⁹ Insofern hatte das französische Engagement für Europa deutliche Grenzen: nationale französische Interessen, wie die Landwirtschaft oder die französische Außenpolitik sollten von der Vergemeinschaftungspolitik ausgenommen bleiben. Es ist daher nicht weiter überraschend, dass sich grundsätzlich de Gaulles europapolitische Vorstellungen deutlich von denen seines Landsmannes Jean Monnet unterschieden, der die schrittweise Zentralisierung europäischer Politik in Brüssel befürwortete.⁵⁵⁰ Dabei hatten beide Politiker in ihren Einstellungen zur europäischen Integration auch einige Gemeinsamkeiten vorzuweisen: weder Monnet noch de Gaulle wollten eine EWG, die sich vordringlich als reine Freihandelszone begreifen. Gerade im Hinblick auf die EFTA (European Free Trade Association) war es aus Sicht de Gaulles nur konsequent, für ein politisches und nicht nur für ein wirtschaftliches Europa einzutreten, obgleich die Europäische Freihandelszone lange Zeit ein wichtiges politisches Ziel der britischen Außenpolitik war. Dieses Ziel wurde dann allerdings 1963 von London

⁵⁴⁷ Vgl. Wilfried Loth, *Die Sowjetunion und die deutsche Frage*, S. 44.

⁵⁴⁸ De Gaulle betonte in vielen seiner Reden den starken Modernisierungsschub, den die französische Wirtschaft von der europäischen Integration erfahren könne. Vgl. dazu Jeffrey Vanke, *Charles de Gaulle's uncertain idea*, S. 141-167. hier: S. 148.

⁵⁴⁹ Vgl. zu de Gaulles europapolitischen Vorstellungen: Georges-Henri Soutou (Anm. 360), S. 385.

⁵⁵⁰ Vgl. Wilfried Loth, *Jean Monnet, Charles de Gaulle und das Projekt der politischen Union: 1958-1963*, in: Andreas Wilkens (Hrsg.), *Interessen verbinden: Jean Monnet und die europäische Integration der Bundesrepublik Deutschland*, Bonn 1999, S. 253-267.

zugunsten einer eigenen Bewerbung für einen EWG-Beitritt aufgegeben. De Gaulle fürchtete eine reine Freihandelszone könnte den französischen Wirtschaftsinteressen eher schaden als nutzen, denn gerade die französische Landwirtschaft aber auch andere Zweige der französischen Industrie waren im internationalen Wettbewerb alles andere als wettbewerbsfähig, deshalb sollte die europäische Integration durch ihre Subventionen diese gefährdeten Wirtschaftssektoren schützen.⁵⁵¹ Zwar hatte diese Haltung de Gaulles nicht viel mit dem Inhalt der Römischen Verträge zu tun, die gerade den freien, ungehinderten Handel zwischen den einzelnen Mitgliedsstaaten, aber auch darüber hinaus mit den internationalen Handelspartnern vorschrieb, war dies nicht die Priorität der Europapolitik de Gaulles. Insofern wird an diesem Punkt auch der Dissens mit Monnet, einem der wichtigsten Vordenker der europäischen Integration in ihrer Anfangsphase, deutlich: während Monnet die europäische Integration entwickelte, um allen Mitgliedsländern gleichermaßen einen Nutzen zu verschaffen, sah de Gaulle in der europäischen Integration in erster Linie ein Mittel, um die französischen Interessen, besonders nach dem Verlust der Kolonien in den 1960er Jahren, international durchsetzen zu können:

„...de Gaulle appreciated the EEC because it provided a small organization of continental European states, which France could lead, just as the General had envisioned since the early 1940s. Here was a new organization in place that could provide the momentum that had been missing during the chaotic period of the mid-1940s.“⁵⁵²

Bei dieser Sichtweise Frankreichs wird deutlich, dass es vor allen Dingen auf die Führungsrolle Frankreichs ankam, die nur dann gegeben war, wenn die Bundesrepublik nicht zu stark zu den USA tendierte. De Gaulle glaubte, die Bundesrepublik im europäischen Bündnis als eine Art Partner gegen die weltpolitischen Ambitionen der USA nutzen zu können. Dabei sollte sich Bonn den grundsätzlichen Interessen der französischen Regierung unterordnen. De Gaulle versuchte mit dieser Art von Europapolitik aus der Westintegration Nutzen zu ziehen: Deutschland konnte somit nicht mehr zu unberechenbaren Alleingängen neigen, da es zu fest in das europäische Bündnissystem eingebunden war. Wie oben bereits angedeutet, sollten sich de Gaulles europapolitischen Hoffnungen bezüglich der Bundesrepublik nicht vollständig erfüllen. Zwar war für die Bundesregierung unter Adenauer die Westintegration der

⁵⁵¹ Diese Haltung der französischen Europapolitik hat sich übrigens bis heute nicht geändert und sorgt unter den europäischen Partnern immer wieder für Diskussionen.

⁵⁵² Jeffrey Vanke, Charles de Gaulle's uncertain idea, S. 145.

Schlüssel zum außenpolitischen Erfolg, die europäische Integration und die transatlantische Partnerschaft waren aber dabei von gleicher Wichtigkeit.⁵⁵³

Dennoch sah de Gaulle trotz der aus seiner Perspektive ungünstigen Haltung der Bundesregierung gegenüber seinen Plänen die EWG als hervorragende Plattform für die französische Außenpolitik an, so lange das Gleichgewicht zwischen den starken Mitgliedsländern Deutschland und Frankreich gewahrt blieb, und vor allen Dingen außer Großbritannien kein weiterer mächtiger Aspirant eine bedeutsame Rolle in der europäischen Integration anstrebte.⁵⁵⁴ Dies schien allerdings zu Beginn der Amtszeit de Gaulles als eher unwahrscheinlich, da sich London Ende der 1950er Jahre auf sein Commonwealth verließ und sich noch nicht zu stark europapolitisch einbinden lassen wollte. Folglich suchte de Gaulle nach Wegen, seine Vorstellungen von einer europäischen Integration unter französischer Führung auch institutionell durchsetzen zu können. Sein Ziel war dabei die erhebliche Schwächung der EWG-Kommission unter ihrem deutschen Präsidenten Walter Hallstein, denn die Kommission stand mit ihrem Bestreben, die europäische Integration mit einer supranationalen Politik voranzubringen, dem Machtanspruch de Gaulles eindeutig im Wege.⁵⁵⁵ De Gaulle beauftragte deshalb den französischen Diplomaten Christian Fouchet damit, Reformvorschläge zu erarbeiten, die seinem Ideal von einem intergouvernementalen Europa entsprachen. Der französische Staatschef hatte erkannt, dass von verschiedenen europäischen Partnern auch von der Bundesregierung in Bonn der Wunsch nach einer tiefgreifenden Reform der europäischen Zusammenarbeit geäußert wurde, da der wirtschaftliche Erfolg der EWG, Europa auch in den internationalen Beziehungen zu einem immer wichtiger werdenden Akteur werden ließ. De Gaulle ging es nun darum, mit dem Fouchet-Plan seine europapolitischen Vorstellungen unumkehrbar zu machen: „When Adenauer proved receptive, de Gaulle seized the moment. `We must forge the iron of the Organization of Europe`, he wrote Couve de Murville, ...“⁵⁵⁶

Analysiert man die einzelnen inhaltlichen Bestimmungen des Fouchet-Plans, dann wird de Gaulles Strategie mehr als deutlich: zwar waren in dem Plan zahlreiche Neuerungen enthalten, allerdings entfernten sich diese politischen Ziele immer weiter von

⁵⁵³ Vgl. Hans-Peter Schwarz, Adenauer: der Staatsmann S. 320-329.

⁵⁵⁴ Vgl. Frank Costigliola, Kennedy, de Gaulle, and the challenge of consultation, in: Robert Paxton / Nicholas Wahl (Hrsg.), De Gaulle and the United States, Oxford 1994, S. 169-195.

⁵⁵⁵ De Gaulle führte daher mit Hallstein regelmäßig heftige Kontroversen über die Rolle der EWG-Kommission im Verhältnis zum Europäischen Rat, den de Gaulle gestärkt sehen wollte: vgl. dazu: *compte rendu, audience de M. Hallstein, Président de la Commission de la communauté économique européenne le 16 novembre 1961 à 10 heures*, in: Documents Diplomatiques Français, 1961, Tome II, S. 599-600, hier: S. 599.

der progressiven Europapolitik Monnets und Hallsteins. So forderte die französische Regierung, die schrittweise Vergemeinschaftung der europäischen Politik grundsätzlich zu beenden, und stattdessen die Vision eines „Europas der Vaterländer“ in den Vordergrund zu stellen. Wichtiges Element dieser politischen Ordnung war die grundsätzliche Unabhängigkeit der einzelnen europäischen Mitgliedsländer. Insofern sollten die bereits etablierten wichtigen europäischen Institutionen EWG-Kommission, Europäische Parlamentarische Versammlung sowie der Europäische Rat in ihren Kompetenzen verändert werden. Das entscheidende Element in den Plänen Fouchets sollte der Europäische Rat sein. Von ihm sollten die entscheidenden europapolitischen Initiativen ausgehen. Dementsprechend sollten die EWG-Kommission und die Europäische Parlamentarische Versammlung in ihren Kompetenzen eingeschränkt werden, indem sie lediglich beratende Funktion erhielten.⁵⁵⁷ Gleichzeitig sollte sich allerdings der Aufgabenbereich der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft deutlich erweitern. Insofern konnte man an diesem Punkt eine Gemeinsamkeit mit der bisherigen Strategie der europäischen Integration unter der Führung von Monnet und Hallstein sehen. Der Europäische Rat sollte nun nicht mehr ausschließlich wirtschaftspolitische Themen bearbeiten, sondern darüber hinaus sich mit der Außen-, Sicherheits-, und Verteidigungspolitik beschäftigen, sowie die Kooperation in der Wissenschaft und der Kultur zwischen den Mitgliedsstaaten weiter vorantreiben.⁵⁵⁸ Auf den ersten Blick mag der Fouchet-Plan wie eine fortschrittliche Konzeption des europäischen Gedankens erscheinen. Allerdings muss hierbei die Perspektive der beteiligten Akteure genauer untersucht werden. Aus der Perspektive der französischen Regierung war der Fouchet-Plan ein deutlicher Machtzuwachs für Frankreich. Durch die starke Stellung des Staates konnte kein EWG-Mitgliedsstaat mehr von einer EWG-Kommission in Brüssel dirigiert werden. Im Gegenteil: den nationalen Regierungen sollte mehr als bisher üblich die Möglichkeit zu einem nationalen Veto gegeben werden, falls dies notwendig war. Aus der Perspektive der Befürworter der sogenannten Methode Monnet, also der Ausdehnung der supranationalen Politik auf immer weitere Politikfelder, waren die Pläne der französischen Regierung eine Enttäuschung, da der Machtanspruch de Gaulles in der europäischen Politik zu deutlich wäre: „Damit hätte eine Implementierung des Fouchet-Plans I, gemessen an dem

⁵⁵⁶ Jeffrey Vanke, *De Gaulle's uncertain idea*, S. 153.

⁵⁵⁷ Vgl. zu der Diskussion über den Fouchet-Plan zwischen den Mitgliedsstaaten der EWG: Note de la Direction des Affaires Politiques (Europe) au sujet de traité établissant l'Union d'Etats, 13.02.1962, in: Documents diplomatiques français, 1962, Tome I, S. 150-151.

⁵⁵⁸ Vgl. Jürgen Elvert, *Die europäische Integration*, Darmstadt 2006, S. 77-78.

bisher erreichten, einen erheblichen Rückschritt bedeutet.⁵⁵⁹ Folglich war es nicht weiter überraschend, dass rasch Kritik an den Plänen der französischen Regierung geäußert wurde.⁵⁶⁰ Vor allen Dingen befürchteten die kleineren Beneluxländer eine zu starke französische Dominanz der EWG und wollten den Fouchet-Plan möglichst schnell revidieren.⁵⁶¹ De Gaulle wollte allerdings bei aller Kritik, die er und seine Regierung für die Vorschläge erntete, grundsätzlich an dem Vorhaben festhalten und war lediglich zu einigen wenigen Korrekturen bereit. Er versuchte damit den von Befürwortern einer stärkeren Integration häufig erhobenen Vorwurf, er fördere mit seinen Vorschlägen den Nationalismus und Protektionismus in Europa, zu entkräften.⁵⁶² Doch lässt sich an dem Beispiel der Diskussion um den Fouchet-Plan auch die Sturheit de Gaulles bei wichtigen außenpolitischen Entscheidungen feststellen. Der französische Außenminister Maurice Couve de Murville wurde mit Veränderungen des Fouchet-Plans beauftragt, die Interessen der kleineren EWG-Staaten stärker zu berücksichtigen, de Gaulle verwarf diese Verbesserungsvorschläge wenig später jedoch wieder. So nahm der französische Staatschef den Vorschlag des französischen Außenministers zurück, die französischen Europapläne im Bereich der Außen- und Sicherheitspolitik stärker mit der NATO zu verknüpfen. De Gaulle wollte den grundsätzlichen Tenor der ersten Version des Fouchet-Plans, die nachhaltige Schwächung der supranationalen Institutionen der EWG in der überarbeiteten Version aufrechterhalten, nur so glaubte er, seine internationale Politik im Kalten Krieg realisieren zu können. Diese starre Haltung Frankreichs konnte von den europäischen Verbündeten nicht akzeptiert werden. Auch die Bundesregierung, die sich nicht so kritisch zum Fouchet-Plan geäußert hatte, wie beispielsweise Belgien oder die Niederlande, hatte nun Vorbehalte und versuchte zwischen den Parteien zu vermitteln.⁵⁶³ De Gaulle wollte allerdings auf dieses Bemühen Bonns nicht eingehen, musste aber schließlich erkennen, dass ein Europa nach seinen supranationalen Vorstellungen, nicht durch-

⁵⁵⁹ Ebd., S. 78.

⁵⁶⁰ Zu der Kritik der kleineren EWG-Mitgliedsstaaten am Fouchet-Plan vgl. Maurice de Crouy-Chanel, Ambassadeur de France à La Haye, à M. Couve de Murville, Ministre des Affaires Étrangères, 03.03.1962, in: Documents diplomatiques français, 1962 Tome I, S. 235-238.

⁵⁶¹ Vgl. zur Genese des Fouchet-Plans: Georges-Henri Soutou, *Le Général de Gaulle et le Plan Fouchet: un projet stratégique*, in: Anne Deighton / Alan Milward, *Widening, deepening and acceleration: European community 1957-1963*, Baden-Baden 1999, S. 55-73.

⁵⁶² Vgl. Maurice Vaisse, *La grandeur*, S. 180.

⁵⁶³ Vgl. dazu: John Gillingham, *European integration 1950-2003: superstate or new market economy*, Cambridge 2003, S. 55-68.

setzbar war. Diese Problematik zwang de Gaulle seine Strategie zu ändern und ein Bündnis allein mit der Bundesrepublik einzugehen (Elysée-Vertrag).⁵⁶⁴

Dieser Konflikt um den Fouchet-Plan führte zu einem nachhaltigen Bruch zwischen der französischen Regierung und den anderen, vor allem den kleineren europäischen Verbündeten, die die Außenpolitik de Gaulles von Beginn an kritisch beobachtet hatten. Sie fürchteten sich vor einem Europa, das in erster Linie durch die Achse Paris-Bonn dominiert sein würde, und in dem sie ihre Interessen nicht in gleichem Maße einbringen könnten.⁵⁶⁵ Die kleineren EWG-Mitglieder stellten sich inhaltlich damit eindeutig auf die Seite der Politiker um Hallstein und Monnet, die den supranationalen Ansatz in der Europapolitik eher noch verstärken wollten als wieder in den Nationalismus zurückzufallen.⁵⁶⁶ Es war in dieser krisenhaften Situation für die EWG-Mitgliedsländer wie Deutschland oder Italien unmöglich einen Kompromiss mit der starren Haltung de Gaulles zu finden. Somit drohte de Gaulle mit seiner Europapolitik das Konstrukt einer europäischen Integration als völkerverbindendes und damit auch friedensstiftendes Element zu gefährden.

Letztlich verschärfte sich der Konflikt zwischen Frankreich und den anderen europäischen Nationen noch weiter. Dies hing vor allem mit der Europapolitik der britischen Regierung unter Harold Macmillan zusammen. War Großbritannien seit Beginn der europäischen Integration eher skeptisch, was seine aktive Teilnahme anbetraf, sollte sich dies nun Schritt für Schritt ändern.⁵⁶⁷ Die britischen Pläne, sich nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges in erster Linie auf das ehemalige Kolonialreich zu verlassen und sich in der europäischen Zusammenarbeit in erster Linie auf die Schaffung einer eher unverbindlichen Freihandelszone zu konzentrieren, waren nicht erfolgreich gewesen. Dies war schon zu Beginn der 1960er Jahre deutlich zu sehen. Folglich revidierte London seine Europa-Politik und strebte nun den Beitritt in die EWG an.⁵⁶⁸ Gerade dieser Politikwechsel war für Paris sehr gefährlich, denn das Konzept der französischen Europapolitik basierte gerade auf der französischen Vormacht in Europa, die nun wegen der veränderten Politik Londons gefährdet war.⁵⁶⁹ Gerade wegen der

⁵⁶⁴ Vgl. Maurice Vaisse, *La grandeur*, S. 188.

⁵⁶⁵ Vgl. Ronald Granieri, *The ambivalent Alliance: Konrad Adenauer, the CDU/CSU, and the West, 1949-1966*, New York 2003, S. 150-171

⁵⁶⁶ Dazu ist auch die Analyse der ersten Schritte de Gaulles in der Europapolitik von Bedeutung: vgl. Frances M. Lynch, *De Gaulle's first veto: France, the Rueff Plan and the free trade area*, in: *Contemporary European History* 9 1, 2001, S. 111-135.

⁵⁶⁷ Vgl. Oliver Daddow, *Britain and Europe since 1945*, Manchester 2004, S. 5-10.

⁵⁶⁸ Die Kontroverse um das Beitrittsersuchen Großbritanniens 1961/62 soll in einem separaten Kapitel diskutiert werden.

⁵⁶⁹ Vgl. Maurice Vaisse, *La grandeur*, S. 544 ff.

amerikanischen Unterstützung des britischen Vorhabens, war die französische Europapolitik eng mit der USA-Politik verquickt.

5. De Gaulle und die Kennedy-Administration

Die Europapolitik der Kennedy-Administration war, wie bereits beschrieben, auf Kooperation und faire Partnerschaft aufgebaut, daher erwartete die amerikanische Regierung von den Europäern, innerhalb der transatlantischen Partnerschaft einen eigenständigen finanziellen aber auch militärischen Beitrag zu leisten.⁵⁷⁰ Dem entsprechend war die Europapolitik de Gaulles in den Augen der Amerikaner höchst problematisch. Zwar war man in Washington prinzipiell ein Anhänger der europäischen Integration, da man sich von dieser Politik eine Festigung des westlichen Lagers versprach, jedoch entsprach die stark nach nationalen Kriterien ausgerichtete Politik de Gaulles nicht diesen Vorstellungen. Daher war ein größerer transatlantischer Konflikt unvermeidlich. In diesem Abschnitt des Kapitels soll nun das schwierige Verhältnis zwischen Frankreich und den USA während der Amtszeit Kennedys und de Gaulles nachgezeichnet werden.

Grundsätzlich darf man bei dieser Analyse nicht den Fehler machen, der französischen Regierung bei ihrer Politik gegenüber Washington per se Antiamerikanismus vorzuwerfen, denn es gab genügend Ereignisse (zum Beispiel während der Kuba-Krise), bei denen sich de Gaulle eindeutig als enger Verbündeter der USA zeigte. Allerdings gab es ebenfalls genügend Gelegenheiten, bei denen für Paris das eigene nationale Interesse wichtiger war als die transatlantische Bündnissolidarität.⁵⁷¹

Entscheidend für den neuen Ansatz in der Politik gegenüber den USA, die Paris nun begann, war neben den einzelnen politischen Unterschieden, auf die noch eingegangen werden muss, sicherlich auch der Umstand, dass de Gaulle und Kennedy vollkommen unterschiedliche Persönlichkeiten waren. Während de Gaulle auf eine lange Laufbahn als Militär zurückblicken konnte und politisch in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts in Frankreich sozialisiert wurde, war der junge Präsident Kennedy in vielen Bereichen das Gegenteil von ihm. Zwar hat auch er im Zweiten Weltkrieg in der amerikanischen Armee gedient und im Pazifik erfolgreich an Operationen mitge-

⁵⁷⁰ Vgl. Frank Costigliola, *France and the United States: the Cold War alliance since World War II*, in: Robert Paxton, *De Gaulle and the United States*, New York 1992, S. 118-160.

⁵⁷¹ Vgl. Ebd., S. 123.

wirkt, jedoch war das Militär nicht die Basis für seine politische Laufbahn.⁵⁷² Die Grundlage seiner Karriere war zweifellos die hohe gesellschaftliche und finanzielle Stellung, die seine Familie an der Ostküste genoss. Schon allein diese Herkunft machte ihn in den Augen de Gaulles zu einem Emporkömmling, den man eigentlich nicht ernst nehmen könne.⁵⁷³

Einer der wichtigen Streitfragen zwischen den beiden Staatschefs war die Rolle Frankreichs in der internationalen Sicherheitspolitik der 1960er Jahre. Zwar erkannte de Gaulle grundsätzlich die führende Stellung der USA vor allem in militärischer Hinsicht an, dennoch konnte er sich nicht mit dem geringen Status Frankreichs in der internationalen Gemeinschaft anfreunden. Daher warf er die Frage auf, warum es eine gut funktionierende Beziehung („special relationship“) zwischen den USA und Großbritannien gäbe, es aber gleichzeitig kein gleichwertiges Bündnis zwischen Paris und Washington existierte. Diese ganz grundsätzliche Kritik an der amerikanischen Außenpolitik, die er im übrigen schon in den ersten Jahren seiner Präsidentschaft äußerte, stand auch im Mittelpunkt des ersten persönlichen Treffens zwischen Kennedy und ihm Ende Mai 1961 in Paris. De Gaulle sprach mit seinem amerikanischen Amtskollegen die Problematik der Nuklearwaffen im transatlantischen Bündnis an. Gerade die enge Beziehung zwischen London und Washington hatte es Großbritannien ermöglicht, ein eigenes Nukleararsenal zu schaffen. Genau daran orientierte sich auch de Gaulle während des amerikanisch-französischen Gipfels, als man über die Zukunft des transatlantischen Bündnisses diskutierte und er recht deutlich die nukleare Bewaffnung seines Landes forderte: „Dans ces conditions, pour la France, peuple ancien, aux longues traditions militaires et nationales, ne pas avoir une défense propre, avec des alliés bien entendu, devient intolérable.“⁵⁷⁴

Der Kennedy-Administration wurde also schnell deutlich gemacht, dass die französische Seite selbstbewusst ihren Einfluss in den internationalen Beziehungen der 1960er Jahren zur Geltung bringen wollte. Es bahnte sich hier ein strategischer Konflikt zwischen den beiden Verbündeten an. Im Mittelpunkt stand dabei die Frage: Wie sollte das transatlantische Bündnis organisiert sein? Sollte Frankreich von amerikanischer Seite wirklich eine Sonderrolle innerhalb der NATO zugestanden werden, nur damit de Gaulle seine Ideen von einer bedeutenden Rolle Frankreichs in der interna-

⁵⁷² Vgl. Georg Schild, John F. Kennedy: Mensch und Mythos, Göttingen 1997, S. 59-77.

⁵⁷³ Vgl. Maurice Vaisse, La grandeur, S. 140.

⁵⁷⁴ Entretien entre le général de Gaulle et le président Kennedy à l'Élysée, le 1 juin 1961, in: Documents diplomatiques français 1961 Tome I, S. 687-695, hier: S. 689.

tionalen Gemeinschaft näher kam? Den USA wurde jedenfalls rasch deutlich, dass es de Gaulle mit der Zuspitzung dieser Fragestellung ernst meinte. Doch wie war die interne Diskussion der Kennedy-Administration über die französische Regierung unter de Gaulle? Nahm ihn Washington wirklich ernst, und wie beurteilten die außenpolitischen Experten des Präsidenten die innenpolitischen und außenpolitischen Möglichkeiten des französischen Staatschefs? Diese Fragen sollen nun näher erörtert werden.

In den internen Diskussionen der Kennedy-Administration zur französischen Außenpolitik wurde zumindest im zweiten und dritten Jahr der Regierungszeit Kennedys die Möglichkeiten der französischen Außenpolitik in vielen Memoranden zunehmend kritisch beurteilt. In jedem Fall wurde das amerikanische Bemühen deutlich, dies nicht als bloße französische Rhetorik abzutun: „Our communication with de Gaulle is poor. We have not definitely ascertained if he is working for something positive which although different from our approach might be consonant with our national interests.“⁵⁷⁵

Eine der Befürchtungen unter den außenpolitischen Ratgebern Kennedys orientierte sich an den europapolitischen Möglichkeiten de Gaulles. Für die amerikanische Administration war die französische Haltung zur amerikanischen Vormachtstellung im transatlantischen Bündnis vor allem wegen der amerikanischen Planungen, eine gemeinsame Nuklearstreitmacht aufzustellen, schon problematisch genug, doch könnte sich nicht auch noch ganz Europa durch diese Politik von den USA abkoppeln? Dies befürchteten Kennedys Europa-Experten.⁵⁷⁶ Daher kam es den maßgeblichen Beratern in der Kennedy-Administration darauf an, den Einfluss der selbstbewussten Europapolitik de Gaulles auf die anderen wichtigen Staaten so gering wie möglich zu halten, denn eine zu große Selbständigkeit Europas wäre für die amerikanische Regierung eine Niederlage in der Auseinandersetzung mit der Sowjetunion gewesen. Dabei zeigen die Memoranden der Kennedy-Administration deutlich, mit welchen Argumenten die USA den Einfluss der Außenpolitik de Gaulles begrenzen wollten, und wie sie planten, das transatlantische Bündnis zusammenzuhalten: zum einen war die Kennedy-Administration der Überzeugung gelangt, dass die Europäer zwar mehr politische Unabhängigkeit wünschten, aber auf keinen Fall unter einer französischen Hegemonie leben wollten. Dies traf besonders auf die Benelux-Staaten zu, wie

⁵⁷⁵ Study Group, Comments on U.S. Policy Vis-a Vis de Gaulle, in: Papers of President Kennedy, National Security Files, Europe box 214, JFKL, S. 1-4, hier: S. 1.

⁵⁷⁶ Vgl. ebd.: in diesem Memorandum werden offen die Bedingungen für eine europäische Sonderrolle während des Kalten Krieges erörtert: „There is a desire for independence of the United States, Europe is emerging itself from a self-imposed preoccupation with European problems in the post-war period.“

die Diskussion über den Fouchet-Plan bereits gezeigt hatte.⁵⁷⁷ Zum anderen glaubten die amerikanischen Experten, dass die einzelnen europäischen Staaten in ihren außenpolitischen Strategien letztlich zu unterschiedlich seien, um sich einem französischen Modell der europäischen Integration unterzuordnen. Zumal de Gaulle mit seinem Geltungsdrang bei internationalen Verhandlungen nicht gerade eine starke Integrationsfähigkeit auf kleinere EWG-Mitgliedsstaaten ausstrahlte.

Das wichtigste politische Ziel der Kennedy-Administration war folglich, mit ihren Argumenten die sicherheitspolitische Debatte in Europa zu ihren Gunsten zu beeinflussen. Dabei stand in besonderem Maße die geplante transatlantische Nuklearstreitmacht im Mittelpunkt und die Frage für welche Seite sich letztlich die Bundesrepublik in dieser amerikanisch-französischen Auseinandersetzung entscheiden würde. Spätestens seit dem Zustandekommen des deutsch-französischen Freundschaftsvertrages (Elysée-Vertrag) war diese Frage für die Kennedy-Administration vordringlich.⁵⁷⁸ Aus amerikanischer Sicht schien diese enge Zusammenarbeit zwischen den beiden wichtigsten EWG-Staaten anfangs eine strategische Niederlage zu bedeuten, da Washington zwar misstrauisch gegenüber der Außenpolitik de Gaulles war, aber dennoch prinzipiell gegen eine verstärkte europäische Kooperation nichts einwenden konnte. Gerade dies war ja seit Ende des Zweiten Weltkriegs das erklärte strategische Ziel der amerikanischen Außenpolitik der USA:

„Fighting the treaty would be contrary to our past policy which favored Franco-German rapprochement in the interest of Europe. However, the treaty provisions establishing Franco-German military consultation might be poisonous.“⁵⁷⁹

Letztlich entschloss sich die Bundesregierung, wie oben gesehen, zu einer Ergänzung des Elysée-Vertrages und machte damit deutlich, dass zumindest für die deutsche Außenpolitik die transatlantische Partnerschaft den gleichen Stellenwert wie die europäische Integration haben sollte.⁵⁸⁰ Allerdings änderte sich durch diese Entscheidung Bonns nicht die amerikanische Einstellung gegenüber der französischen Außenpolitik unter de Gaulle. Zunehmend ersetzte Misstrauen eine funktionierende Zusammenarbeit in den amerikanisch-französischen Beziehungen. Gerade die Hartnäckigkeit de Gaulles bezüglich der Diskussion über eine transatlantische Nuklearstreitmacht überraschte die Kennedy-Administration negativ, da sie die MLF (Multila-

⁵⁷⁷ Vgl. Study Group, Comments on U.S. Policy, S. 2.

⁵⁷⁸ zum Elysée-Vertrag vgl. auch Edgar Wolfrum, Die gegläuckte Demokratie, Stuttgart 2006, S. 191-207, hier: S. 205.

⁵⁷⁹ Vgl. Study Group, Comments on US Foreign Policy, S. 4.

⁵⁸⁰ Zur Diskussion über den Elysée-Vertrag im Deutschen Bundestag vgl. auch Edgar Wolfrum (Anm. 408), S. 206.

teral Force) als ehrliches Angebot für die europäischen Partner geplant hatten. Je stärker der französische Widerstand gegen dieses Projekt wurde, desto intensiver wurde innerhalb der amerikanischen Regierung darüber diskutiert, in wieweit diese Nuklearzusammenarbeit insgesamt noch realistisch wäre, da sich nicht nur in Frankreich Widerstand zeigte, sondern auch in anderen wichtigen europäischen Staaten, wie zum Beispiel Deutschland, Großbritannien und Italien.⁵⁸¹ Bei all diesen Staaten gab es zwar nicht den von der französischen Seite offen zur Schau gestellten Anti-amerikanismus, da sie die militärische Notwendigkeit grundsätzlich einsahen, dennoch empfanden sie diesen Plan als von den USA aufgezwungen und insofern wenig unterstützenswert, denn das militärische Oberkommando sollte nach wie vor bei den USA liegen.⁵⁸² Besonders vor der Europareise des amerikanischen Präsidenten im Sommer 1963 war in der Administration die MLF-Diskussion eines der strittigsten Themen. Die immer größer werdende Skepsis der Europäer zwang die USA zu einer Änderung ihrer Strategie, denn den meisten Außenpolitik-Experten in der Kennedy-Administration war klar, dass man den Trend gegen dieses Projekt nur schwer würde umkehren können: „Only among the passionate pro-Europeans like Monnet is there real sentiment for MLF...“⁵⁸³ Folglich ging es den außenpolitischen Strategen Kennedys darum, möglichst viel der eigentlichen MLF-Planung zu erhalten und in einem Kompromiss die europäischen Skeptiker doch noch überzeugen zu können, denn eine vollständige Aufgabe wäre für die Kennedy-Administration einem Gesichtsverlust gleich gekommen. So rückte die amerikanische Administration davon ab, die europäischen Verbündeten mit einem strikten Zeitplan unnötig unter Druck zu setzen und hoffte, mit ihnen in einer etwas ruhigeren Atmosphäre über dieses umstrittene Thema sprechen zu können. Gleichzeitig wollte man besonders Paris deutlich machen, dass Europa vor allem in den von internationalen Krisen geprägten 1960er Jahren, die USA aus sicherheitspolitischen Gründen nach wie vor benötigten.⁵⁸⁴ Spätestens nach Kennedys Europareise war allerdings allen führenden Mitgliedern der

⁵⁸¹ Vgl. Memorandum to the President, Subject: The MLF and the European Tour, 15.06.1963, in: Papers of President Kennedy, National Security Files, MLF, box 218, JFKL, S. 1-5.

⁵⁸² Auch innerhalb der Bundesregierung wurde intensiv über die richtige Haltung gegenüber dem amerikanischen Vorschlag einer transatlantischen Nuklearstreitmacht (MLF) diskutiert, denn lange Zeit tendierten einige führende Politiker wie zum Beispiel Verteidigungsminister Franz Josef Strauß zur Schaffung eigener Nuklearwaffen in Deutschland. Dieser Plan wurde aber letztlich nicht weiter verfolgt.

⁵⁸³ Memorandum to the President, S. 2.

⁵⁸⁴ Vgl. ebd., S. 5.

amerikanischen Regierung klar, dass sich die französische Regierung keineswegs von dem Aufbau eigener nuklearer Fähigkeiten abbringen lassen wollte.⁵⁸⁵

Schließlich ließ die der Kennedy-Regierung nachfolgende Johnson-Administration dieses Projekt fallen. Dies lag allerdings nicht nur an der schwierigen Haltung von Paris zu diesem Thema, sondern vielmehr an geopolitischen Veränderungen, die besonders das Verhältnis der beiden Supermächte, USA und Sowjetunion, betraf. Zwar war das Verhältnis zwischen beiden Staaten nach wie vor schwierig, dennoch gab es nach der Kuba- aber auch nach der Berlin-Krise auf beiden Seiten den starken Wunsch nach einer schrittweisen Entspannungspolitik, die vor allem auch die Gefahr eines globalen Nuklearkrieges bannen sollte. In der amerikanischen Außenpolitik der 1960er Jahre wurde daher die Begrenzung des nuklearen Drohpotenzials wichtiger als die Schaffung einer transatlantischen Nuklearmacht. Dies war eine politische Tendenz, die später 1968 zu der Unterzeichnung des atomaren Nichtverbreitungsvertrages (Non Proliferation Treaty: NPT) führen sollte.⁵⁸⁶

Das amerikanisch-französische Verhältnis blieb auch nach der amerikanischen Entscheidung, von dem Projekt einer transatlantischen Nuklearstreitmacht abzusehen, weiter gespannt, da es genug weitere Konfliktpunkte zwischen beiden Regierungen gab.⁵⁸⁷ Insofern setzte die amerikanische Regierung bei der Verbesserung des bilateralen Verhältnisses zwischen den beiden Hauptstädten vor allem auf den Faktor Zeit und eine amerikafreundlichere Regierung nach der Amtszeit de Gaulles: „Because General’s de Gaulle’s power in France remains virtually unchecked and uncontrolled, even rising political opposition is not likely to deter him from his chosen path. But after he passes from the scene, the situation is likely to become quite different.“⁵⁸⁸

Allerdings blieb die französische Außenpolitik auch vor dem Hintergrund der beginnenden Entspannungspolitik zwischen Moskau und Washington für die amerikanischen Interessen ein Ärgernis, da de Gaulle von Zeit zu Zeit seine eigene Art von Entspannungspolitik mit der Sowjetunion zu etablieren versuchte.

⁵⁸⁵ Vgl. zur grundsätzlichen Haltung der französischen Regierung zu dem Thema die Rede des französischen Außenministers Maurice de Couve Murville: *The French Foreign Minister Defines France’s Policy on the Common Market, French-German Cooperation and Defense*, 24.01.1963 in: *Papers of President Kennedy, National Security Files, Regional Security, MLF, box 212a, JFKL*.

⁵⁸⁶ Vgl. zur Entstehungsgeschichte des Nichtverbreitungsvertrages (NPT), Hal Brands, *Progress Unseen: US Arms Control Policy and the Origins of Detente*, in: *Diplomatic History*, 30 2, 2006, S. 253-285.

⁵⁸⁷ Wie zum Beispiel die internationale Handelspolitik oder die Diskussion um einen britischen EWG-Beitritt. Beide Themen sollen in separaten Kapiteln dieser Studie noch behandelt werden.

⁵⁸⁸ Robert G. Neumann, *The Impact of the Domestic Politics in Foreign Policy in Germany, France and Italy. Analysis and Recommendations for Action*, 25.01.1963, in: *Papers of President Kennedy, National Security Files, Europe, box 214, JFKL, S. 1-10*, hier: S. 7.

6. Die Außenpolitik de Gaulles in der Forschungsdiskussion

In der Geschichtswissenschaft hat sich seit dem Ende der Regierung de Gaulles eine lebhafte Debatte darüber entwickelt, welche Gründe man für seine stark national ausgerichtete Außenpolitik anführen könnte. Auf diese Debatte soll in diesem Teil des Kapitels kurz eingegangen werden, da dies aufschlussreich für die Reaktion der Kennedy-Administration ist.

Zweifellos polarisierte de Gaulle mit der Art und Weise, wie er vor allen Dingen gegenüber den europäischen Verbündeten aber eben auch gegenüber den USA die französischen Interessen vorbrachte.⁵⁸⁹ Dies brachte de Gaulle vom politischen Partner wie vom politischen Gegner Respekt ein. De Gaulle wurde mit seiner unbeirrbar, ja manchmal fast unberechenbare Art politische Prozess voranzutreiben, ein wichtiger Akteur in der internationalen Politik der Nachkriegszeit. Für den amerikanischen Präsidenten mit seinen Plänen, die transatlantische Partnerschaft auf ein neues besseres Niveau zu bringen, wurde diese Art Politik zu betreiben aber zu einem unkalkulierbaren Risiko, denn ein wirklich offenes, partnerschaftliches Verhältnis konnten die beiden Staatsmänner nie zueinander aufbauen: „For de Gaulle, who did not believe US motives could be more altruistic than those of other nations, JFK’s claim to be acting in the interests of Europe was a smokescreen for preserving America’s primacy in the Alliance.“⁵⁹⁰

Gerade in den letzten Jahren hat die Diskussion über die Beweggründe der französischen Außenpolitik unter de Gaulle eine neue Intensität bekommen, die sicherlich auch mit der Veröffentlichung der europageschichtlichen Studie von Andrew Moravcsik verbunden ist.⁵⁹¹ Der amerikanische Politikwissenschaftler betonte darin, dass das Grundmotiv der europäischen Staaten für die Schaffung einer engeren europäischen Zusammenarbeit, in erster Linie mit wirtschaftspolitischem Kalkül und nicht mit einem neuen Europa-Enthusiasmus nach dem Zweiten Weltkrieg verbunden war. Die europäischen Unternehmen brauchten einen stabilen Markt, deshalb übten sie Druck auf die Politik aus, die europäische Kooperation zu forcieren, so Moravcsik. Der amerikanische Historiker belebte mit seinen Thesen nicht nur die Integrationsforschung, sondern mit seinem ebenfalls Ende der 1990er Jahre erschienenen Aufsatz auch die

⁵⁸⁹ Zur Persönlichkeit de Gaulles vgl. Maurice Vaisse, *La grandeur*, S. 13-22.

⁵⁹⁰ Josephine Brain, *Dealing with de Gaulle*, in: Mark White (Hrsg.), *Kennedy: the new frontier revisited*, Basingstoke 1998, S. 160-193, S. 161.

⁵⁹¹ Vgl. Andrew Moravcsik, *The choice for Europe: social purpose and state power from Messina to Maastricht*, London 1998.

De Gaulle-Forschung nachhaltig.⁵⁹² Denn in diesem Aufsatz hinterfragte er kritisch die bisherige de Gaulle-Forschung, die sich auf den Nationalismus als wichtigste Antriebskraft für de Gaulles selbstbewusste Außenpolitik gegenüber den europäischen Partnern und den USA gestützt hatten, aber zum Beispiel die Interessen der französischen Unternehmen dabei unberücksichtigt ließ. Gleichzeitig kritisiert Moravcsik, dass die bisherige Forschung die Außenpolitik de Gaulles und seine Neugestaltung des politischen Systems Frankreichs (Gründung der Fünften Republik) zu positiv dargestellt habe.⁵⁹³ Ohnehin habe sich, seiner Meinung nach, die bisherige Forschung zu stark auf die Persönlichkeit des französischen Präsidenten beschränkt und dabei den Fehler gemacht, die politischen Strukturen im Frankreich der 1960er Jahren auszublenden: „In common language, the key to de Gaulle lies in his ideological vision and individual psychology.“⁵⁹⁴ Moravcsik ist der Überzeugung, dass die außenpolitischen Vorstellungen de Gaulles nicht darauf basierten, Frankreich in der internationalen Gemeinschaft einen prominenten und einflussreichen Platz zu sichern. Zwar sei de Gaulle auch an diesen sicherheitspolitischen Aspekten der internationalen Politik interessiert gewesen, doch in erster Linie sei, so Moravcsik, de Gaulle der Interessenvertreter der französischen Industrie gewesen. Dies sei das entscheidende Motiv für seine teilweise unbeugsame Haltung gegenüber den Partnern, besonders den USA gewesen.⁵⁹⁵ Diese provokante These versucht der amerikanische Politikwissenschaftler mit einer Reihe von Argumenten zu belegen. Eines der wichtigsten Politikfelder, auf denen de Gaulle nach Ansicht Moravcsiks die Interessen der französischen Industrie rücksichtslos vertreten habe, sei die europäische Agrarpolitik, die, wie im Verlauf dieser Studie noch erörtert werden soll, auch starke Auswirkungen auf den transatlantischen Handel haben sollte. Gerade die Schaffung eines europäischen Agrarmarktes sollte in erster Linie die französischen Landwirte schützen, die auch im Frankreich der Fünften Republik ohne starke Subventionen am internationalen Agrarmarkt nicht wettbewerbsfähig gewesen wären. De Gaulle setzte in diesem Zusammenhang die französischen Agrarinteressen über die Interessen der EWG, die das Ideal des Freihandels zum Nutzen aller eigentlich vertreten wollte.

⁵⁹² Vgl. Andrew Moravcsik, De Gaulle between grain and grandeur: the political economy of French EC policy, 1958-1970, in: *Journal of Cold War Studies*, Vol. 2 No. 2, 2000, S. 3-43.

⁵⁹³ Zum traditionellen Forschungsansatz in der de Gaulle-Forschung vgl. Daniel J. Mahoney, *De Gaulle: stateship, grandeur and modern democracy*, Westport 1996; John Newhouse, *De Gaulle and the Anglo-Saxons*, New York 1970.

⁵⁹⁴ Andrew Moravcsik, *De Gaulle between grain and grandeur*, S. 5.

In einem weiteren Schritt setzte sich Moravcsik mit der Persönlichkeit de Gaulles auseinander, um zu überprüfen, ob dieser wirklich seine Außenpolitik nach rein nationalen Kriterien ausrichtete. Dabei machte er die Entdeckung, dass de Gaulle, nicht wie oft behauptet wird, von einer großen Vision der französischen Außenpolitik getrieben wurde, sondern eher pragmatisch orientiert gewesen sei:

„De Gaulle’s experience I assert, illustrates the narrow constraints imposed by democratic politics in a globalizing world economy on those who would base foreign policy on idiosyncratic geopolitical ideas, whether in the process of European integration or in the modern world system more generally.“⁵⁹⁶

Natürlich erzielte Moravcsiks Aufsatz in der Geschichtswissenschaft eine große Resonanz, griff er doch mit seinen Thesen zu de Gaulle die bisherige Forschung offen an. Namhafte Historiker waren mit seinen Thesen zu den außenpolitischen Motiven de Gaulles nicht einverstanden. Der britische Historiker John Gillingham ist zum Beispiel der Überzeugung, dass Moravcsik aus der französischen Agrarpolitik die falschen Schlüsse zog. Zwar habe de Gaulle bei diesem Politikfeld die wirtschaftlichen Interessen der französischen Agrarwirtschaft im Blick gehabt, aber daraus könne man nicht schließen, dass de Gaulle kein Visionär einer französischen Großmacht, sondern ein Realpolitiker gewesen sei.⁵⁹⁷ De Gaulle, so Gillingham, habe den Konflikt im transatlantischen Bündnis aber auch innerhalb der europäischen Zusammenarbeit immer weiter auf die Spitze getrieben, so dass ein wirklicher Pragmatismus und eine echte Kompromissfähigkeit nicht zu erkennen gewesen sei.⁵⁹⁸

Allerdings gab es in der Wissenschaft zu dem Artikel Moravcsiks auch Zustimmung. Der britische Historiker Alan S. Milward, der in seinen Schriften die nationalen Motive der EWG-Mitgliedsländer⁵⁹⁹ als den Leitgedanken für die europäische Integration immer schon betont hatte, stimmt dem amerikanischen Autor zu, ohne aber seine These generalisieren zu wollen. Doch zumindest für die französische Agrarpolitik unter de Gaulle, so Milward, könne man den Thesen Moravcsik beipflichten.⁶⁰⁰

⁵⁹⁵ Ebd. S. 5.

⁵⁹⁶ Ebd., S. 8.

⁵⁹⁷ Vgl. John Gillingham, A test case of Moravcsik’s “liberal intergouvernementalist” approach to European Integration, in: *Journal of Cold War Studies*, 2, 3, 2000, S. 81-86, hier: S. 81.

⁵⁹⁸ Besonders deutlich wurde die innereuropäische Kontroverse vor allem während der so genannten „Krise des leeren Stuhls“ 1965-1966, als sich Frankreich für kurze Zeit aus den Gremien der EWG zurückzog, um seine agrarpolitischen Vorstellungen besser durchsetzen zu können. Erst nach dem Luxemburger Kompromiss 1966 kehrte Frankreich wieder in die europäischen Institutionen zurück.

⁵⁹⁹ Vgl. Alan Milward, *The reconstruction of Western Europe*, London 1984, S. 1-21.

⁶⁰⁰ Vgl. Alan S. Milward, A comment on the Article by Andrew Moravcsik, in: *Journal of Cold War Studies*, 2, 3, Fall 2000, S. 77-80.

Der Autor dieser Studie ist geneigt die Thesen Moravcsiks kritisch zu sehen, denn gerade vor dem Hintergrund des transatlantischen Konflikts, der sich zeitgleich zur Krise der europäischen Integration in den 1960er Jahren ereignete, kann man einen Pragmatismus in der französischen Außenpolitik unter de Gaulle nur schwer erkennen. Ganz im Gegenteil, die oben erörterte MLF-Diskussion zeigt, dass die französische Regierung die Kennedy-Administration mit ihren Forderungen nach einer eigenen französischen Nuklearbewaffnung herausfordern wollte. Allerdings ist aus der heutigen Perspektive die Strategie der Kennedy-Administration gegenüber der Politik de Gaulles nicht einfach nachzuvollziehen, denn die meisten Dossiers der außenpolitischen Berater drücken eher Ratlosigkeit als einen durchdachten Plan aus.⁶⁰¹ Daraus lässt sich schließen, dass man innerhalb der amerikanischen Regierung nicht mit dieser harten Haltung Frankreichs in Fragen der internationalen Politik der 1960er gerechnet hatte und folglich darauf hoffte, de Gaulle würde im Laufe der Zeit diplomatischer handeln, eine Hoffnung, die sich nicht erfüllen sollte. Allerdings kann man das Verhalten der Kennedy-Administration auch kritisch hinterfragen. Für die USA war es während der Regierungszeit de Gaulles immer einfach, den französischen Staatschef für die Probleme im transatlantischen Bündnis verantwortlich zu machen. In der Tat war de Gaulle ein vehementer Vertreter französischer Interessen mit einem starken Hang zum Nationalismus. Andererseits gab es von amerikanischer Seite auch kein wirkliches Kompromissangebot gegenüber den französischen Politikern. Zwar wurde die Bedeutung der transatlantischen Partnerschaft in vielen Reden betont, jedoch blieb dies oft rhetorisch, zumindest in den Augen einiger wichtiger europäischer Staaten, wie eben Frankreich.⁶⁰² Wirkliche Zugeständnisse gab es von der Seite Washingtons nicht, da man auch in der Kennedy-Administration lange davon ausging, Europa sei an einer gleichberechtigten Partnerschaft nicht interessiert, sondern wolle von den USA geführt werden.⁶⁰³ Genau dies war das große Missverständnis Kennedys und seiner Berater.

⁶⁰¹ Vgl. Klaus Schwabe, *Weltmacht und Weltordnung*, S. 295-310.

⁶⁰² Vgl. Dean Acheson, *The American Interest In European Unity*, 18.09.1963, in: *Papers of President Kennedy*, National Security Files, Regional Security, Europe, box 214, JFKL.

⁶⁰³ Diese Haltung sollte sich innerhalb der amerikanischen Regierung spätestens mit dem Beginn der Kontroverse um eine mögliche EWG-Mitgliedschaft Großbritanniens ändern. Vgl. Memorandum of George Ball, *Recording Conversation With Walter Hallstein*, President of the European Economic Community, 08.12.1962, in: *Papers of President Kennedy*, National Security Files, Countries UK, box 170, JFKL.

7. Zwischenergebnis

In dieser Studie stehen die europapolitischen Strategien der USA und Frankreichs im Mittelpunkt der Analyse, da der Konflikt besonders zwischen diesen beiden Regierungen mit aller Schärfe geführt wurde.⁶⁰⁴ Zeitweilig schien sogar der Zusammenhalt im westlichen Bündnis in Gefahr zu sein. Im Verlaufe des Konfliktes wurde immer deutlicher, dass es Kennedy nicht in erster Linie um die französischen Befindlichkeiten, sondern um den amerikanisch-sowjetischen Konflikt ging.

Dementsprechend stehen auch die Staatschefs der beiden Länder, Kennedy und de Gaulle im Zentrum dieser Analyse. Die charakterlichen Unterschiede zwischen den beiden Politikern waren nicht unerheblich. Während Kennedy als jugendlicher Politiker für eine neue Politik der Öffnung stand, war de Gaulle stark durch die beiden Weltkriege und damit verbunden durch den deutsch-französischen Antagonismus geprägt worden. Auch der Weg in das jeweilige politische Führungsamt war bei den beiden Protagonisten höchst unterschiedlich. Während Kennedys politische Karriere eng mit dem wirtschaftlichen Erfolg seines Vaters verknüpft war, war der politische Aufstieg de Gaulles nicht durch Reichtum, sondern infolge der konstitutionellen Schwäche der Vierten Republik in Frankreich ermöglicht worden.⁶⁰⁵ Gerade die komplizierte politische Lage im Frankreich der Vierten Republik mit einer immer schwächer werdenden Stellung Frankreichs in der internationalen Politik bildete die Grundlage für de Gaulles Konzept einer wirklich unabhängigen französischen Außenpolitik. Wichtige Eckpfeiler bei seinem Konzept bildeten die deutsch-französische Aussöhnung, die mit dem Élysée-Vertrag 1963 ihren Höhepunkt fand, die europäische Integration, in der de Gaulle in erster Linie französische Interessen durchsetzen wollte und die selbstbewusste Rolle Paris im transatlantischen Bündnis.

De Gaulles Gestaltungswille beschränkte sich dabei aber nicht nur auf die Sicherheitspolitik, sondern betraf auch die internationale Handelspolitik, wie im folgenden Kapitel zu beobachten sein wird.

⁶⁰⁴ Vgl. Maurice Vaisse, *La grandeur*, S. 674.

⁶⁰⁵ Zum politischen Aufstieg Kennedys vgl. Robert Dallek; John F. Kennedy: ein unvollendetes Leben, München 2004, S. 159-195.

KAPITEL VI:

DIE WIRTSCHAFTLICHEN KONTROVERSEN ZWISCHEN DEN USA UND EUROPA

In den beiden vorangegangenen Kapiteln wurden ausführlich die Persönlichkeiten und die außenpolitischen Strategien der beiden Hauptakteure John F. Kennedy und Charles de Gaulle vorgestellt. Dabei ist deutlich geworden, dass beide Staatsmänner unterschiedliche Vorstellungen von der Struktur und vor allem der Machtverteilung im transatlantischen Verhältnis hatten.⁶⁰⁶ Aber nicht nur auf dem Gebiet der Außen- und Sicherheitspolitik wurde diese immer härter geführte Auseinandersetzung ausgetragen. Mehr und mehr rückte ein weiteres Thema in den Blickpunkt des Interesses: die internationale Handelspolitik der 1960er Jahre.⁶⁰⁷

Gerade bei diesem Thema lassen sich besonders genau die unterschiedlichen Standpunkte der beiden Politiker verdeutlichen, denn de Gaulle wollte mit seinem außenpolitischen Konzept nicht nur die französische Unabhängigkeit in sicherheitspolitischen, sondern auch in wirtschaftspolitischen Fragen für die kommenden Jahre der Fünften Republik etablieren. Dabei sah er den Erfolg der französischen Unternehmen im internationalen Wettbewerb als wichtige Grundlage für den internationalen Einfluss Frankreichs, wie der amerikanische Politikwissenschaftler Andrew Moravcsik meinte.⁶⁰⁸ Es muss berücksichtigt werden, dass de Gaulle keineswegs eine zurückhaltende Rolle des Staates in der Handelspolitik anstrebte, sondern eine offensive Politik betreiben wollte, die den Interessen der französischen Wirtschaft dienen sollte. Ein herausragendes Beispiel, diese Art Politik zu betreiben, war die französische Agrarpolitik, die stark protektionistische Züge hatte.⁶⁰⁹

Auch wenn Kennedy, geprägt durch die Debatten über die New Deal-Politik seines Vorgängers Franklin D. Roosevelt, sicherlich kein Anhänger eines reinen, zügellosen Kapitalismus war, so orientierte er sich in seinen handelspolitischen Vorstellungen dennoch deutlich an dem Prinzip des Freihandels, das von dem englischen Ökono-

⁶⁰⁶ Vgl. Christian Hacke, *Zur Weltmacht verdammt: die amerikanische Außenpolitik von J. F. Kennedy bis G. W. Bush*, Berlin 2005, S. 77-85.

⁶⁰⁷ Vgl. Thomas W. Zeiler, *Meeting the European challenge: the common market and trade Policy*, in: Mark J. White (Hrsg.), *Kennedy: The new frontier revisited*, Basingstoke 1998, S. 132-160.

⁶⁰⁸ Vgl. Andrew Moravcsik, *De Gaulle between grain and grandeur: the political economy of French EC policy, 1958-1970 (Part I)*, in: *Journal of Cold War Studies*, 2 2, 2000, S. 3-43.

⁶⁰⁹ Die wirtschaftspolitische Strategie de Gaulles sollte prägend für die ganze Fünfte Republik in Frankreich bis heute sein.

men Adam Smith erforscht worden war und die wirtschaftswissenschaftliche Forschung nachhaltig beeinflusst hatte.⁶¹⁰ Nach dieser Theorie basiert der internationale Handel im Kern auf der Arbeitsteilung zwischen den einzelnen Staaten. Ziel muss es demnach sein, dass sich jeder Akteur im globalen Wettbewerb einen Bereich sucht, in dem er einen Kostenvorteil gegenüber seinen Mitbewerbern erzielen kann. Letztlich, so die Theorie Smiths weiter, könnten auf diese Weise der globale Wohlstand gemehrt werden, so dass auch ärmere Länder profitieren könnten. Dieser wirtschaftspolitische Ansatz, der die Freiheit der Märkte betont, sollte für Kennedy zu einer wichtigen Grundlage seiner Handelspolitik werden, wie man an der Diskussion um den Trade Expansion Act erkennen kann, der später in dem Kapitel analysiert werden soll.⁶¹¹

Die hier kurz angedeuteten verschiedenen Handelsstrategien im transatlantischen Bündnis sollen Mittelpunkt dieses Kapitels der Studie sein. Dabei möchte der Autor diesem Kapitel der Studie folgende Struktur geben:

Die großzügige finanzielle Unterstützung Washingtons für Europa in den 1950er Jahren festigte die transatlantische Partnerschaft und wurde zur wesentlichen Grundlage der handelspolitischen Strategie Kennedys. Diese soll im ersten Teil des Kapitels untersucht werden.⁶¹²

Als Kern dieser handelspolitischen Strategie Washingtons gilt der sogenannte Trade Expansion Act, der im zweiten Teil erörtert wird. In diesem Gesetzesvorhaben wurden Aspekte der amerikanischen Wirtschaftspolitik mit den Herausforderungen der internationalen Politik der 1960er Jahren verbunden. Für die amerikanische Seite war in den transatlantischen Handelsfragen die Wirtschaftspolitik de Gaulles das Hauptproblem für eine effektivere Zusammenarbeit. Besonders die aus amerikanischer Perspektive unausgeglichene Handelsbilanz geriet hierbei in das Blickfeld der beiden Partner.⁶¹³ Dieser Problematik soll der dritte Teil dieses Kapitels gewidmet sein.

⁶¹⁰ Vgl. Ivan Berend, *Markt und Wirtschaft: ökonomische Ordnung und wirtschaftliche Entwicklung in Europa seit dem 18. Jahrhundert*, Göttingen 2007, S. 9-31.

⁶¹¹ Vgl. zu der außenpolitischen Diskussion über den Trade Expansion Act, Circular Telegram From the Department of State to Certain Diplomatic Missions, 30.01. 1962, in: FRUS, Volume Economic Foreign Policy 1961-1963, S. 502-506.

⁶¹² Vgl. Klaus Schwabe, *Weltmacht und Weltordnung: amerikanische Außenpolitik von 1898 bis zur Gegenwart: eine Jahrhundertgeschichte*, Paderborn 2006, 295-310.

⁶¹³ Vgl. dazu Memorandum From Secretary of the Treasury Dillon to President Kennedy, Report on Measures to Improve the Balance of Payments, 09.10.1962, in: FRUS, Economic Foreign Policy 1961-1963, S. 35-43.

Im vierten Abschnitt soll genauer auf die Reaktion der Kennedy-Administration auf die französische Handelspolitik eingegangen werden, da diese Frage sehr bald zu einer großen Belastungsprobe im transatlantischen Verhältnis wurde.

Die handelspolitische Kontroverse zwischen den USA und Europa wurde immer schärfer geführt, je mehr die USA sicherheitspolitische Verpflichtungen eingingen. Damit sind nicht nur die regulären Bündnisverpflichtungen für die europäischen Partner gemeint, sondern mehr noch das außereuropäische Engagement in Afrika, im Nahen Osten und spätestens mit dem Beginn der Amtszeit der Kennedy-Administration in Vietnam.⁶¹⁴

In einem weiteren Schritt soll über die transatlantischen Handelskontroversen soll kurz der Frage nachgegangen werden, mit welcher Strategie Kennedys Nachfolger, Lyndon Johnson, den Herausforderungen in der internationalen Handelspolitik der 1960er Jahre begegnete. Dies ist wichtig, um sich ein umfassendes Bild von den langfristigen Konsequenzen der Politik Kennedys zu machen.⁶¹⁵

Im sechsten und abschließenden Teil werden die Ergebnisse dieses Kapitels zusammenfassend erörtert.

1. Die handelspolitische Strategie Kennedys

Die internationale Handelspolitik hatte Kennedy nicht erst mit Beginn seiner Amtszeit als amerikanischer Präsident beschäftigt, sondern bereits in seiner Zeit als Kongressabgeordneter. Dabei war für ihn sein Wahlkreis in Massachusetts ein gutes Beispiel für die ökonomischen Schwierigkeiten der 1950er Jahre. Auch wenn er grundsätzlich an den Sinn einer Freihandelspolitik glaubte und die Verknüpfung von Handelspolitik und Sicherheitspolitik befürwortete, erkannte er rasch, dass nur eine ausgewogene Wirtschaftspolitik den amerikanischen Interessen entsprechen könnte. Diese Art von Handelspolitik sollte weder zu protektionistisch noch zu sehr am Ideal des Freihandels orientiert sein, denn in der Bostoner Region gab es Unternehmen, die des besonderen Schutzes des Staates bedurften, während andere von dem System des Freihandels profitierten:

⁶¹⁴ Vgl. als kurze Einstellung zu diesem Thema: Rolf Steininger, *Der Vietnamkrieg*, Frankfurt 2004.

⁶¹⁵ Vgl. Odd Arne Westad, *The global cold war: third world interventions and the making of our times*, Cambridge 2007, S. 8-39.

„Some segments of the economy favoured low duties in order to buy such raw materials as oil more cheaply, while others sought protection for such traditional, and increasingly inefficient, industries as textiles.“⁶¹⁶

Gerade dieser Pragmatismus sollte während seiner Präsidentschaft einer der wesentlichen Merkmale werden, denn Kennedy spürte schnell, wie schwer es für amerikanische Politiker in den 1950er und 1960er Jahren war, die amerikanischen Wähler vom Prinzip des internationalen Freihandels zu überzeugen. Nach rein volkswirtschaftlichen Kriterien hätte sich Kennedy selbstverständlich gegen jede Art von protektionistischer Politik wenden müssen.⁶¹⁷ Die Befürworter einer reinen Freihandelspolitik sahen in den amerikanischen Unternehmen an der amerikanischen Ostküste Akteure, die sich eigentlich dem internationalen Markt anpassen müssten und sich dem entsprechend einen anderen Bereich auf dem amerikanischen Markt suchen sollten, in dem sie nicht zu teuer produzierten.⁶¹⁸ Kennedys Vorschlag, diese besonderen Unternehmen seiner Heimatregion, beispielsweise aus der Textilindustrie, mit hohen Zöllen zu schützen, ist aus heutiger Sicht, kritisch zu beurteilen. denn Schutzzölle können zwar die betreffenden Stellen einer Branche kurzfristig schützen, aber andere Wirtschaftsbereiche, die dringend auf preiswerte Produkte aus dem Ausland angewiesen sind, durch solch eine Politik schädigen. Gleichzeitig musste er als aufstrebender Politiker der Demokraten die betroffenen Menschen von seiner Politik überzeugen und formte aus diesem Grund schon zu Beginn seiner politischen Laufbahn diesen pragmatischen Ansatz in der Wirtschafts- und Handelspolitik.

Kennedy hatte als junger Senator die Wirtschaftspolitik der Eisenhower-Administration und vor allem deren Schwierigkeiten mit dem immer größer werdenden Handelsbilanzdefizit gegenüber Europa beobachten können und war darauf vorbereitet, dass diese defizitäre Bilanz eines der schwierigsten Probleme seiner Amtszeit sein würde.⁶¹⁹

Als er zum Beispiel 1961 sein Amt antrat, war ihm bewusst, dass er diese Schwachstelle in der amerikanischen Außenhandelspolitik nur bei ausreichendem Einfluss auf die Außenhandelspolitik der EWG lösen könne. Die eher passive Haltung der Eisenhower-Administration konnte Kennedy jedenfalls nicht wiederholen, da das Problem immer dringender wurde. Schon in seiner ersten Rede zur Lage der Nation im Januar

⁶¹⁶ Alfred E. Eckes / Thomas W. Zeiler, *Globalization and American power*, S. 37.

⁶¹⁷ Vgl. Gregory Mankiw, *Grundzüge der Volkswirtschaftslehre*, Stuttgart 2004, S. 193-217.

⁶¹⁸ Vgl. dazu über die strukturellen Veränderungen in der amerikanischen Wirtschaft in der Nachkriegszeit der 1950er Jahre. Alfred Eckes/ Thomas Zeiler, *Globalization and American century*, S. 159 / 160.

1961 ging er detailliert auf die wirtschaftliche Krise in den USA ein, indem er die zunehmende Schwäche der amerikanischen Exportindustrie und den Verfall des Dollar als internationale Leitwährung realistisch beschrieb:

„It is rue that, since 1958, the gap between the dollar we spend or invest abroad and the dollars returned to us has substantially widened. This overall deficit in our balance of payments increased by nearly \$ 11 billion in the 3 years—and holders of dollars abroad converted them to gold in such a quantity to cause a total outflow of nearly \$ 5 billion of gold in our reserve.“⁶²⁰

Als Hauptgrund für dieses fehlende Gleichgewicht in der Handelspolitik nannte er in dieser Rede das kostspielige militärische Engagement der USA vor allem in Europa.⁶²¹ Kennedy unterließ es aber hier, den Druck auf die europäischen Partner zu erhöhen oder unilaterale Schritte seitens der USA anzukündigen. Stattdessen schlug er Maßnahmen im Rahmen der OECD und der NATO vor, um das Problem konsequent anzugehen, ohne gleichzeitig die transatlantische Partnerschaft zu gefährden.⁶²² Ziel all dieser Sofort-Maßnahmen sollte nach den Plänen der amerikanischen Regierung die Förderung der Investitionen und des Tourismus in den USA, die Sicherung von Preisstabilität und die Verhinderung von zu starkem Dollarabfluss ins Ausland sein.

Im Laufe seiner Amtszeit wurde allerdings Kennedy immer klarer, dass er mit den, in der Rede zur Lage der Nation 1961 gemachten Vorschlägen alleine die Handelsbilanz wohl nicht verbessern konnte, wie auch sein Wirtschaftsberater Kenneth Galbraith in einem Memorandum an ihn festhielt. Die oben beschriebenen Maßnahmen, wie die Förderung des Tourismus in den USA, seien zwar im Prinzip richtig gewesen, allerdings nicht ausreichend, um die Krise zu lösen. Besonders die anhaltende Dollarschwäche hätten große Auswirkungen auf die internationale Politik der USA: „We have yet to realize how much the payments balance is already jeopardizing our position. A weak balance of payments is underminig our role as leader of the Western Alliance....“⁶²³

⁶¹⁹ Zur positiven wirtschaftlichen Entwicklung in Europa in den 1950er Jahren vgl. auch: Barry Eichengreen, Institutions and economic growth: Europe after World War II, in: Nicholas Crafts / Gianni Toniolo (Hrsg.), Economic growth in Europe since 1945, Cambridge 1995, S. 38-65.

⁶²⁰ John F. Kennedy, Annual Message to the Congress on the State of the Union, 30.01.1961, in: John T. Wooley / Gerhard Peters, The American Presidency Project (online), Santa Barbara, www.presidency.ucsb.edu, S. 2, zuletzt eingesehen am 17.04.2009.

⁶²¹ John F. Kennedy, Annual message, S. 2.

⁶²² Vgl. zu den politischen Maßnahmen der Kennedy-Administration zur Verbesserung der amerikanischen Handelsbilanz: Douglas Dillon, Report From Secretary of the Treasury Dillon to President Kennedy: Report to the President on Balance of Payments Measures, 20.03.1961, in: FRUS, Volume IX, Foreign Economic Policy, 1961-1963, S. 3-10.

⁶²³ John Kenneth Galbraith, Memorandum from John Kenneth Galbraith to President Kennedy, The Balance of Payments, 28.08.1963, in: FRUS, Volume IX, Foreign Economic Policy 1961-1963, S. 81.

Für den Wirtschaftsberater Kennedys war es folgerichtig, dass kleine kosmetische Veränderungen an der amerikanischen Handelspolitik nicht den erhofften Erfolg bringen würden und daher schlug er vor allem im Umgang mit den Alliierten in Europa einen härteren Kurs vor, da mit einem Entgegenkommen des europäischen Marktes in diesen Handelsfragen nicht zu rechnen wäre.

Einer der wichtigsten Vorschläge Galbraith in diesem Zusammenhang war die stärkere finanzielle Belastung für europäische Importe auf den amerikanischen Markt: „The logic of this situation is an offsetting surcharge on manufactured products from the Common Market Countries as the best way of rightening of getting our balance of payments turned around.“⁶²⁴

Dieser Vorschlag macht auch deutlich, dass die bisherigen transatlantischen Handelsverhandlungen (Dillon-Runden) mit den europäischen Verbündeten aus der Perspektive Washingtons nicht ergiebig waren.

Ein zweiter wichtiger Vorschlag Galbraiths betraf die transatlantische Sicherheitspartnerschaft und somit den Kern der amerikanisch-europäischen Beziehungen. Zwar sprach er in seinem Memorandum nicht davon, die transatlantische Partnerschaft in ihrer Substanz verändern zu wollen, jedoch hatte für ihn die Position der USA als internationale Handelsmacht dieselbe Bedeutung wie die weltweite Stationierung amerikanischer Truppen. Nach Galbraith hing das eine mit dem anderen eng zusammen. Konsequenterweise sprach er sich dafür aus, die amerikanischen Truppen schrittweise zu reduzieren, um das Handelsbilanzdefizit mindern zu können.⁶²⁵

Seiner Ansicht nach war dieser Vorschlag gerechtfertigt, da die modernisierte Logistik der amerikanischen Luftwaffe eine schnellere Verlegung amerikanischer Soldaten ermöglichte.⁶²⁶ Die Bundesrepublik Deutschland betraf diese politische Ankündigung besonders, da sie wie kaum ein anderes westliches Land im Zentrum des Kalten Krieges stand und somit vor allem auf den atomaren Schutz der USA dringend angewiesen war. Schon bald wurde der Bundesregierung klar, dass trotz der immer wieder von amerikanischer Seite vorgetragenen Bündnissolidarität, der politische Druck auf die Bundesrepublik steigen sollte.

Schon während der Eisenhower-Administration wurde die Bundesregierung nachdrücklich von Washington aufgefordert, stärker als bisher die USA für die Kosten, die

⁶²⁴ Ebd., S. 84.

⁶²⁵ Vgl. ebd., S. 85.

⁶²⁶ Vgl. ebd. S. 85.

die Stationierung der amerikanischen Truppen im Ausland verursachte, einen angemessenen Preis zu zahlen:

„Vor dem Hintergrund eines sich seit Anfang der fünfziger Jahre auftürmenden Zahlungsbilanzdefizits bat Präsident Eisenhower Bundeskanzler Adenauer am 7. Oktober 1960 um geeignete Maßnahmen zur Entlastung. Gleichzeitig kündigte er den Besuch von Finanzminister Robert B. Anderson in Begleitung des Staatssekretärs im Außenministeriums, Douglas C. Dillon, an. Bei den vom 19. bis 23. November 1960 in Bonn stattfindenden Gesprächen äußerte Anderson in aller Deutlichkeit die Erwartung, die Bundesrepublik möge jährlich 600 Mio. Dollar für den Ausgleich der amerikanischen Aufwendungen für die Truppenstationierung aufbringen.“⁶²⁷

Die Bundesregierung wollte sich von den USA vor allem auch aus innenpolitischen Gründen nicht zu stark unter Druck setzen lassen und suchte nach einer Lösung, die ihr genügend Vorteile einbrächte, um letztlich das Gesicht wahren zu können. Das war wichtig, denn in Bonn wurde die Stationierung der amerikanischen Truppen in der Bundesrepublik als Pflicht der USA angesehen, besonders seit dem Beitritt der Bundesrepublik zur NATO 1955. Eine vorübergehende Lösung wurde zwischen der Kennedy-Administration und dem deutschen Verteidigungsminister Franz Josef Strauß gefunden. In diesem Vertrag vereinbarten beide Seiten eine enge Zusammenarbeit in der Entwicklung von Waffensystemen. Letztlich wurde die Bundesregierung auf den Kauf amerikanischer Waffen verpflichtet, was diese trotz gewisser Bedenken billigte, obwohl sie befürchtete, die anderen westeuropäischen Partner, allen voran Frankreich und Großbritannien, könnten diese enge amerikanisch-deutsche Kooperation kritisieren. Bonn wollte jegliche zusätzliche Rivalität in dem von Spannungen nicht freien transatlantischen Verhältnis der 1960er Jahre vermeiden.⁶²⁸ Allerdings konnte auch nach dem Gilpatric-Strauß-Abkommen das Handelsbilanzdefizit zwischen den beiden Staaten nicht nachhaltig abgebaut werden. Infolgedessen verschärften sich die transatlantischen Spannungen weiter.

Die Wirtschaftsberater Kennedys erwogen neben den beiden oben genannten Vorschlägen, die sich eher auf die internationale Finanz- beziehungsweise Sicherheitspolitik konzentrierten, eine weitere Maßnahme: die Förderung des Tourismus. als dies Kennedy in seiner Rede zur.⁶²⁹

⁶²⁷ Harald Rosenbach, *Der Preis der Freiheit: Die deutsch-amerikanischen Verhandlungen über den Devisenausgleich (1961-1967)*, in: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte* 46, 1998, S. 709-747.

⁶²⁸ Vgl. zu der Diskussion über die deutsch-amerikanische Handelspolitik während der Kennedy-Administration auch: Hubert Zimmermann, *Franz Josef Strauß und der deutsch-amerikanische Währungskonflikt in den sechziger Jahren*, in: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte* 47, 1999, S. 57-86, hier: S. 59 und Francis J Gavin, *The Gold battles within the Cold War: American monetary policy and the defence of Europe*, in: *Diplomatic History* 26, 1, 2002, S. 61-95.

⁶²⁹ Vgl. John Kenneth Galbraith, *Memorandum from John Kenneth Galbraith*, S. 85.

All diese Vorschläge zur Verbesserung der amerikanischen Handelsbilanz und allgemein zur Verbesserung der amerikanischen Wirtschaft in den 1960er Jahren zeigen einen insgesamt recht defensiven Charakter. Es ist unbestritten, dass besonders die Kennedy-Administration wegen der bündnisbedingten Verantwortung für die europäischen Partner große finanzielle Belastungen zu tragen hatte, dennoch sind die oben genannten Vorschläge zumindest aus der heutiger Sicht eigentlich nicht ausreichend, denn sie zwingen lediglich die Europäer zu Zugeständnissen, nicht die amerikanische Wirtschaft. Bei den Vorschlägen der amerikanischen Regierung unter Kennedy ließ sich keine Idee heraus erkennen, wie man nachhaltiges Wachstum und damit verbunden auch die Schaffung von Arbeitsplätzen in den USA selbst erzeugen könnte, zum Beispiel indem man in Amerika einen Strukturwandel vorantreibt und die Unternehmen sich auf Gebiete spezialisierten, bei denen sie an der Weltspitze stünden. Bei genauerer Betrachtung war das grundlegende Problem der amerikanischen Wirtschaft nicht in der internationalen Politik zu suchen, sondern in der Innenpolitik und den Schwierigkeiten der amerikanischen Unternehmen, vor allen Dingen aber in der Agrarwirtschaft.

Die amerikanische Regierung unter Kennedy versuchte daher mit vielfältigen staatlichen Hilfsmaßnahmen die Wirtschaft wegen der Schwierigkeiten in den internationalen Handelsbeziehungen nicht noch weiter in eine immer tiefer werdende Rezession abgleiten zu lassen. Kennedy schlug folgende Maßnahmen vor:

„Too many unemployed are still looking for the blessings of prosperity - As those who leave our schools and farms demand new jobs, automation takes old jobs away. To expand our growth and job opportunities, I urge on the Congress Three measures: First, the manpower Training and Development Act, to stop the waste of able-bodied men and women who want to work, but whose only skill has been replaced by a machine...; Second, the Youth Employment opportunities Act, to help train and place not only the one million young Americans who are both out of school and out of work...; and Third, the 8 percent tax credit for investment in machinery and equipment, which, combined with planned revisions of depreciation allowances, will spur our modernization, our growth, and our ability to compete abroad.“⁶³⁰

Aus diesen Vorschlägen wird ersichtlich, dass die amerikanische Wirtschaft unabhängig der internationalen Wirtschaftsbeziehungen einem Strukturwandel großen Ausmaßes ausgesetzt war.⁶³¹ Die nach dem Zweiten Weltkrieg für die USA so vorteilhaft scheinende wirtschaftliche Lage hatte sich rasch verschlechtert, da die USA

⁶³⁰ John F. Kennedy, Annual Message to the Congress on the State of the Union, 11.01.1962, in: John T. Wooley / Gerhard Peters, The American Presidency Project (online), Santa Barbara, www.presidency.ucsb.edu, S. 1, (zuletzt eingesehen am 17.04.2009).

⁶³¹ Vgl. Jürgen Heideking / Christof Mauch, Geschichte der USA, Tübingen 2006, S. 321 ff.

nicht so lange wie erhofft, ihren wirtschaftlichen Vorsprung gegenüber den anderen globalen Wettbewerbern, vor allem in Europa, aufrecht erhalten konnten.⁶³²

Auch wenn Kennedy in seiner Wirtschaftspolitik sowohl bei den außenpolitischen wie auch bei den innenpolitischen Aspekten häufig zu protektionistischen Maßnahmen griff, so macht doch der Trade Expansion Act deutlich, dass Kennedy grundsätzlich eine starke Affinität zu einer politischen Agenda des weltweiten Freihandels hatte, die er allerdings nicht immer so umsetzen konnte, wie er sich es vorgestellt hatte.

2. Der Trade Expansion Act

Während des Präsidentschaftswahlkampfes hatte Kennedy regelmäßig die sicherheitspolitische und wirtschaftliche Schwäche der USA angeprangert, daher war es eines seiner wichtigsten Wahlversprechen, die amerikanische Wirtschaft wieder zu stärken. Wie oben erläutert, wurde er zu durchgreifenden Reformen auch wegen der stetig schlechter werdenden Zahlungsbilanz in gewisser Hinsicht gezwungen. Ursprünglich wollte der Präsident die amerikanische Wirtschaft nicht mit einer Politik stärken, die den Wettbewerb einschränkt, sondern die ihn im Gegenteil erweitert und fördert. Dies war die Grundkonzeption des Trade Expansion Act.⁶³³ Kennedys Handelsreform sah innerhalb einer Periode von fünf Jahren die Senkung des amerikanischen Außenhandelszolls um 40 Prozent vor: „Such a drastic cut, it was hoped, would induce the Six to grant wider access to outsiders' exports. Second, the TEA provided for the elimination of tariffs of one percent or less.“⁶³⁴

In einem weiteren Schritt sollte der Trade Expansion Act auch den Europäern ein Angebot machen, um sich stärker als bisher auf eine wirkliche Freihandelspolitik einzulassen. Bei Produkten, bei denen sowohl die USA als auch die EWG gemeinsam über 80 Prozent der weltweiten Exporte lieferten, den Markt also beherrschten, sollten die Zölle sowohl bei amerikanischen wie bei europäischen Produkten wegfallen. Als viertes Element in diesem wichtigsten Handelsgesetz wurde eine Förderung der Handelschancen für Entwicklungsländer integriert. Dies wirkt auf den ersten Blick etwas überraschend, da die afrikanischen oder lateinamerikanischen Länder sicherlich keine ernsthaften Konkurrenten darstellten, wie es beispielsweise die Europäer

⁶³² Vgl. Alfred Eckes, *Opening America's market: U. S. foreign trade policy since 1776*, Chapel Hill, 1995 S. 178 ff.

⁶³³ Vgl. zur Entwicklungsgeschichte des Trade Expansion Acts, Thomas Zeiler, *American trade and power*, S. 48 ff.

⁶³⁴ Ebd. S. 67.

waren.⁶³⁵ Dennoch war dieses Angebot für die Kennedy-Administration wichtig: Zum einen weil man so hoffte, die Entwicklungsländer besser in die Weltwirtschaft zu integrieren und zum anderen, weil man auch den eigenen Vorteil im Auge hatte: die amerikanische Regierung wollte den lateinamerikanischen Exporteuren die Möglichkeit geben, günstig nach Europa zu liefern, um selber weniger Importe aus Europa zu erhalten und somit das Handelsbilanzdefizit zu reduzieren.⁶³⁶ Aus diesem Grund sollten Exportschranken für Agrarprodukte aus Südamerika fallen.

Neben diesen vier Punkten ging es Kennedy bei der Verabschiedung dieses Gesetzes vor allem darum, seine Vision von einem fairen internationalen Wettbewerb den Bürgern seines Landes zu verkünden: „This act recognizes, fully and completely, that we cannot protect our economy by stagnating behind tariff walls, but that the best protection possible is a mutual lowering of tariff barriers among friendly nations so that all may benefit from a free flow of goods.“⁶³⁷

Der Präsident wollte mit dem Trade Expansion Act die internationalen Wirtschaftsbeziehungen der Nachkriegszeit ähnlich stark beeinflussen, wie es die Truman-Administration vor ihm mit dem Marshall-Plan getan hatte. Dabei betonte die amerikanische Regierung, dass dieser Plan nur mit einem ähnlich starken Entgegenkommen seitens der Europäer zu einem wirklichen transatlantischen Erfolg werden könne. Die amerikanischen Verbraucher sollten von den preiswerten Produkten aus Europa profitieren und gleichzeitig sollten die amerikanischen Unternehmen zur der Entwicklung innovativerer Exportprodukte motiviert werden. Das Ziel seines Gesetzes formulierte er klar: „The results can bring a dynamic new era of growth.“⁶³⁸

Ein weiterer Aspekt fällt bei der genaueren Analyse von Kennedys Handelsgesetz auf: er wollte mit dieser Art von Handelspolitik das transatlantische Bündnis stärker einen als jemals zuvor in der Nachkriegszeit. Ziel dieser Politik war aber auch, in diesem Politikfeld Druck auf die Sowjetunion auszuüben. Auch wenn sich Kennedy bei anderer Gelegenheit beispielsweise während der Berlin-Krise, durchaus pragmatisch gegenüber der Sowjetunion verhalten hatte und dementsprechend eine nachhaltige Abrüstungspolitik gemäß des Status quo für wünschenswert hielt, wollte er auf der anderen Seite dem Ostblock mit seiner Wirtschaftsstrategie die Überlegenheit des

⁶³⁵ Vgl. ebd.

⁶³⁶ Vgl. Alfred E. Eckes / Thomas Zeiler, *Globalization and American century*, S. 68.

⁶³⁷ John F. Kennedy, *Remarks Upon Signing the Trade Expansion Act 11.10.1962*, in: John T. Wooley / Gerhard Peters, *The American Presidency Project* (online), Santa Barbara, www.presidency.ucsb.edu, (zuletzt eingesehen am 17.04.2009).

⁶³⁸ John F. Kennedy, *Annual message*.

Kapitalismus gegenüber dem Sozialismus demonstrieren.⁶³⁹ Insofern ist es nur konsequent, dass Kennedy bei der Vorstellung des Trade Expansion Act die Interessen der Entwicklungsländer beziehungsweise Schwellenländer in Lateinamerika, Afrika und Asien mit berücksichtigte, als er sagte:

„We shall also use the authority of the act to negotiate with our other great trading partners, Canada and Japan, and with the countries of Latin America, Asia, and Africa – and we are particularly concerned that the countries of Latin America shall have an opportunity to participate in this period of economic growth particularly as it affects the Common Market as our own United States...A vital expanding economy in the free world is a strong counter to the threat of the world Communist movement.“⁶⁴⁰

In der wissenschaftlichen Diskussion ist der Begriff „Dominotheorie“ bekannt.⁶⁴¹ Er ist gewissermaßen die Begründung für eine stark antikommunistisch geprägte Außenpolitik der USA während des Kalten Krieges. Die Anhänger dieser Theorie forderten eine harte Haltung gegenüber den kommunistischen Staaten in Osteuropa und da man ansonsten befürchtete, die einzelnen afrikanischen oder asiatischen Staaten könnten wie Dominosteine ins kommunistische Lager fallen und somit den weltpolitischen Zielen der USA schaden. Mit dem Trade Expansion Act allerdings wandte Kennedy nun selbst die „Dominotheorie“ unter anderen Vorzeichen an. Mit diesem Handelsgesetz wollte die amerikanische Administration ihrerseits versuchen, die Staaten unter kommunistischer Herrschaft, die in Afrika zum Beispiel oft zum Spielball der amerikanischen und sowjetischen Interessen wurden, aus wirtschaftlichen Gründen zum Sturz des Kommunismus zu bewegen.⁶⁴² Zu dieser Vorstellung Kennedys passt auch die Ankündigung zu Beginn seiner Amtszeit, dass die USA in der Verantwortung seien, die Armut in Afrika zu lindern, um den Menschen dort eine bessere Perspektive zu einem Leben in mehr Freiheit und Wohlstand zu ermöglichen. Schon in seiner Rede zu seiner Amtseinführung im Januar 1961 betonte er die Bedeutung der Dritten Welt für die amerikanische Handelspolitik:

⁶³⁹ Zu Kennedys Pragmatismus im Umgang mit der Sowjetunion und die Reaktion des westeuropäischen Verbündeten darauf vgl. auch: Andreas Wenger, Der lange Weg zur Stabilität Kennedy, Chruschtschow und das gemeinsame Interesse der Supermächte am Status quo in Europa, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 46 1998, S. 69-100.

⁶⁴⁰ John F. Kennedy, Annual message, vgl. dazu auch die Rede von Dean Acheson zum Zustand der transatlantischen Partnerschaft, in der er auch die Kontroverse über die Agrarpolitik ansprach und die Europäer allen voran Frankreich vor einem Rückfall in den Nationalismus warnte: Dean Acheson, The American Interest in European Unity 18.09.1963, S. 11, in: Papers of the President, National Security Files, Regional Security Files, Europe, box 214, JFKL.

⁶⁴¹ Vgl. Bernd Stöver, Der Kalte Krieg: Geschichte eines radikalen Zeitalters 1947-1991, München 2007, S. 76-84.

⁶⁴² Zu den Stellvertreterkriegen während des Kalten Krieges in der Dritten Welt und der Rolle des wirtschaftlichen Aspektes vgl. Odd Arne Westad, Global cold war, S. 396 ff.

„To those in the huts and villages of half the globe struggling to break the bonds of mass, we pledge our best efforts to help them help themselves, for whatever period is required – not because the communists may be doing it, not because we seek their votes, but because it is right. If a free society cannot help the many who are poor, it cannot save the few who are rich.“⁶⁴³

Als Reaktion auf diese Rede meldeten sich viele junge Amerikaner bei den von der amerikanischen Regierung geschaffenen Peace Corps, um in der Dritten Welt Hilfe zu leisten.⁶⁴⁴

Wie ist nun insgesamt die Strategie der Kennedy-Administration gegenüber dem europäischen Markt zu bewerten? Um eine faire Bewertung vornehmen zu können, darf man die Außenpolitik Kennedys nicht isoliert betrachten, sondern muss auch einige wichtige Aspekte der amerikanischen Innenpolitik während seiner Amtszeit in Betracht ziehen. Kennedy hatte die Präsidentschaftswahl 1960 gegen Richard Nixon nur mit einem sehr knappen Vorsprung gewinnen können.⁶⁴⁵ Daher hatte er für seine handelspolitischen Pläne nicht den Spielraum, den er sich vielleicht wünschte, um wirklich eine neue, freie Handelsordnung zu etablieren. Zudem hatte er auch im Kongress eine republikanische Mehrheit zu akzeptieren und musste somit auf die protektionistischen Kräfte, die es vor allem in der amerikanischen Ölindustrie gab, Rücksicht nehmen. Zum zweiten hatte Kennedy versucht, mit seiner Rhetorik von der „New Frontier“, die sich nicht nur auf die Sicherheitspolitik, sondern auch auf die Handelspolitik bezog, Erwartungen geweckt, die letztlich etwas unrealistisch waren. Auch wenn er mit seinem Trade Expansion Act sich klar für eine Reduzierung der amerikanischen Außenzölle aussprach, basierte dieses Gesetzesvorhaben eindeutig auf Gegenseitigkeit. Die Europäer allerdings waren nicht der Meinung, dieses Angebot, mit einem ähnlich großzügigen Zollsenkungsprogramm beantworten zu müssen, was aus ihrer Sicht durchaus verständlich war, denn sie profitierten von dem System eines gemeinsamen Außenzolls und konnten daher die amerikanischen Drohungen weitgehend ins Leere laufen lassen.⁶⁴⁶ Der Trade Expansion Act der Kennedy-Administration war zweifellos ein Schritt in die richtige Richtung, dennoch konnte die amerikanische Regierung damit den Verfall des Dollars und die Steigerung des Au-

⁶⁴³ John F. Kennedy, Inaugural Address, 20.01.1961, in: John T. Wooley/ Gerhard Peters, The American Presidency Project (online), Santa Barbara, www.presidency.ucsb.edu, (zuletzt eingesehen am 17.04.2009).

⁶⁴⁴ Robert D. Dallek, Kennedy: Ein unvollendetes Leben, München 2003, S. 547 ff.

⁶⁴⁵ Vgl. Alfred E. Eckes / Thomas Zeiler, Globalization and American century, S. 72.

⁶⁴⁶ Vgl. zu der amerikanischen Wirtschaftspolitik gegenüber der Bundesrepublik Deutschland: Douglas Dillon, Memorandum From Secretary of Treasury to President Kennedy, October Developments in the Balance of Payments Deficit, 14.11.1962, in: FRUS 1961-1963, Volume IX Foreign Economic Policy, S. 154-155.

Benhandelsdefizits gegenüber den Europäern nicht aufhalten. Dies lag zum einen an den Europäern, aber zum anderen auch an der amerikanischen Regierung, die nicht in der Lage war, protektionistische Tendenzen in den USA nachhaltig zu unterbinden.⁶⁴⁷

Einer der wesentlichen Gründe für die unnachgiebige Haltung der EWG gegenüber der amerikanischen Handelspolitik war die strikte Haltung des französischen Präsidenten Charles de Gaulles zu diesem Thema. Seine Außenhandelspolitik, als Gegenspieler im transatlantischen Bündnis zu den USA, soll nun im nächsten Abschnitt des Kapitels genauer analysiert werden.

3. Die handelspolitische Strategie de Gaulles

Wie bereits in den vorherigen Kapiteln erläutert, war es vor allem die französische Landwirtschaft, die in großem Maße von der Etablierung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft und damit verbunden von der Gemeinsamen Europäischen Agrarpolitik profitierte. Dies ist nicht überraschend, denn gerade die relativ schwache französische Landwirtschaft wurde durch den gemeinsamen europäischen Außenhandelszoll vor dem harten weltweiten Wettbewerb geschützt.⁶⁴⁸ Wie hat aber die französische Regierung auf die amerikanische Freihandelsstrategie vor allem nach der Verabschiedung des Trade Expansion Acts reagiert? Diese Frage soll hier genauer analysiert werden.

Die französischen Vertreter bei dem Thema Handelspolitik die einzigartige Bedeutung, die die Agrarwirtschaft für Frankreich habe. Zwar sah die französische Regierung in Verhandlungen durchaus ein, dass der französische Agrarsektor auch mit dem Schutz der europäischen Integration langfristig einfach zu groß war, dies änderte aber nichts an der grundsätzlichen Haltung:

„Ces agriculteurs tiennent donc profiter de cette modernisation en exigeant un revenu plus élevé. Toutefois, pour obtenir une amélioration des conditions de vie compatibles avec leurs exigences, il faudrait que le nombre des agriculteurs soit réduit. Le Pre-

⁶⁴⁷ Vgl. Die Haltung der Europäer zu diesem Thema: Barry Eichengreen, *The European Economy since 1945: Coordinated Capitalism and Beyond*, Princeton 2007, S. 178 ff.

⁶⁴⁸ Grundsätzlich gibt es auch in der Volkswirtschaft eine Debatte über die Effizienz von wirtschaftlicher Integration. Nach dem Wirtschaftswissenschaftler Paul Collier sollte man zwischen einer Integration in wohlhabenden Industrieregionen und einer Integration in ärmeren Weltregionen unterscheiden. Während in wohlhabenden Regionen durch eine Integration der schwächste Teilnehmer geschützt wird, werden bei Integrationen in ärmeren Weltregionen umgekehrt das stärkste Mitglied geschützt vgl. Paul Collier, *Die unterste Milliarde: warum die ärmsten Länder scheitern und was man dagegen tun kann*, München 2008, S.206.

mier minister explique qu'il est donc obligé de développer les possibilités de l'emploi par l'industrie d'une fraction importante de la population agricole..⁶⁴⁹

Auf den ersten Blick ist diese Aussage des französischen Premierministers Michel Debré etwas paradox, denn warum schützte die französische Regierung durch ihre protektionistische Politik den Agrarsektor, obwohl sie selbst glaubte, dass er ohne Zukunft sei? Allerdings schien es für Paris günstiger, einen Strukturwandel möglichst lange zu verzögern, da man die Landwirte, als wichtige Wählerklientel nicht verärgern wollte. Im übrigen glaubte man offensichtlich auch, dass ein zu schnell vollzogener struktureller Wandel der französischen Wirtschaft in der französischen Bevölkerung zu starken Protest führen könne. Gerade gegenüber den USA und deren Botschafter in Paris versuchte die französische Regierung damit ihre eher am Protektionismus orientierte Handelspolitik zu erläutern. Diese war Washington schon seit längerem ein Ärgernis. Dennoch musste die amerikanische Regierung letztlich akzeptieren, dass Frankreich vor der Verabschiedung des Trade Expansion Acts trotz dringenden Reformbedarfs im Agrarsektor nicht bereit sein würde, auf die amerikanische Linie in der Handelspolitik einzuschwenken. Für die französische Regierung war der schrittweise Aufbau einer einigermaßen leistungsfähigen Agrarwirtschaft wichtiger als die Pläne Washingtons, einen wirklich effektiven Welthandel zu organisieren.⁶⁵⁰ Zusätzlich kam für die französischen Landwirte hinzu, dass mit der Bundesrepublik Deutschland auf dem europäischen Agrarsektor ein ernst zu nehmender Wettbewerber vorhanden war: „La France ne peut exporter ses produits agricoles, en particulier en Allemagne, qui préfère les importer d'ailleurs.“⁶⁵¹ Anders als bei der Bundesrepublik war die französische Wirtschaft aber abhängiger von der Agrarwirtschaft als dies bei dem deutschen Partner der Fall war. Offensichtlich konnte der Wiederaufbau in der jungen Bundesrepublik einfacher organisiert werden als in Frankreich. Besonders die deutsche Großindustrie im Bereich Stahl und Metall konnte rasch effizient arbeiten und somit die Grundlage für den wirtschaftlichen Aufschwung in den 1950er Jahren legen, der gemeinhin unter dem Begriff Wirtschaftswunder bekannt wurde.⁶⁵²

Gegenüber der Freihandelspolitik war die französische Seite zwar eigensinnig, das bedeutet aber nicht, dass Paris nicht seinerseits versuchte, Washington durch ein

⁶⁴⁹ Compte rendu de l'entretien entre le Premier Ministre et M. Gavin, Ambassadeur des États-Unis, 14.09.1961, in: documents diplomatiques français, 1961 Tome II, S. 358-363, hier: S. 359.

⁶⁵⁰ Vgl. Maurice Vaisse, *La Grandeur: Politique étrangère du général de Gaulle, 1958-1969*, Paris 1998, S. 172-175.

⁶⁵¹ Compte rendu de l'entretien entre le Premier Ministre et M. Gavin, S. 359.

Handelsangebot auf seine Seite zu binden. Die französische Regierung sah zwar ein, dass das Überangebot an französischen Agrarprodukten langfristig für die französische Wirtschaft ineffizient sein würde. Anstatt dieses Problem aber rasch anzugehen, indem man zum Beispiel andere Bereiche der französischen Wirtschaft, die preiswerter als der durchschnittliche Weltmarktpreis produzierten und sich somit auf dem globalen Markt behaupten konnten, förderte, entschied man sich für einen anderen Weg: Frankreich wollte mit anderen Agrarproduzenten eine Art internationales Kartell bilden:

„Le Premier ministre estime qu'il serait utile que les pays bénéficiaires (ou souffrant d'excédents agricoles se réunissent pour éviter les surenchères. Cette idée de M. Baumgartner est importante, car dans la situation actuelle, ce sont précisément les pays hautement industrialisés et sans ressources agricoles qui bénéficient des prix très bas pour ces produits exportés par excédentaires comme le Canada, les États-Unis et la France.“⁶⁵³

Ziel dieser Art von Agrarpolitik war die Preisabsprache zwischen den führenden Agrarnationen der Welt. Es war offensichtlich, dass dieser Plan den handelspolitischen Plänen Kennedys nicht entsprach, denn er hätte nicht eine Integration möglichst vieler Länder in das internationale Welthandelssystem bewirkt, sondern im Gegenteil eher den ökonomischen und politischen Status Quo der internationalen Beziehungen der 1960er Jahre zementiert.⁶⁵⁴ Insofern war es nicht verwunderlich, dass der amerikanische Botschafter Gavin in dem Gespräch mit dem französischen Premierminister sehr zögerlich auf den französischen Plan einging und seine Zweifel anmeldete. So sei, seiner Meinung nach, grundsätzlich der große, nationale amerikanische Agrarmarkt nicht mit dem relativ kleinen und begrenzten französischen Markt vergleichbar. Im Übrigen sei die amerikanische Regierung immer bereit, für überzählige Agrarproduktion aufzukommen, und somit die Landwirte zu entlasten, und sie langfristig wettbewerbsfähig am Markt arbeiten zu lassen.⁶⁵⁵ Dabei habe die amerikanische Regierung nicht nur das Wohlergehen der Landwirte im Auge, sondern auch die Bezahlbarkeit amerikanischer Agrarprodukte für die Verbraucher in den USA.

Die Kontroverse über die amerikanisch-französischen Agrarbeziehungen zeigt eindrucksvoll, wie unterschiedlich die Mentalitäten zwischen beiden Ländern nicht nur in der Außen- und Sicherheitspolitik, sondern auch in diesem Bereich waren. Zwar war auch die Kennedy-Administration nicht abgeneigt protektionistische Maßnahmen zu

⁶⁵² Vgl. Werner Abelshausen, *Wirtschaftsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland*, S. 108 ff.

⁶⁵³ *Compte rendu de l'entretien...* S. 360.

⁶⁵⁴ Vgl. dazu Stephan Bierling, *Geschichte der amerikanischen Außenpolitik: von 1917 bis zur Gegenwart*, München 2003, S. 129 ff.

ergreifen, um in kritischen Situationen die heimische Industrie zu schützen, aber dies wurde in einem viel geringeren Maße praktiziert als in Frankreich, wo sich der Staat in der Pflicht sah, seine nationalen Industriebereiche entweder zu verstaatlichen oder die privaten Unternehmen so zu schützen, dass sie am Markt bestehen konnten, obwohl sie alles andere als wettbewerbsfähig waren.⁶⁵⁶ Dort wo sich die amerikanische Seite für mehr Markt aussprach, bekam sie von der französischen Seite regelmäßig eine eher handelsfeindliche Antwort, wie man an dem oben diskutierten Vorschlag erkennen kann.

Gleichzeitig gab es noch ein weiteres Problem, das die bilateralen Beziehungen belastete: das besondere Verhältnis zwischen den USA und Großbritannien.⁶⁵⁷ Frankreichs Regierung zeigte sich beständig misstrauisch gegenüber den engen Beziehungen dieser beiden Staaten, die sich auch im Wirtschaftsbereich als sehr stabil erwiesen.⁶⁵⁸ Permanent befürchtete Paris eine separate Vereinbarung zwischen den USA und Großbritannien zum Schaden der französischen Interessen. Ganz unbegründet war diese Befürchtung nicht, zumindest auf dem Gebiet der Außen- und Sicherheitspolitik gab es zahlreiche Sondervereinbarungen zwischen London und Washington, wie beispielsweise das Abkommen von Nassau zeigte. Später sollten das Streben Großbritanniens nach der Mitgliedschaft in der EWG und die offene Unterstützung Washingtons für dieses Ziel, das Misstrauen de Gaulles gegenüber der amerikanischen Handelspolitik noch verstärken.⁶⁵⁹

Insgesamt darf bei der genaueren Analyse der französischen Handelspolitik während der Amtszeit de Gaulles nicht übersehen werden, dass seine protektionistische Haltung zwar in Frankreich besonders unter den wichtigen Unternehmern geschätzt wurde, unter den engen europäischen Verbündeten, allen voran der Bundesrepublik Deutschland, stieß sie aber eher auf Ablehnung. Die deutsche Bundesregierung konnte und wollte genauso wenig wie in der Außen- und Sicherheitspolitik auch in der Handelspolitik die transatlantische Partnerschaft aufkündigen, um Frankreichs

⁶⁵⁵ Vgl. *Compte rendu de l'entretien...* (Anm. 500), S. 360.

⁶⁵⁶ Zu der wirtschaftlichen Integration in Europa vgl. Werner Abelshauser, „Integration à la carte“: das Primat der Politik und die wirtschaftliche Integration Westeuropas im 19. und 20. Jahrhundert, in: Werner Abelshauser (Hrsg.), *Wirtschaftliche Integration und Wandel von Raumstrukturen im 19. und 20. Jahrhundert*, Berlin 1994, S. 141-159.

⁶⁵⁷ Vgl. dazu: Jonathan Hollowell, *From Commonwealth to European Integration*, in: Jonathan Hollowell, *Britain Since 1945*, Oxford 2003, S. 59-109.

⁶⁵⁸ Die Beziehungen zwischen den beiden Staaten waren zum Beispiel während des Zweiten Weltkriegs wegen des Lend-Lease-Abkommens sehr wichtig für beide Seiten gewesen. Diese enge Partnerschaft wurde nach dem Zweiten Weltkrieg fortgesetzt.

⁶⁵⁹ Dieser Aspekt der transatlantischen Krise der 1960er Jahre soll in einem separaten Kapitel dieser Studie untersucht werden.

Wünschen einer protektionistischen Handelspolitik zu entsprechen. Innerhalb der Bundesregierung war es besonders Wirtschaftsminister Ludwig Erhard, der die französische Seite beständig daran erinnerte, dass aus deutscher Perspektive der Freihandel grundsätzlich der richtige Weg, sei um Europa wirtschaftlich voranzubringen. Es war Erhards Grundsatz, dass dies in einer engen Kooperation mit den internationalen Handelspartnern besser gelänge als in einer national orientierten Handelspolitik.⁶⁶⁰ Einschränkung darf man Erhards Haltung nicht isoliert betrachten, denn mit seiner liberalen Haltung in der Handelspolitik stieß er häufig auf Widerstand von Bundeskanzler Adenauer, der zwar von einer protektionistischen Haltung, wie sie de Gaulle vertrat, weit entfernt war, aber dennoch den Staat als regulierenden Akteur in der internationalen Handelspolitik sehen wollte. Dementsprechend wollte die Bundesregierung auch in dieser Frage der internationalen Politik einen Kompromiss zwischen den amerikanischen und den französischen Handelsinteressen finden. Insgesamt sah man in Bonn den zunehmenden Streit zwischen Washington und Paris auch in Handelsfragen mit großer Sorge. Dass die Bundesregierung vorsichtig zwischen den beiden Partnern lavierte, lässt sich besonders deutlich an der Aussage von Bundesaußenminister Gerhard Schröder erkennen, der im Auswärtigen Ausschuss des Deutschen Bundestages sagte:

„Sie (die USA, Anmerkung des Autors) sehen in der Politik de Gaulles seit längerem einen Rückfall in eine nationalstaatliche Politik. Sie glauben feststellen zu können, dass sich de Gaulle eigentlich in allen Bereichen der Weltpolitik aus der Zusammenarbeit zurückgezogen habe, und dass er darauf aus sei, die Zusammenarbeit mit den USA offen zu brüskieren (...) Ich sage immer, ich identifiziere mich mit keiner dieser Betrachtungen, sondern versuche nur einmal, das amerikanische Bild wiederzugeben.“⁶⁶¹

Für die amerikanische Regierung ging es in dieser schwierigen Situation, ähnlich wie bei der Diskussion um eine transatlantische Nuklearstreitmacht darum, die Bundesrepublik als loyalen Partner an seiner Seite zu behalten, denn einen größeren Einfluss Frankreichs in der internationalen Handelspolitik wollte man vermeiden.⁶⁶² Doch wie reagierte Washington auf die permanente Blockade-Haltung de Gaulles in der Wirtschaftspolitik, die auch nach der Verabschiedung des Trade Expansion Acts noch anhielt? Diese Frage soll nun im nächsten Schritt analysiert werden.

⁶⁶⁰ Vgl. Ludwig Erhard, *Wohlstand für alle*, Düsseldorf 1990, S. 283 ff.

⁶⁶¹ 26. Sitzung des Auswärtigen Ausschuss, 14.2.1963, Bericht des Herrn Bundesministers zur gegenwärtigen außenpolitischen Lage, in: Joachim Wintzer (Hrsg.), *Der Auswärtige Ausschuss des Deutschen Bundestages : Sitzungsprotokolle 1957-1961*, Düsseldorf 2003, S. 524-530, hier: S. 525.

⁶⁶² Vgl. Alfred A. Eckes / Thomas Zeiler, *Globalization and American century*, S. 47 ff.

4. Die Reaktion der Kennedy-Administration auf die Handelspolitik de Gaulles

Insgesamt waren die amerikanisch-französischen Beziehungen insbesondere seit den ersten persönlichen Begegnungen zwischen dem jungen Präsidenten und de Gaulle sehr angespannt. Die amerikanische Administration konnte sich nur schwer daran gewöhnen, in de Gaulle einen französischen Präsidenten zu erleben, der deutlich selbstbewusster war als seine Vorgänger der Vierten Republik. Allerdings waren die außenpolitischen Berater Kennedys überrascht, dass sich de Gaulles unabhängige Politik nicht nur auf die Sicherheitspolitik (und dort vor allem auf die Nukleardebatte) beschränkte, sondern auch darüber hinaus auf die internationale Wirtschaftspolitik bezog. Für die USA ging es in dieser Frage auf der einen Seite darum, das transatlantische Bündnis nicht durch einen französisch-amerikanischen Handelskrieg zu gefährden, und auf der anderen Seite den eigenen politischen Standpunkt deutlich zu machen.

Die amerikanische Außenpolitik während der Präsidentschaft Kennedys hatte nun die Aufgabe mit dem eigensinnigen Partner de Gaulle einen Kompromiss zu finden, der fair war und trotzdem de Gaulle nicht zu weit entgegenkam. Die amerikanischen Handelsinteressen sollten weitgehend durchgesetzt werden und eine Sonderlösung für Frankreich vermieden werden.⁶⁶³ Es gab in der Kennedy-Administration keinen Zweifel darüber, dass es de Gaulle wie schon in anderen Politikfeldern so auch in diesem Bereich vor allem auf die Sicherung der französischen Interessen ankam, und er von den amerikanischen Kompromissmöglichkeiten nur wenig hielt. Man war der Ansicht, de Gaulle lehne das vorwiegend auf Freihandel beruhende amerikanische Handelssystem ab. Folglich waren die Einschätzungen über de Gaulle in Sitzungen der amerikanischen Außenpolitik und Wirtschaftsexperten negativ:

„The present discord between France and the United States affects the whole spectrum of the two countries relations – political, military, and economic. French economic policy vis-à-vis the US cannot be divorced from de Gaulles’ objectives of promoting French national interests and his own leadership in Western Europe, and of achieving for the Continent greater independence from US.“⁶⁶⁴

⁶⁶³ Vgl. Ronald Findlay / Kevin H. O’Rourke, *Power and Plenty: trade, war, and the world economy in the second millenium*, Princeton 2007, S. 489 ff.

⁶⁶⁴ Central Intelligence Agency, *Current Intelligence Memorandum, French Economic Policy Toward the Common market and the US*, 20.03.1963, in: *Papers of President Kennedy*, National Security Files, Countries, France general box 71a, S. 1-11, hier: S. 1

Dabei gaben die Berater Kennedys zumindest in internen Berichten unumwunden zu, dass sie de Gaulles Strategie vollkommen unterschätzt hätten. So fasst es zumindest Arthur Schlesinger in einem längeren Memorandum über de Gaulle zusammen:

„The record clearly shows, in my judgement, that de Gaulle had been set on this course for twenty years, and that there is very little we could have done to divert him from what has plainly been the cherished objective of his life. Our delinquency lies less in failing to change his course than in failing to recognize what his course was...“⁶⁶⁵

Allerdings war es der Kennedy-Administration auch klar, dass man dennoch versuchen sollte, die französische Regierung in ein internationales Handelssystem einzubinden, denn eine vollkommen unabhängige französische Wirtschaftspolitik wäre noch unberechenbarer für Washington gewesen. Natürlich gab es grundsätzlich einen transatlantischen Streit über die richtige Organisation des Handels. Wobei man nicht übersehen darf, dass es durchaus einen Unterschied zwischen den Interessen de Gaulles und den Interessen der EWG-Kommission gab. Während es der EWG-Kommission, wie weiter unten genauer erörtert werden wird, in den Verhandlungen mit Washington vor allem darum ging, einen tragfähigen Kompromiss auszuhandeln, legte es de Gaulle mehr und mehr darauf an, den Bruch in der transatlantischen Handelspartnerschaft herbeizuführen. So heißt es in einem Memorandum:

„Along the same lines I would recommend that your conversations with General de Gaulle should develop the following themes: The United States Government has placed great weight on the movement toward European unity and particularly the development of the European Economic Community. We feel that the community has contributed greatly not only to the strength of the West but of the whole Free World.“⁶⁶⁶

Kennedy wollte mit dieser Argumentation Paris überzeugen, auf nationale Interessen zu verzichten. Dieser Appell war der amerikanischen Regierung wichtig, denn zu oft hatte man in Washington den Eindruck, dass Paris seinen Einfluss in Europa geltend machen wollte, um die gesamte Gemeinschaft der westeuropäischen Staaten auf einen protektionistischen Kurs zu bringen.⁶⁶⁷ Manche Experten des amerikanischen Präsidenten gingen in ihren Befürchtungen sogar noch einen Schritt weiter:

⁶⁶⁵ Arthur Schlesinger, Memorandum for the President, De Gaulle, in: Papers of President Kennedy, President's Office Files, Security, Countries, France, box 116a, JFKL, S. 1-10, hier S. 1.

⁶⁶⁶ George Ball, Memorandum for the President, British Membership in the Common Market and the Macmillan Letter, in: Papers of President Kennedy, President's Office Files, Countries, United Kingdom, box 177a, JFKL, S. 2

⁶⁶⁷ Vgl. dazu auch: Barry Eichengreen, *The European economy since 1945: coordinated capitalism and beyond*, Princeton 2007, S. 178 ff.

„On the tactical political level, France may even try to use the US desire for successful trade negotiations as a lever to extract concessions from Washington in other fields.“⁶⁶⁸

Für Washington war der französische Versuch offensichtlich, die internationalen Handelsverhandlungen mit der Diskussion um eine transatlantische Nuklearstreitmacht (MLF) zu verknüpfen. Dies konnte natürlich nicht im Interesse der amerikanischen Regierung sein, denn gerade die MLF-Debatte war so kontrovers, dass eine Verknüpfung der beiden Themen sinnlos gewesen wäre. Darüber hinaus wurde innerhalb der außenpolitischen Berater Kennedys kritisch festgestellt, dass die französische Regierung mit ihrer, zumindest aus Washingtons Sicht fadenscheinige Begründung versuchte, die transatlantischen Handelsrunden zu blockieren:

„ (...) in the last round of such negotiations (in 1960-61), France for economic reasons took a position almost identical to its present one, demanding further internal progress in the EEC before external tariffs were out. France argued that EEC industries face from `big` US industries only if the EEC developed originally scheduled.“⁶⁶⁹

Die Kennedy-Regierung fühlte sich bei der Verhandlungsstrategie Frankreichs immer mehr getäuscht und hatte zunehmend den Eindruck, dass es der französischen Regierung hier nicht um die Sache, also der Etablierung einer fairen Welthandelsordnung ging, sondern vor allem um das nationale Prestige.⁶⁷⁰

Natürlich versuchte Paris, seine eher wettbewerbsfeindliche Agrarpolitik zu begründen, um in der internationalen Gemeinschaft nicht als totale Blockade-Macht dargestellt zu werden:

„Europe, the arguments runs, should be under no obligation to provide an expanding market for US farm surpluses, which allegedly result from US support programs and other form of protection.“⁶⁷¹

Dies war für Frankreich wichtig, auch um die europäischen Verbündeten von der eigenen Position überzeugen zu können. Auch wenn Washington dieser Argumentationslinie natürlich widersprach, gab es in der amerikanischen Hauptstadt dennoch die Befürchtung, die französische Regierung könne mit ihrer protektionistischen Politik die gesamte EWG dominieren. Einen ähnlichen Versuch hatte es von französischer

⁶⁶⁸ Central Intelligence Agency, Current Intelligence Memorandum, hier: S. 5; vgl. dazu auch: The French Foreign Minister Defines France's Policy on the Common Market French-German Cooperation and Defense, 24.01.1963, in: Papers of President Kennedy, National Security Files, Countries, Europe, box 212a, JFKL.

⁶⁶⁹ Central Intelligence Agency, Central Intelligence Memorandum, S. 6.

⁶⁷⁰ Vgl. zu der Verknüpfung zwischen den handelspolitischen und den sicherheitspolitischen Debatten zwischen den USA und Frankreich: Gilpatric, Memorandum for Mr. George Ball, French Force de Frappe, in: Papers of President Kennedy, National Security Files, Countries, France, General box 72

a.
⁶⁷¹ Central Intelligence Agency, Central Intelligence Memorandum, S. 7.

Seite schon bei den Diskussionen über eine transatlantische Nuklearstreitmacht gemacht, allerdings ohne Erfolg.⁶⁷² Auch in diesem Fall war die Bereitschaft, beispielsweise der Bundesrepublik Deutschland, Frankreich zu unterstützen nicht sehr stark, denn gerade die deutsche Wirtschaft, bei der der Agrarsektor eine weniger wichtige Rolle spielte, sah deutliche Vorteile für die deutschen Unternehmen in den Handelsplänen der USA.⁶⁷³

Das beständig wachsende Handelsbilanzdefizit der USA gegenüber Europa und die damit verbundene Zunahme des Drucks auf den Dollar, verursachte noch einen weiteren Konfliktpunkt zwischen Paris und Washington: das internationale Währungssystem der 1960er Jahre. Gerade die deutliche Schwächung des Dollars während der Präsidentschaft Eisenhowers, aber auch während der seines Nachfolgers, war für de Gaulle eine gute Gelegenheit, die amerikanische Regierung anzugreifen.⁶⁷⁴ Während Kennedy um jeden Preis den Dollar als Leitwährung und damit die Koppelung an den Goldwert beibehalten wollte, sah dies die französische Regierung anders.⁶⁷⁵ Diese Problematik zeigt auch die schwierige Situation für Kennedy und seine wirtschaftspolitischen Berater: Zwar wollte man prinzipiell die amerikanische Freihandelsagenda auch gegenüber den französischen Verbündeten rigoros durchsetzen, musste dies aber aus einer handels- und währungspolitisch schwierigen Lage heraus tun. Damit war das amerikanische Drohpotential gegenüber Paris im Grunde genommen begrenzt. Anders als Bonn war Paris durchaus gewillt, diese Schwäche der USA auch auszunutzen.

Insofern war es für Washington wichtig, bei den entscheidenden Akteuren der europäischen Integration genügend Rückhalt zu haben, um Frankreich ausreichend kontrollieren zu können. Allerdings waren sich die Berater Kennedys nicht immer sicher, ob es diesen Rückhalt bei den anderen EWG-Mitgliedsländern für die amerikanische Handelspolitik wirklich gäbe:

„We are apprehensive that the French may force the issue with the other Five in terms of jeopardizing the future of either the Common Market or the trade negotiations, and that in doing so will be in a position to extract concessions from the other Five to the extent that French views will be reflected disproportionately in the ultimate EEC position in the trade negotiations.“⁶⁷⁶

⁶⁷² Vgl. Erin Mahan, *Kennedy, de Gaulle and Western Europe*, Basingstoke 2002, S. 128ff.

⁶⁷³ Vgl. Ludwig Erhard, *Wohlstand für alle*, S. 159-192.

⁶⁷⁴ Vgl. Bernard Ledwidge, *De Gaulle et les Américains: conversations avec Dulles, Eisenhower, Kennedy, Rusk 1958-1964*, Paris 1984, S. 131 ff.

⁶⁷⁵ Vgl. Barry Eichengreen, *The European economy*, S. 186.

⁶⁷⁶ William H. Brubeck, *Memorandum for Mr. McGeorge Bundy, French Foreign Economic Policy in Relation to Trade Negotiations*, in: *Papers of President Kennedy, National Security Files, Countries, France general, box 72, JFKL*.

Die Kennedy-Administration änderte ihre Strategie nun dahingehend, dass sie den Verhandlungen mit der EWG-Kommission selbst höhere Bedeutung zumaß und hofften, darüber besseren Einfluss auf die Handelspolitik de Gaulles zu haben. Natürlich war diese Strategie, die französische Blockade-Haltung über direkte Verhandlungen mit der EWG-Kommission zu umgehen, nicht ganz einfach, dennoch konnte Washington vor allem bei Walter Hallstein, dem EWG-Präsidenten, mit mehr Verständnis für die Freihandelspolitik rechnen.

Grundsätzlich war der Kennedy-Administration der Gegensatz zwischen den politischen Ansätzen de Gaulles und Hallsteins auch schon in anderen Zusammenhängen aufgefallen, so zum Beispiel bei der Frage, ob Großbritannien Mitglied in der EWG werden sollte oder in Diskussionen über den politischen Aufbau der europäischen Integration. Hallstein, ein früherer Rechtsprofessor und Staatsminister im Auswärtigen Amt, vertrat eine ähnlich integrationsfreundliche Politik wie sein Förderer Adenauer.⁶⁷⁷ Die Kontroversen zwischen der französischen Regierung und der EWG-Kommission waren praktisch während der gesamten Amtszeit Hallsteins von 1959 bis 1967 vorprogrammiert, zumal der EWG-Präsident für ein ambitioniertes politisches Programm stand:

„In order to measure the success of the Hallstein Commission, it is helpful to identify the multiple goals that it set itself. This article will focus on four. The first of these was of gaining an independent institutional existence: of using the rather unclear mandate by the Treaty of Rome and the limited funds and resources (...) made available by the member state governments to establish a working entity in Brussels. A second equally vital task was that of creating a central role for the Commission in the Community policy-making process (...) Also important, perhaps unexpectedly so, was the process of establishing the Commission as, in Hallstein's words, 'a new factor in international life'“⁶⁷⁸

Diese Vorhaben Hallsteins waren für Paris allein schon eine Provokation, denn der französischen Regierung, die grundsätzlich das Modell eines intergouvernementalen Europas propagierte, konnte mit Hallsteins Plan, die EWG zu einem eigenständigen Akteur der internationalen Politik zu machen, nicht einverstanden sein.⁶⁷⁹ Ein anderer Aspekt kam hinzu: Hallstein hatte als Präsident der EWG besonders in der europäischen Handelspolitik die Interessen aller Mitgliedsstaaten der EWG zu berücksichti-

⁶⁷⁷ Vgl. Wilfried Loth, Hallstein und de Gaulle: die verhängnisvolle Konfrontation, in: Wilfried Loth (Hrsg.), Walter Hallstein: Der vergessene Europäer, Bonn 1995, S. 171-189.

⁶⁷⁸ Piers Ludlow, A supranational icarus? Hallstein, the early Commission and the search for an independent role, in: Antonio Varsori (Ed.), Inside the European community: actors and policies in the European integration 1957-1972, Baden-Baden 2006, S. 23-37, hier: S. 38.

⁶⁷⁹ Vgl. Maurice Vaisse, La grandeur: politique étrangère du general de Gaulle 1958-1969, Paris 1998, S. 545.

gen, dabei war ihm wie auch den Amerikanern nicht verborgen geblieben, dass es aus den kleineren EWG-Mitgliedsstaaten wie zum Beispiel den Niederlanden deutliche Bedenken gegenüber der französischen Agrarpolitik gab. Gerade für die amerikanische Regierung war es in der Handelspolitik wichtig, diesen kritischen Stimmen Beachtung zu schenken, denn damit hoffte man, eine Möglichkeit gefunden zu haben, die französische Politik auf indirektem Wege beeinflussen zu können. Die Kritikpunkte der niederländischen Regierung an den französischen Vorstellungen in der Handelspolitik ähnelten in weiten Teilen denen der Kennedy-Administration auch wenn die Einwände aus einer anderen Perspektive erfolgten: für ein Staat wie die Niederlande war der Zugang zum Weltmarkt von großer Bedeutung, da der Außenhandel in der niederländischen Wirtschaft einen wesentlich größeren Stellenwert besaß als bei den großen Nachbarstaaten wie zum Beispiel Deutschland und Frankreich. Dies ist insofern verständlich, als das besonders im Bereich der niederländischen Agrarwirtschaft der eigene heimische Markt viel zu klein war, um die Produkte dort verkaufen zu können:

„Traditionally, one of the striking characteristics of the Dutch economy was its dependence on international trade. Trade in goods and services contributed more than forty per cent on national. The importance of international trade made the aim of reducing or eliminating trade barriers one of the key elements in Dutch foreign policy.“⁶⁸⁰

Folglich hoffte die niederländische Regierung auf die Fürsprache der EWG-Kommission in Handelsfragen. Allerdings musste sich die Kommission auch mit den großen EWG-Mitgliedsstaaten absprechen, die vor allem in Gestalt von Frankreich an dem Status quo in der Agrarpolitik festhalten wollten, denn das von Paris bevorzugte System legte mehr Wert auf die sichere Versorgung der europäischen Bevölkerung mit Agrarprodukten zu fairen Preisen als auf echten Wettbewerb zwischen den Anbietern.⁶⁸¹

Gerade die Interessen dieser kleineren Staaten wollte sich Washington in den direkten Verhandlungen mit Hallstein und seinen Amtskollegen in der EWG-Kommission zu nutzen machen. Daher wiesen die außenpolitischen Berater in Memoranden vor solchen Verhandlungen den Präsidenten häufig darauf hin, Folgendes in den Gesprächen zu betonen:

⁶⁸⁰ Vgl. dazu: Johan Molegraaf / Ralph Dingemans, *The Netherlands and the common agricultural policy, 1958-1963*, in: Anne Deighton/ Alan S. Milward (Hrsg.), *Widening, deepening and acceleration: the European economic community 1957-1963*, Baden-Baden 1999, S. 151-167, hier: S. 151.

„The French are the principal problem. They have not yet shown their hand and apparently want to avoid being isolated as they were in January. But they are doing everything they can to throw road-blocks in the way of a rapid decision on the kind of negotiations we want. However, the other Five are apparently ready to use their considerable bargaining power on internal Common Market issues to bring the French along.“⁶⁸²

Obgleich Kennedys Verhältnis zur EWG-Kommission insgesamt sehr gut war, konnten in diesen Verhandlungen die grundlegenden Streitigkeiten zwischen der Kennedy-Administration und der französischen Regierung auch nicht behoben werden, denn dafür war der Einfluss der Kommission zu gering. Kennedy konnte in seiner kurzen Amtszeit die transatlantischen Handelskontroversen nicht lösen. Sein Nachfolger Johnson sollte mit denselben Herausforderungen zu tun haben wie er selbst. Auf die weitere handelspolitische Entwicklung im transatlantischen Kontext der 1960er Jahre soll nun genauer eingegangen werden.

5. Zwischenergebnis

Kennedys Leitmotiv in der Außenpolitik war das Streben, die amerikanische Position an die Herausforderungen des Kalten Krieges in den 1960er Jahren anzupassen. Dies bedeutete auch, neue, unkonventionelle Schritte in der Handelspolitik zu gehen.⁶⁸³ Gerade diese Politik einer „New Frontier“ sollte auch seine Leitlinie in der internationalen Handelspolitik werden: „John F. Kennedy hoped that liberal trade would reinvigorate America’s economy, balance its international payments, and help unify capitlist nations into a solid front against global communism.“⁶⁸⁴

In diesem Kapitel wurde deutlich, dass das Fundament der amerikanischen Handelspolitik nach dem Zweiten Weltkrieg nicht erst während der Amtszeit Kennedys gelegt wurde, sondern bereits in den Regierungszeiten seiner Vorgänger Truman und Eisenhower in den 1950er Jahren. Die USA wollten nach dem Zweiten Weltkrieg nicht dieselben Fehler begehen wie nach dem Ersten Weltkrieg, als man sich von amerikanischer Seite sehr spät und unzureichend mit einer Nachkriegsordnung für Europa beschäftigt hatte. Nun sollte die Schaffung von multilateralen Institutionen wie der

⁶⁸¹ Vgl. allgemein zur Struktur der Gemeinsamen Agrarpolitik der EWG: Gisela Hendriks, *The Creation of the Common Agricultural Policy*, in: Anne Deighton / Alan S. Milward (Hrsg.), *Widening, deepening and acceleration: the European economic community 1957-1963*, Baden-Baden 1999, S. 139-151

⁶⁸² Christian H. Herter, *Memorandum for the President, Your Meeting with EEC Comissioners Rey and Marjolin, 01.05. 1963*, in: *Papers of President Kennedy, National Security Files, Carl Kaysen, Trade Policy box 379, JFKL*.

⁶⁸³ Vgl. Stephan Bierling, *Geschichte der amerikanischen Außenpolitik*, S. 132 f.

NATO in der Sicherheitspolitik und der Bretton-Woods-Institutionen, wie dem GATT und der Weltbank die amerikanische Hegemonialstellung im westlichen Bündnis sichern. Allerdings brachte der rasante wirtschaftliche Aufschwung in Europa Nachteile für die amerikanische Wirtschaft mit sich. Der größte Nachteil war sicherlich das beständig wachsende Handelsbilanzdefizit zwischen den USA und den europäischen Verbündeten.

Auch wenn sich die Kennedy-Administration bei Amtsantritt grundsätzlich dem Freihandel verpflichtet sah, musste sie dennoch versuchen, auf die nachlassende Leistungsfähigkeit der amerikanischen Wirtschaft im transatlantischen Vergleich eine Lösung zu finden. Sie tat dies mit einer Doppelstrategie: auf der einen Seite verstärkte sie mit dem Trade Expansion Act ihr Bemühen, den Freihandel in der Welt durch substantielle Zollsenkungen voranzutreiben und auf der anderen Seite scheute sie sich nicht, die europäischen Verbündeten massiv unter Druck zu setzen, um ihrerseits das Defizit zu reduzieren.

Frankreich, sah die Freihandelspolitik, die Kennedy im Großen und Ganzen praktizierte ziemlich kritisch, denn Paris praktizierte grundsätzlich eine Wirtschaftspolitik, die eher am Protektionismus orientiert war. Gerade die europäische Wirtschaftsgemeinschaft sollte in den Augen de Gaulles ein wichtiges Instrument sein, um französische Handelsinteresse international durchzusetzen. Hierbei zeigte sich einmal mehr, dass Kennedy und de Gaulle zwar beide die europäische Integration befürworteten und förderten, sie aber dennoch unterschiedliche Ziele verfolgten.

⁶⁸⁴ Thomas Zeiler, *American trade and power*, S, 246.

KAPITEL VII:

DIE KONTROVERSE UM EINEN MÖGLICHEN BRITISCHEN EWG-BEITRITT

Die bisherigen Schritte in der Analyse der Europapolitik Präsident Kennedys haben deutlich gezeigt, dass sich das Europa-Konzept der amerikanischen Regierung nicht wie erhofft umsetzen ließ.⁶⁸⁵ Auch wenn sowohl die europäischen als auch die amerikanischen Diplomaten und Politiker grundsätzlich nicht an dem Sinn der transatlantischen Partnerschaft und der europäischen Integration zweifelten, so wurden doch die unterschiedlichen Akzente in der Sicherheits- und Wirtschaftspolitik im Laufe der Regierungszeit Kennedys deutlich. Frankreichs Präsident Charles de Gaulle ließ dementsprechend keine Gelegenheit aus, seine Politik der Unabhängigkeit Frankreichs und damit verbunden der starken Rolle, die die EWG in der internationalen Gemeinschaft spielen sollte, deutlich zum Ausdruck zu bringen. Dabei konzentrierte sich die transatlantische Diskussion anfangs auf die Schaffung einer transatlantischen Nuklearstreitmacht (MLF) oder die unterschiedlichen Ansichten in der internationalen Handelspolitik. Die regelmäßigen Provokationen der französischen Regierung gegenüber Washington und umgekehrt die Hilflosigkeit der Kennedy-Administration mit dieser Herausforderung angemessen umzugehen, ließen die Zweifel am Fortbestand einer effektiven transatlantischen Partnerschaft, die mehr sein sollte als bloße Rhetorik, eher größer als kleiner werden.⁶⁸⁶

Im Laufe der Amtszeit Kennedys rückte allerdings ein weiteres Thema in den Mittelpunkt, das sogar noch brisanter für den Fortbestand von NATO und europäischer Integration war als die anderen Konfliktpunkte: der Antrag Großbritanniens auf Mitgliedschaft in der EWG. Diese Kontroverse soll im Mittelpunkt dieses Kapitels der Studie stehen. Wie kaum ein anderer Konflikt im transatlantischen Bündnis der

⁶⁸⁵ Vgl. Dean Acheson, „A Review of North Atlantic Problems for the Future“, March 1961, JFK Library, National Security Files, Box 220, folder (Acheson Report), 3 1961, JFKL.

⁶⁸⁶ Vgl. dazu die Rede des amerikanischen Botschafters John W. Tuthill in Belgien über den Zustand der amerikanisch-europäischen Beziehungen, John W. Tuthill, U.S.: European Economic Relations: Where we stand - Where we going, 12.03.1963, in: CCE, CEAB5, N: 1157/ 3, Archiv der Europäischen Kommission Brüssel. Der amerikanische Diplomat beschreibt in der Rede die zunehmenden Spannungen im transatlantischen Verhältnis mit folgenden Worten: „I suspect that historians, in looking back at 1963, will say that in this year the nations of the North Atlantic area came to a cross-road. They came

1960er Jahre betraf dieser die innere Organisation der EWG. Seit dem erfolgreichen Beginn der europäischen Zusammenarbeit in den 1950er Jahren, die letztlich mit der Ratifizierung der Römischen Verträge 1957 ihren Höhepunkt fand, war der wirtschaftliche Erfolg der Kooperation der sechs EWG-Gründungsmitglieder was den internationalen Handel anbetraf, nicht zu übersehen. Daher war es nicht verwunderlich, dass sich auch die britische Regierung verstärkt für dieses politische Projekt zu interessieren begann. Dies war für die französischen Interessen innerhalb der EWG alles andere als erfreulich, denn gerade de Gaulle sah die kontinuierliche Entwicklung der europäischen Integration als elementar für die französische Außenpolitik an. Grundmaxime bei dieser Fortführung der europäischen Integration sollte aber die Vormachtstellung Frankreichs in Europa sein.⁶⁸⁷ Genau dies war mit dem Interesse Londons an einer Mitgliedschaft in der EWG gefährdet, denn der politischen Führung in Paris war durchaus bewusst, dass sich London als potentielles Mitglied der europäischen Gemeinschaft dem Willen Frankreichs nicht unterordnen würde.⁶⁸⁸ Großbritannien würde sich, so die Erwartung von Paris, in jedem Fall weiterhin als internationale Großmacht verstehen und würde sich damit von der Bundesrepublik Deutschland, die sich dem französischen Machtwillen zwar nicht vollkommen unterordnete, aber keinen Konflikt mit Frankreich suchte, unterscheiden. Gleichzeitig hatte das Beitrittsbegehren große Auswirkungen auf die Europa-Politik der Kennedy-Administration, da die USA, als besonderer Partner Großbritanniens, das Anliegen Londons mit großem Interesse verfolgte.⁶⁸⁹ Anhand folgender Struktur soll in diesem Kapitel das Thema analysiert werden:

Im ersten Teil wird die Ausgangslage der britischen Außenpolitik nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges diskutiert. Dies ist insofern ein wichtiger Punkt in diesem Teil der Studie, als dass sich London in den ersten Nachkriegsjahren als internationale Großmacht fühlte, seinen Einfluss in der internationalen Gemeinschaft geltend ma-

to a cross-roads because the very fundamentals of the way they had been dealing with their problems were called into serious question.“

⁶⁸⁷ Vgl. Maurice Vaisse, *La Grandeur: Politique étrangère du general de Gaulle 1958-1969*, Paris 1998, S. 172 ff.

⁶⁸⁸ Vgl. Maurice Vaisse, *De Gaulle et l'élargissement du marché commun, 1961-1963*, in: Anne Deighton/ Alan S. Milward (Hrsg.), *Widening, Deepening and Acceleration: The European Economic Community 1957-1963*, Baden-Baden 1999, S. 199-211.

⁶⁸⁹ Vgl. Gladwyn, *De Gaulle's Europe or why the general says No*, London 1969, S. 56-78.

chen wollte und die ersten Entwicklungen der europäischen Zusammenarbeit distanziert zur Kenntnis nahm.⁶⁹⁰

Im zweiten Abschnitt wird der für viele Beobachter überraschende Wandel in der Europapolitik Londons diskutiert, die sich nun verstärkt für die erfolgreiche Entwicklung in der europäischen Zusammenarbeit interessierte und ihre Zurückhaltung aufgab. Dieser Wandel gipfelte schließlich 1962 in der Bewerbung der britischen Regierung unter Harold McMillan um die Mitgliedschaft in der EWG.

Gerade dieser wichtige Schritt in der britischen Außenpolitik rief selbstverständlich unter den wichtigsten Verbündeten Londons höchst unterschiedliche Reaktionen hervor. Im dritten Part soll zuerst die Haltung der Kennedy-Administration zum britischen Gesinnungswandel in dieser Frage diskutiert werden. Wegen der besonders engen Beziehungen zwischen beiden Ländern, die sich unter anderem im gemeinsamen Kampf gegen das nationalsozialistische Deutschland bewährt hatten, sah Kennedy in einer möglichen Mitgliedschaft Londons in der EWG eine neue strategische Option, seine Vision von einer neu belebten transatlantischen Partnerschaft, verwirklichen zu können. Anhand interner Protokolle wird in diesem Abschnitt auch auf die Diskussionen unter Kennedys wichtigsten außenpolitischen Beratern eingegangen werden.

Im vierten Teil soll nun die Position von Kennedys Gegenspieler de Gaulle näher analysiert werden. Das ist von Bedeutung, denn an kaum einer anderen Frage der internationalen Politik unterschieden sich die Positionen der beiden Staatsmänner so explizit wie an der Frage, ob der mögliche britische Beitritt in die EWG sinnvoll sein könnte oder nicht.⁶⁹¹ Die Skepsis de Gaulles begründete sich dabei vor allem auf der Vorstellung, London könne auch noch nach dem Zweiten Weltkrieg von seinem Empire profitieren und damit die Machtverhältnisse innerhalb der europäischen Integration erheblich verändern.⁶⁹² Auch wenn der Dekolonialisierungsprozess zu diesem Zeitpunkt, also Anfang der 1960er Jahre, schon längst begonnen hatte, und auch Großbritannien infolgedessen an Einfluss in der internationalen Politik verloren hatte, hielt sich in Paris das Ressentiment gegenüber der britischen Außenpolitik schon seit

⁶⁹⁰ Zu der britischen Haltung gegenüber der Anfangsphase der europäischen Integration: vgl. Roger Bullen, *The British government and the Schuman Plan May 1950-March 1951*, in: Klaus Schwabe (Hrsg.), *Die Anfänge des Schuman-Plans 1950 / 51*, Baden-Baden 1988, S. 199-211.

⁶⁹¹ Die grundsätzlichen Motive der französischen Europapolitik werden detailliert in dem Aufsatz von Robert Frank dargestellt: vgl. Robert Frank, *The French alternative: economic power through the empire or through Europe?*, in: Ennio Di Nolfo, *Power in Europe? II, Great Britain, France and Italy and the origins of the EEC, 1952-1957*, Berlin 1992, S. 160-174.

den 1950er Jahren: „There was also resentment in France of the political dominance of the United States, highlighted in 1956 when a joint Franco-British force attempted to reposses the Suez Canal from Egypt, whose President Nasser had nationalized it, only to be prevented by US opposition. The incident also caused a deterioration of Franco-British relations, because it was the British who bowed to US pressure to halt the operation when the French wanted to go on.“⁶⁹³

Im fünften Abschnitt dieses Kapitels soll schließlich der deutsche Standpunkt in dieser Frage diskutiert werden, denn auch für die deutsche Position in Europa hatte die Kontroverse um eine mögliche Zugehörigkeit Großbritannien zur EWG weitreichende Konsequenzen. Anders als Frankreich hatte die Bundesregierung unter Konrad Adenauer keine Ambitionen, die Vormachtstellung der USA im transatlantischen Bündnis herauszufordern, doch wirtschaftlich betrachtet, war die dominante deutsche Rolle in der EWG durch einen möglichen Beitritt Londons durchaus gefährdet.⁶⁹⁴ Daher wurde die Entscheidung Londons, sich nun doch nach langer Abstinenz, der europäischen Integration anzunähern, heftig diskutiert. Diese Kontroverse soll anhand von internen Gesprächsprotokollen nachgezeichnet werden.

1. Die britische Bewerbung um einen Platz in der EWG

Dass es schon nach wenigen Jahren 1961 in der britischen Europapolitik eine radikale Kehrtwende geben konnte und ernsthaft eine Bewerbung für die Mitgliedschaft in der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) erwogen wurde, hat natürlich eine Vorgeschichte, die nicht unbedingt nur etwas mit der enorm erfolgreichen Entwicklung der europäischen Institutionen zu tun hat.⁶⁹⁵

Erstens gab es Mitte der 1950er Jahre ein wichtiges Ereignis der internationalen Politik, dass der britischen Regierung eindrucksvoll demonstrierte, wie marginal ihre Rolle neben dem starken Partner, den USA, mittlerweile geworden war: die Suez-Krise 1956.

⁶⁹² Vgl. zu den globalen Auswirkungen des Kalten Krieges besonders für die britische Außenpolitik, Odd Arne Westad, *The global Cold War*, Cambridge 2007, S. 73-110.

⁶⁹³ Stephen George, *An awkward partner: Britain in the European community*, Oxford 1990, S. 7.

⁶⁹⁴ Vgl. Gregor Schöllgen, *Die Außenpolitik der Bundesrepublik Deutschland: Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, München 2003, S. 52.

⁶⁹⁵ Allgemein zu der britischen Diskussion über einen möglichen EWG-Beitritt vgl. Wolfram Kaiser, *To join, or not to join: the „Appeasement“ policy of Britain’s first EEC application*, in: Brian Brivati / Harriet Jones (Hrsg.), *From reconstruction to integration: Britain and Europe since 1945*, London 1993, S. 144-147.

In der Frühphase des Kalten Krieges geriet der Nahe Osten spätestens nach der Staatsgründung Israels in den Mittelpunkt des Interesses der internationalen Gemeinschaft. Dabei war neben dem Konflikt zwischen Israel und seinen Nachbarn auch die Politik des ägyptischen Präsidenten Nasser sehr wichtig, der plante, den Bau des Assuan-Staudamms, ein aus geostrategischen Gesichtspunkten wichtiges Projekt in Ägypten voranzutreiben.⁶⁹⁶ Zuerst unterstützte ihn der Westen, allen voran die USA, Frankreich und Großbritannien bei diesem Vorhaben. Diese Unterstützung wurde allerdings von den westlichen Staaten in dem Moment wieder zurückgezogen, als Nasser sich weigerte, dem gegen den Ostblock gerichteten Bagdad-Pakt beizutreten.⁶⁹⁷ Nasser sah sich als den wichtigsten Vertreter des Panarabismus und forderte deshalb eine unabhängige Stimme der arabischen Staaten und orientierte sich an den neutralen blockfreien Ländern wie Indien oder Indonesien, die sich seit dem Gipfeltreffen von Bandung 1955 als Bündnis organisiert hatten. Diese Wende missfiel den USA, Frankreich und Großbritannien sehr, zumal Ägypten zusätzlich noch Waffenhilfe aus der Sowjetunion bezog. Israel griff daraufhin seinen Nachbarstaat an, da es sich in Bedrängnis sah und hoffte auf westliche Unterstützung. Großbritannien und Frankreich waren bereit, diese zu gewähren, und wollten Nasser stürzen, um eine kooperationswilligere ägyptische Regierung installieren zu können. Die USA unter Präsident Eisenhower dagegen blieben zurückhaltend, da sie nach dem gescheiterten Aufstand in Ungarn im selben Jahr keinen weiteren Konflikt mit der Sowjetunion wollten. Die Reaktion der amerikanischen Regierung löste bei den Verbündeten Frankreich und vor allem Großbritannien, die traditionell einflussreiche Mächte im Nahen-Osten waren, Unverständnis aus, aber letztlich setzte sich Washington gegenüber seinen Partnern durch. Gerade diese diplomatische Niederlage löste in der britischen Innenpolitik zumindest schrittweise ein Umdenken aus:

„The Suez Crisis of 1956 not only highlighted Britain’s inability to dictate world events, it also presented an opportunity to reconsider the country’s international role, and in early January 1957 the Foreign Secretary, Selwyn Lloyd, proposed to the cabinet that Britain should seek a European future.“⁶⁹⁸

Neben den Veränderungen in den internationalen Beziehungen der 1950er Jahre gab es allerdings noch einen weiteren Grund für die Überarbeitung der europapolitischen Strategie Londons: der zunehmende Erfolg der europäischen Integration vor

⁶⁹⁶ Vgl. Odd Arne Westad, *The global cold war*, S. 119 ff.

⁶⁹⁷ Vgl. Bernd Stöver, *Der Kalte Krieg: Geschichte eines radikalen Zeitalters 1947-1991*, München 2007, S. 128.

⁶⁹⁸ John W. Young, *Britain and European unity*, S. 103.

allem auf dem Gebiet der Handelspolitik. Gerade dieser Politikbereich war von den britischen Außenpolitikern zu Beginn der Integrationsgeschichte als wichtigen Grund für die Sonderrolle Londons genannt. Doch entgegen den Erwartungen der britischen Politik entwickelte sich die europäische Integration sehr erfolgreich. Als erster wichtiger Schritt dieser Entwicklung ist hierbei der Schuman-Plan zu nennen, der gleichzeitig der Grundstein für die Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl war. Schon kurz nach der Unterzeichnung dieses ersten wichtigen Vertrages musste die britische Politik zwei kleine diplomatische Niederlagen hinnehmen. Zum einen konnten sich Frankreich und Deutschland, die lange Zeit Rivalen gewesen waren, auf diese Wirtschaftskooperation einigen, womit London nicht gerechnet hatte und zum anderen unterstützten die USA diese Zusammenarbeit. Zudem ließ Washington keine Präferenz für die besondere Beziehung zu Großbritannien erkennen.⁶⁹⁹ Auch wenn London nach wie vor von dem Scheitern der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl ausging, da man dieses Projekt unter den britischen Außenpolitikern als zu unrealistisch ansah, bedeutete die einigermaßen positive Reaktion Washingtons darauf, dass sich Großbritannien seiner herausgehobenen Stellung im transatlantischen Bündnis nicht mehr sicher sein konnte. Im amerikanischen Außenministerium gab es sogar eine gewisse Enttäuschung darüber, dass Großbritannien aus eher nationalen Beweggründen, eine Führungsrolle in der entstehenden europäischen Kooperation ablehnte:

„The British could potentially play a substantial role in European integration. However, as early as July 1955, officials in the state Department had mostly written them off as participants in a future European atomic energy authority, since they seemed “to be more interested in cooperative efforts within the OEEC framework than a six-nations approach.”⁷⁰⁰

Dies war für die amerikanische Seite insofern frustrierend gewesen, als dass man seit Beginn der europäischen Zusammenarbeit versucht hatte, die Briten davon zu überzeugen, dass grundsätzlich für die amerikanische Administration die besonderen Beziehungen zu Großbritannien und die gleichzeitige Unterstützung für die europäische Integration von gleicher Bedeutung waren. Dies kann man besonders eindrucksvoll in den Memoranden des State Departments aus dieser Zeit nachlesen:

„It should be our line with the British to assure them that we recognize the special relationship between our two countries and that we recognize their special relationship

⁶⁹⁹ Vgl. John W. Young, *Britain and European unity*, S. 27/ 28.

⁷⁰⁰ Pascaline Winand, *Eisenhower, Kennedy, and the United States of Europe*, New York 1993, S. 80.

with regard to the Commonwealth. We should insist however, that these relationships are not incompatible with close association in a European framework.”⁷⁰¹

Dennoch blieb London bei seiner europaskeptischen Haltung und schien auch nach dem gescheiterten Versuch, eine gemeinsame europäische Armee zu schaffen, darin bestätigt.

Die Idee einer europäischen Armee war für die Strategen der europäischen Integration um Jean Monnet in gewisser Hinsicht die logische Konsequenz aus dem erfolgreichen ersten Schritt in der europäischen Zusammenarbeit: der Schaffung einer Wirtschaftskooperation. Gerade für die deutsche Regierung unter Bundeskanzler Konrad Adenauer war dieses Prinzip der schrittweisen Vertiefung der europäischen Integration und ihre Übertragung auf andere Politikbereiche eine willkommene Gelegenheit, wieder ein anerkanntes Mitglied in der europäischen Staatengemeinschaft zu werden.⁷⁰² Die skeptische Haltung Großbritanniens gegenüber dem Plan, einer europäischen Verteidigungsgemeinschaft hatte allerdings nichts mit der Sorge vor einer deutschen Großmacht in Europa zu tun. Ganz im Gegenteil: von britischer Seite begrüßte man grundsätzlich einen möglichen deutschen Verteidigungsbeitrag in der immer härteren Auseinandersetzung des Kalten Krieges und unterstützte den amerikanischen Vorschlag: „Bevin, after some initial doubts, decided to support the American proposal. He argued that German rearmament would take time to achieve and could be carefully controlled...”⁷⁰³ Anders war allerdings die Haltung der französischen Seite gegenüber solchen Plänen. Sie artikulierte in der Tat die Furcht vor einer erneuten deutschen Militarisierung. Was im Laufe der langwierigen Verhandlungen zwischen den Mitgliedsstaaten der Europäischen Gemeinschaft von Kohle und Stahl immer deutlicher zum Vorschein kam, war die fehlende Klarheit über die genauere Realisierung einer europäischen Armee. Wie viele Divisionen sollte sie haben? Wie sollte die exakte Kommandostruktur aufgebaut sein? Sollte in Zukunft eine europäische Armee die einzelnen nationalen Armeen ergänzen oder gar ersetzen. All dies waren Fragen, auf die die Europäer keine schnellen Antworten fanden.⁷⁰⁴ Die Ablehnung dieses Vorschlags in der französischen Nationalversammlung 1954 dokumentiert letztlich, dass die Aufgabe nationaler Souveränität vor allem auf dem Gebiet der

⁷⁰¹ FRUS, 1950, Volume II, S. 874-875, in: Arthur Turner (Hrsg.), *Britain and European Integration 1945-1998*, London 2000, S. 70.

⁷⁰² Vgl. John Gillingham, *European integration 1950-2003: superstate or new market economy?*, Cambridge 2003, S. 41 ff.

⁷⁰³ John W. Young, *Britain and European unity*, S. 33.

⁷⁰⁴ Hans-Heinrich Jansen, *Großbritannien, das Scheitern der EVG und der NATO: Beitritt der Bundesrepublik Deutschland*, Bochum 1992, S. 62 ff.

Sicherheits- und Verteidigungspolitik für viele Staaten nicht akzeptabel erschien. Insofern sahen sich die Briten in einer komfortablen Position, denn ihre Befürchtungen, die europäische Integration könne sich mehr und mehr rücksichtslos in nationale Angelegenheiten einmischen, waren, so meinte zumindest die britische Regierung, begründet. Abgesehen davon waren die britischen Euroskeptiker davon überzeugt, dass sich die einzelnen EGKS (europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl)-Mitgliedsstaaten durch die langen Entscheidungsprozesse und die damit verbundene Suche nach einem Kompromiss, der sowohl die kleinen als auch die großen Staaten zufriedenstellte, selbst blockieren würde. Zudem waren sie mit der weiteren Entwicklung der sicherheitspolitischen Entscheidungen in Europa 1954 / 55 nicht unzufrieden. Schließlich war es ein der Ziel der USA, aber eben auch Großbritanniens, nach dem Scheitern des EVG-Plans, ein sicherheitspolitisches Vakuum zu vermeiden und die Bundesrepublik so schnell wie möglich in die NATO aufzunehmen, auch wenn diese nicht den französischen Sicherheitsinteressen entsprach. Dem entsprechend stellte der britische Außenminister Bevin fest:

„If we produce a workable plan, the Americans are unlikely to allow it to fail through the lack of the essential American support. If, however, we are to do this it will be necessary for the French to face some unpleasant realities. They will have to accept German sovereignty and German membership of NATO and withdraw or drastically reduce their safeguard proposals.“⁷⁰⁵

Schließlich wurde die Bundesrepublik Deutschland 1955 tatsächlich Mitglied der NATO.

Diese politische Entwicklung mit den zähen Verhandlungen über die Europäische Verteidigungsgemeinschaft bedeutete zwar für die britische Regierung zunächst eine Bestätigung ihrer europapolitischen Abstinenz, allerdings sollte sich bald herausstellen, dass vor allem die wirtschaftspolitische Integration in Europa so erfolgreich wurde, dass die britische Politik nicht mehr lange aufrecht zu erhalten war.⁷⁰⁶ Ein wichtiger Schritt auf dem Weg hin zu einer immer stärkeren europäischen Wirtschaftskooperation waren schließlich die Römischen Verträge 1957. Allerdings blieb die britische Regierung zumindest noch während der Verhandlungen vor allem während der Messina-Konferenz, skeptisch, denn zeitweise schien es so, als ob dieses Vorhaben genauso wie die Europäische Verteidigungsgemeinschaft scheitern sollte.⁷⁰⁷ Im Endeffekt konnten sich die Europäer auf einen gemeinsamen europäischen Wirtschafts-

⁷⁰⁵ Anthony Eden, *The memory of Sir Anthony Eden*, 1960, in: David Gowland / Arthur Turner (Hrsg.), *Britain and European Integration 1945-1998: a documentary history*, London 2000, S. 31-32.

⁷⁰⁶ Vgl. Stephen George, *Britain and European integration since 1945*, Oxford 1991, S. 41.

raum einigen, der deutlich umfassender sein sollte als die bisherige Zusammenarbeit, die lediglich den Kohle- und Stahl-Sektor betraf. Gerade dieser große Erfolg in der europäischen Integrationsentwicklung führte zu hektischen Diskussionen innerhalb der britischen Regierung. Wichtige Mitglieder der britischen Regierung, wie der Finanzminister und spätere Premierminister Harold Macmillan befürchteten, die britische Zurückhaltung gegenüber den Messina-Verhandlungen sei ein schwerwiegender Fehler gewesen. Auch wenn diese Warnung Macmillans noch keine große Beachtung in der britischen Politik fand, zeichnete sich eine Kehrtwende in der Europapolitik ab.⁷⁰⁸ Zwar hoffte man in London immer noch, das Konzept einer europäischen Freihandelszone durchsetzen zu können, aber die Chancen schwanden. Zwar versuchte man, in Verhandlungen mit den Staaten, die die Römischen Verträge unterzeichnet hatten, für eine Einbindung der europäischen Integration in eine europäische Freihandelszone zu werben, doch dieser Vorschlag wurde von den EWG-Gründungsstaaten brüsk zurückgewiesen. Diese Staaten sahen den britischen Vorschlag als einen Angriff auf ihr neues supranationales europäisches Regierungssystem.⁷⁰⁹ Folglich musste London, um dieses Projekt, das nun nicht mehr OEEC (Organisation for European Economic Cooperation) hieß, sondern EFTA (European Free Trade Area) fortführen zu können auf europäische Staaten zugehen, die nicht EWG-Mitglieder waren. Insgesamt waren nun aber alle starken europäischen Wirtschaftsnationen bereits Mitglied in der europäischen Wirtschaftsgemeinschaft, was den britischen Plan, eine effiziente Freihandelszone in Europa zu etablieren, zunichte machte.⁷¹⁰ Somit war für die Änderung der europapolitischen Strategie Großbritanniens letztlich mehrere Gründe verantwortlich: der Verlust des Status einer internationalen Großmacht nach der Suez-Krise, der aus Sicht Londons überraschende Erfolg der europäischen Institutionen vor allem nach dem Abschluss der Römischen Verträge 1957, das Scheitern der Etablierung einer Freihandelszone unter britischer Führung und schließlich die Position der amerikanischen Regierung dazu. Diese hatte unter der Führung Eisenhowers immer deutlich gemacht, dass für die außenpolitische Strategie der USA die besonderen Beziehungen zu Großbritannien zwar von großer Bedeutung wären, dass aber der Aufbau einer starken europäischen Integration denselben Stellenwert hätte. Die Summe all dieser Gründe war im Ergebnis ent-

⁷⁰⁷ Vgl. Jürgen Elvert, *Die europäische Integration*, S. 66.

⁷⁰⁸ Vgl. Stephen George, *Britain and European integration*, S. 42

⁷⁰⁹ Vgl. Jürgen Elvert, *Die europäische Integration*, S. 73.

⁷¹⁰ Vgl. David Gowland / Arthur Turner, *Reluctant Europeans: Britain and European Integration 1945-1998*, Harlow 2000, S. 55.

scheidend für den britischen Antrag auf Mitgliedschaft in der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft 1962.

Zweifellos war diese neue Strategie in der britischen Außenpolitik für die europäischen Partner eine Überraschung, für Frankreich allerdings ein Affront, drohte doch nun aus der Sicht der Pariser Regierung eine völlige Umgestaltung der Machtverhältnisse in der europäischen Integration. Auch die britische Regierung unter Harold Macmillan war sich dieser Problematik durchaus bewusst und versuchte nun ihrerseits in den Beitrittsverhandlungen ihre Argumente möglichst überzeugend zu präsentieren. In den Überlegungen der britischen Regierung drehten sich die meisten Memoranden um einen möglichen Ausgleich mit der französischen Regierung, da man fest mit einem Veto Frankreichs rechnete. Dabei war die größte Sorge der französischen Regierung offensichtlich nicht, dass ein britischer Beitritt die schrittweise europäische Integration beenden könnte, sondern die Hauptsorge bestand in der bedrohten französischen Machtposition in Europa:

„Britain wants to join the European concern; France wants to join the the Anglo-American concern. Can terms be arranged? Would de Gaulle be ready to withdraw the French veto which alone prevents a settlement of Europe's economic problem in return for politico-military arrangements which he would accept as a recognition of France as first-class world power? What he would want is something on Tripartism and something on the nuclear.“⁷¹¹

Bei all diesen diplomatischen Initiativen, mit denen man ein mögliches Veto Frankreichs entkräften wollte, darf natürlich auch nicht vergessen werden, dass in der britischen Innenpolitik heftig über die Vor- und Nachteile eines möglichen Beitritts Großbritanniens in die EWG diskutiert wurde, gerade die oben bereits genannten Gründe für diesen Wandel waren nicht für alle britischen Außenpolitiker nachvollziehbar. Vor allem die Aufgabe nationaler Souveränität war ein großes Problem für die Kritiker in Großbritannien. Insofern mussten die Befürworter eines britischen EWG-Beitritts zwei Aufgaben gleichzeitig lösen: Sie mussten einerseits das drohende Veto Frankreichs durch Zugeständnisse abwenden, und sie mussten andererseits die Skeptiker in den eigenen Reihen überzeugen.⁷¹² Letztlich hingen allerdings alle britischen Hoffnungen

⁷¹¹ Memorandum Prime Minister Harold Macmillan, 29.01-03.01. 1961 (The Grand Design, PRO, PREM 11/ 3325, in: David Gowland / Arthur Turner (Hrsg.), Britain and European Integration 1945-1998: a documentary history, London 2000, S. 96.

⁷¹² Edward Heath, der damals Staatssekretär im britischen Außenministerium war, versuchte, die Kritiker eines britischen Beitritts zur EWG zu besänftigen, indem er den Verlust britischer Souveränität in einigen Politikbereichen eingestand, aber auf die Veto-Möglichkeit im EWG-Vertrag hinwies: „We would clearly have to accept, the basic philosophy of the Six and to use any veto at our disposal only in very exceptional circumstances.“, PRO, FO 371/ 150369, Heath to Kilmur, 30.11.1960, in: David

von der Unterstützung der amerikanischen Administration unter Kennedy ab. Die Reaktion der amerikanischen Seite auf die britische Europapolitik zwischen 1960 und 1963 wird in dem folgenden Abschnitt des Kapitels untersucht.

2. Die Reaktion der Kennedy-Administration auf die britische EWG-Kandidatur

Grundsätzlich war die positive Haltung der amerikanischen Administration nach dem Zweiten Weltkrieg gegenüber der europäischen Integration kein Geheimnis. Besonders Dean Acheson, der Außenminister der Truman-Administration gewesen war, hatte dies in seinem Papier über den Zustand der transatlantischen Beziehungen zu Beginn der Kennedy-Administration 1961 zum Ausdruck gebracht.⁷¹³ Dazu gehörte auch die Integration Großbritanniens in die Strukturen der europäischen Zusammenarbeit. Kennedy selbst hatte in seiner Rede am amerikanischen Nationalfeiertag 1962 zum Ausdruck gebracht, dass für ihn die europäische Integration ein wesentlicher Bestandteil der transatlantischen Partnerschaft sei. Folglich ermutigte er die Europäer, ihr Projekt selbstbewusst und entschlossen voranzutreiben.⁷¹⁴ Allerdings wollte man Großbritannien nicht zu dem wichtigen Schritt drängen. Insofern beobachtete Washington die Veränderungen in der britischen Europapolitik interessiert, aber zurückhaltend.⁷¹⁵

Vor allem wollte man aus Sicht Washingtons natürlich den britischen Weg in Richtung Europa zwar unterstützen, aber auf der anderen Seite versuchten die außenpolitischen Berater des Präsidenten, sich in die Positionen der anderen EWG-Mitgliedsstaaten hineinzusetzen, um deren Reaktionen auf solch einen Schritt abschätzen zu können. Besonders im Blickpunkt waren dabei die Interessen Frankreichs und Deutschlands. Grundsätzlich sah die Kennedy-Administration keinen Widerspruch in der Führungsrolle des Duos Deutschland und Frankreich in der EWG und dem Wunsch Londons, EWG-Mitgliedsstaat zu werden: „In my view, it would be in

Gowland / Arthur Turner, *Britain and European Integration 1945-1998: a documentary history*, London 2000, S. 96/ 97.

⁷¹³ Vgl. The Acheson Report, JFKL.

⁷¹⁴ Vgl. John F. Kennedy, Adress at Independence Hall, 04.07.1962, in: John T. Woolley and Gerhard Peters, *The American Presidency Project* [online]. Santa Barbara, Gerhard Peters (database). (Zuletzt eingesehen am 17.04.2009).

⁷¹⁵ Besonders einflussreich bei diesen europapolitischen Fragen in der Kennedy-Administration waren vor allem die Ideen der Europabefürworter um George Ball, der zu der damaligen Zeit Staatssekretär im amerikanischen Außenministerium war. Vgl. Pascaline Winand, S. 140 ff.

our political and security interest for Great Britain to join the Common Market fully and wholeheartedly...there is every reason for seeking full British participation in a Community that includes France and Germany.“⁷¹⁶ Dennoch war man sich im Beraterkreis Kennedys darüber im Klaren, dass vor allem aus der Sicht Frankreichs ein möglicher Beitritt Großbritanniens in die EWG ein massives Problem darstellen könnte, dem man nicht mit dem Hinweis begegnen könne, für das Wohl der europäischen Integration müsse jede Nation Verzicht auf nationale Souveränität ausüben. Insofern sah die Kennedy-Administration ähnlich wie die britische Regierung in ihren strategischen Überlegungen ein, dass man Frankreich ein Kompromissangebot machen müsse.

Bei all diesen strategischen Überlegungen in der amerikanischen Regierung muss berücksichtigt werden, dass für die USA die globale Dimension eines größer werdenden politischen Europas auch eine nicht zu unterschätzende Rolle spielte. Zwar war für Washington das Motiv der Aussöhnung zwischen den einstigen Erzfeinden Deutschland und Frankreich oder der wirtschaftliche Wiederaufbau Europas zumindest zu Beginn der transatlantischen Partnerschaft wichtige Gründe für das amerikanische Interesse an der europäischen Zusammenarbeit gewesen, doch in den 1960er Jahren, als sich die europäischen Staaten etabliert hatten, gerieten diese Dinge in den Hintergrund. Nun war für die Kennedy-Administration eine andere Frage von vorrangigem Interesse: wie würden sich die Machtverhältnisse im transatlantischen Verhältnis verändern, wenn Großbritannien Mitglied der EWG würde?⁷¹⁷ Aus amerikanischer Sicht war es zweifellos von Vorteil, die europäische Integration über den engen Partner Großbritannien zumindest indirekt stärker als zuvor beeinflussen zu können. Gerade die Begrenzung des französischen Gestaltungsspielraums war durchaus im Interesse Washingtons, auch wenn man Frankreich grundsätzlich weiter als strategischen Partner im Kalten Krieg benötigte.⁷¹⁸ Frankreich sollte daher nicht degradiert werden und weiterhin eine wichtige Rolle in der europäischen Integration spielen, aber es sollte sich seinen Einfluss mehr als bisher mit der Bundesrepublik und dem möglichen EWG-Mitglied Großbritannien teilen. Aus der amerikanischen

⁷¹⁶ George Ball, Memorandum for the President, Subject: British Membership in the Common Market and the Macmillan Letter, 10.05.1961, in: Papers of President Kennedy, President's Office Files, Countries, United Kingdom, box 127 a, JFKL, S. 1-6, hier: S. 1.

⁷¹⁷ Vgl. McGeorge Bundy, Memo, Tactical Problems in Dealing with France and Germany, 29.01.1963, in: Papers of President Kennedy, National Security Files, Regional Security, box 214, JFKL.

⁷¹⁸ Vgl. zur grundsätzlichen französischen Außenpolitik während der Kennedy-Ära: Maurice Couve de Murville, The French Minister Defines France's Policy on the Common Market French-German Coop-

Perspektive war vor dem Hintergrund des Kalten Kriegs mit einer EWG-Mitgliedschaft Großbritanniens eine Aufwertung der europäischen Integration verbunden. So müsste London, nach den Planungen Washingtons zwar auf den Commonwealth mehr oder weniger verzichten, könnte aber sein internationales Gewicht nun voll in die europäische Integration einbringen und damit den Druck auf die Sowjetunion vergrößern.⁷¹⁹ Die amerikanische Regierung konnte aber mit einem möglichen Beitritt Großbritanniens in die EWG noch ein weiteres Signal für die internationale Politik der 1960er Jahre setzen: nach der Suez-Krise 1956 war Großbritannien schon als globaler Akteur in die Schranken gewiesen worden. Als Mitglied der EWG wäre diese Tendenz noch weiter verstärkt worden, was durchaus im Sinne Washingtons gewesen wäre, denn auch nach dem Debakel der britischen Außenpolitik während der Suez-Krise sah sich Großbritannien immer noch in einer Art Sonderstellung. Diese Sonderstellung drückte London in den bilateralen Gesprächen mit Washington häufig aus. Die Briten waren sich, zumindest so lange der Erfolg der europäischen Integration noch nicht absehbar war, sicher, dass sie als außerhalb stehende Macht möglichen Konflikten in Europa besser entgegen könnten:

„British policy toward Europe has been dominated for centuries by the principle of balance of power. In his meeting last year with President Eisenhower, Secretary Herter and Under Secretary Dillon, Mr. Macmillan, recalling Napoleon and the Continental System, stated: `Should France and Germany go on the road towards a unified Western Europe, Britain, in the long run, had no choice but to lead a peripheral alliance against them.’”⁷²⁰

Somit war die Diskussion um einen britischen EWG-Beitritt Großbritannien für Washington erneut eine Möglichkeit, um Großbritanniens Position als amerikanischer Juniorpartner zu zementieren.⁷²¹ Abgesehen davon sah die amerikanische Regierung bei diesen langwierigen Verhandlungen zwischen Großbritannien und der EWG die Gelegenheit, auch auf einem anderen Gebiet der internationalen Politik ihre Interessen durchzusetzen: der internationalen Handelspolitik. In diesem Politikfeld hatten sowohl London als auch Washington ähnliche Interessen, denn beide sahen grund-

eration and Defense, 24.01.1963, in: Papers of President Kennedy, National Security Files, Countries, Europe, box 212 A, JFKL Library S. 1-10.

⁷¹⁹ Vgl. Ralph A. Dungan, Relationship of United Kingdom to the Common Market, 04.04.1961, in: Papers of President Kennedy, National Security Files, Countries Great Britain, box 174 A, S. 1-4, JFKL.

⁷²⁰ George Ball, Memorandum for Mr. Bundy, Subject: Relations of Britain to the Common Market and the Macmillan Letter, 11.05.1961, in: Papers of President Kennedy, National Security Files, Countries, GB, box 171, JFKL, S. 1-21, hier: S. 4.

⁷²¹ Vgl. George Ball, Memorandum for the President, Subject: United Kingdom-Common Market Negotiations, 10.12.1962, in: Papers of President Kennedy, National Security Files, Countries, UK, box 170A, JFKL. S. 1-2.

sätzlich in einer Zollsenkungspolitik die Basis für einen globalen Freihandel, doch beide hatten eben auch Bedenken, dass die Politik der EWG mit ihrem gemeinsamen Außenzoll dieses Ziel beeinträchtigen könne. Insofern hoffte die Kennedy-Administration, auf diesem Weg ihre politischen Ziele besser erreichen zu können.⁷²² Dabei achtete Washington sehr darauf, dass London bei den Beitrittsverhandlungen nicht diese Prinzipien vergaß und keine Sonderkonditionen für die Produkte aus den Commonwealth-Staaten erreichen wollte (so wie dies Frankreich mit seinen ehemaligen Überseekolonien auch gemacht hatte).⁷²³ Letztlich war aber auch der Kennedy-Administration klar, dass ein Beitritt Großbritanniens in die EWG nur dann möglich wäre, wenn eine Kompromisslösung mit Frankreich erzielt würde.

Auch wenn die USA die hartnäckige Vertretung nationaler französischer Interessen durch Präsident de Gaulle schon kannten und wussten, wie schwierig Verhandlungen mit ihm waren, wollten sie Frankreich in der europäischen Integration halten, da ein vollkommen unabhängiges Frankreich, losgelöst von den transatlantischen und europäischen Strukturen, für die amerikanische Regierung noch weniger kontrollierbar gewesen wäre.⁷²⁴ Insofern war die Kennedy-Administration bereit, der französischen Regierung, was den möglichen britischen Beitritt Großbritanniens in die EWG betraf, zwei Zugeständnisse zu machen. Zum einen versprachen sie der französischen Seite, dass sich Großbritannien als EWG-Mitgliedsstaat selbstverständlich an die Vereinbarungen der Römischen Verträge halten müsse. Zum zweiten betonte Ball in einem Memorandum, dass die USA vor allem durch eine Politik der Zurückhaltung das französische Misstrauen reduzieren könnten: „We have also made it clear that British accession to the Rome Treaty is a question which will have to be work out between the British and the EEC and that it would be inappropriate and presumptuous for the United States to take any initiative in this matter.“⁷²⁵

Gleichzeit arbeitete die Kennedy-Administration an einer geeigneten Strategie, um dem bevorzugten Partner in Europa, Großbritannien, ausreichend zu unterstützen, ohne die anderen EWG-Mitgliedsländer zu verprellen. Deshalb sollte nach den Vor-

⁷²² Vgl. George W. Ball, Memorandum for Mr. McGeorge Bundy, Subject: Draft Aide-Memoire on UK-EEC Negotiations, 30.07.1962, in: Papers of President Kennedy, National Security Files, Countries UK box 170a, JFKL, S. 1-2.

⁷²³ Vgl. Dean Rusk (Acting Secretary of State), Memorandum for the President, Certain Implications for American Policy of Prime Minister Macmillan's Statement on the EEC, 07.08.1961, in: Papers of President Kennedy, National Security Files, Countries, GB, box 170, S. 1-4, JFKL.

⁷²⁴ Vgl. George Ball, Memorandum for Mr. Bundy, S. 1.

⁷²⁵ George Ball, Memorandum for Mr. Bundy, S. 6. Vgl. auch Henry A. Kissinger, Memorandum for the President, Subject, Prime Minister Macmillan's Visit and the German Problem, 29.03.1961, in: Papers of President Kennedy, President's Office Files, Countries, United Kingdom, box 127a, JFKL, S. 1- 7.

stellungen der Kennedy-Administration, Großbritannien bei diesem Vorhaben unterstützt werden, allerdings sollte die britische Regierung die schwierigen innenpolitischen Diskussionen um einen möglichen EWG-Beitritt selber bestehen. Der EWG-Beitritt sollte, zumindest nach außen, in jedem Fall eine rein britische Entscheidung sein und nicht gewissermaßen eine Initiative der USA. Trotzdem wird in den Memoranden der Kennedy-Administration deutlich, dass man Verständnis für die britischen Probleme bezüglich des EWG-Beitrittsvorhabens hatte. So schrieb Ball in der oben bereits zitierten Empfehlung für ein Gespräch zwischen Präsident Kennedy und dem britischen Premierminister Harold Macmillan: „You recognize that in connection with joining the EEC it would be necessary for the British to work out, within the framework of the Common Market, transitional arrangements to cover special problems, particularly in regard to agriculture and the Commonwealth.“⁷²⁶ Washington honorierte, dass London für die Bewerbung um einen Platz in der EWG letztlich das Commonwealth in seiner herkömmlichen Bedeutung als Grundlage für das britische Empire aufgeben musste. Gleichzeitig hoffte Washington, dass die EWG sich auch den Interessen Londons öffnen würde. Vor allem die britische Landwirtschaft nutzte den Warenaustausch mit den ehemaligen Kolonien, und die britische Regierung hoffte daher, dass London eine Ausnahmeregelung in der Organisation der europäischen Landwirtschaft zugestanden würde. Dabei schwebte den britischen Verhandlungsführern eine Ausnahmeregelung des gemeinsamen europäischen Außenzolls vor. London musste diesen Schritt gehen, da der Dekolonialisierungsprozess die britische Rolle in der internationalen Gemeinschaft schon erheblich geschwächt hatte, allerdings wollte die Kennedy-Administration der britischen Regierung bei den Verhandlungen in jedem Fall Rückendeckung bieten.

Letztlich musste aber die britische und die amerikanische Regierung zur Kenntnis nehmen, dass es unmöglich war, den französischen Widerstand gegenüber einem möglichen Beitritt Großbritanniens zu entkräften, zumindest so lange de Gaulle französischer Präsident war.⁷²⁷ Die Pressekonferenz de Gaulles am 14. Januar 1963 setzte diesen Planungen ein endgültiges Ende.⁷²⁸ Auch die Strategie, Frankreich möglicherweise diplomatisch einzubeziehen, indem man es stärker in die britisch-amerikanische Nuklearpartnerschaft einzubinden gedachte, waren nicht erfolgreich.

⁷²⁶ George Ball, Memorandum for Mr. Bundy, S. 4.

⁷²⁷ Vgl. Maurice Vaisse, *La Grandeur: Politique étrangère du général de Gaulle*, Paris 1998, 34-60.

⁷²⁸ Vgl. Conférence de presse de Charles de Gaulle, 14.01.1963, in: Charles de Gaulle, *Discours et messages*, Tome IV: *Pour l'effort (1962-1965)*, Paris 1970, S. 66-71.

Für die französische Regierung war vor allem die Vereinbarung von Nassau (Bahamas) 1962, in der sich die beiden Verbündeten, Großbritannien und die USA, zu einer noch engeren Nuklearpartnerschaft bekannten, ein Affront, da sich Paris dabei nicht beachtet fühlte.⁷²⁹ Besonders seit diesem Vorfall war auf französischer Seite das Vertrauen in die Verhandlungsführung der britischen und amerikanischen Administration nachhaltig gestört.⁷³⁰ Für Washington war diese recht schroffe Reaktion Frankreichs ein herber Rückschlag, bedeutete sie doch das vorläufige Ende der ambitionierten Ziele der amerikanischen Europapolitik, die der Präsident mit den Worten „Grand Design“ in seiner berühmten Rede zum amerikanischen Nationalfeiertag 1962 zum Ausdruck gebracht hatte. Der Misserfolg war insofern gravierend, als dass Frankreich gemäß dem Einstimmigkeitsprinzip der EWG mit seiner Ablehnung gleichzeitig ein Veto einlegen konnte, unabhängig von den anderen EWG-Mitgliedsstaaten.⁷³¹

Doch welche Strategie wählte nun die Kennedy-Administration, um auf die französische Zurückweisung des Beitrittsgesuchs London zu reagieren? In den Memoranden wird deutlich, dass die amerikanischen Europaexperten keineswegs mit dieser Niederlage das amerikanische Engagement für die europäische Integration einstellen wollten, allerdings musste Washington wie schon bei einer großen Zahl von anderen Themen in den Bereichen Sicherheits- und Wirtschaftspolitik erneut akzeptieren, dass de Gaulle ein sehr eigenwilliger Partner war. Dabei darf auch nicht unterschlagen werden, dass das französische Veto auch besonders für die deutsche Europapolitik ein Rückschlag bedeutete, denn die basierte darauf, dass Frankreich zwar ein mächtiger Partner in der EWG sein sollte, dass aber gleichzeitig andere einflussreiche Staaten, wie zum Beispiel Großbritannien, am europäischen Projekt teilhaben sollten.⁷³² Die europäische Integration sollte nach den Vorstellungen der deutschen Regierung kein exklusiver Klub sein. Insofern war die Haltung der Bundesregierung zumindest in diesem Punkt sehr nahe bei der amerikanischen Administration.⁷³³ Inso-

⁷²⁹ Vgl. John Dumbrell, *The special relationship*, S. 88 ff.

⁷³⁰ Dies war allerdings nur einer von mehreren Gründen für die ablehnende Haltung de Gaulles zu einem Beitritt Großbritanniens zur EWG. Die weiteren Aspekte werden in einem folgenden Abschnitt dieses Kapitels untersucht.

⁷³¹ Vgl. zu den Beitrittverhandlungen Großbritanniens mit der EWG, N. Piers Ludlow, *A mismanaged application: Britain and the EEC, 1961-1963*, in: Anne Deighton/ Alan S. Milward (Hrsg.), *Widening, deepening and acceleration: the European economic community 1957-1963*, Baden-Baden 1999, S. 277.

⁷³² Jeffrey Vanke, *Charles de Gaulle's uncertain idea of Europe*, in: Desmond Dinan (Hrsg.), *Origins and evolution of the European Union*, Oxford 2006, S. 141-167.

⁷³³ Vgl. General Intelligence Agency Memorandum, Subject: *What Now After Brussels*, 14.02.1963, in: *Papers of President Kennedy, National Security Files, Countries, Europe*, box 213, S. 1-18, hier S. 1.

fern war es für die Kennedy-Administration ein sehr wichtiges politisches Ziel, die transatlantische Gemeinschaft zusammenhalten zu können und einen aufkeimenden Nationalismus zu stoppen, denn für Kennedy war der entscheidende Vorteil an der europäischen Integration nicht nur, dass von Europa, besonders von Deutschland, keine militärische Bedrohung mehr ausgehen konnte, sondern ein partnerschaftliches Verhältnis vorherrschte. Daher sollte aus der Perspektive Kennedys, auch nach der Absage de Gaulles, die europäische Zusammenarbeit unbedingt fortgesetzt werden.

Für Kennedys Berater war bei der Entscheidung de Gaulles nicht unbedingt nur eine Abneigung gegen den zeitweiligen Rivalen Großbritannien herauszulesen, vielmehr wären auch innenpolitische Gründe bei seinem Entschluss wichtig gewesen. Dabei geriet der Kennedy-Administration vor allem die Algerien-Problematik ins Blickfeld.⁷³⁴

De Gaulle hatte spätestens seit Beginn seiner Amtszeit immer wieder deutlich gemacht, dass Frankreich weder politisch, noch wirtschaftlich die Kolonie Algerien aufrecht erhalten könne. Diese Haltung brachte ihm konsequenterweise unter den Konservativen nicht nur in seiner Partei, sondern auch darüber hinaus, viel Kritik ein. De Gaulle, der selbstverständlich auch nach einem möglichen Rückzug Frankreichs aus Algerien an seinem außenpolitischen Konzept eines starken unabhängigen Frankreichs in den internationalen Beziehungen der Nachkriegszeit festhalten wollte, brauchte daher einen raschen Erfolg, um seine Kritiker zu besänftigen. Da war das britische Beitritts-gesuch aus der Sicht de Gaulles eine willkommene Gelegenheit, um erneut seine Vision eines französischen Europas, das er als Gegensatz zu einem möglichen amerikanischen Europa ansah, zu bekräftigen. Diese Haltung sicherte de Gaulle langfristig eine starke Zustimmung in der französischen Bevölkerung und machte zusätzlich Frankreich zu einem internationalen Akteur. Die USA sollten, so die Einschätzung von Kennedys Beratern gezwungen werden, mehr als bisher, Rücksicht auf die französischen Interessen zu nehmen.

De Gaulle war sogar bereit, ähnlich wie schon bei der Diskussion um eine eigene europäische Nuklearstreitmacht, den Druck auf die USA dadurch zu erhöhen, dass er mit einer separaten französisch-sowjetischen Zusammenarbeit drohte:

„These are considerations probably with particular force to the recent flurry of rumours in Paris and other European capitals that de Gaulle was about to surface a proposal for a comprehensive European settlement with the USSR, perhaps involving

⁷³⁴ Vgl. ebd. S. 2.

Soviet acceptance of a denuclearized but united Germany—rumours which can in some cases be traced back to de Gaulle's partisans."⁷³⁵

Diese Vorstellung einer engeren sowjetisch-französischen Zusammenarbeit wurde von Washington durchaus als ernstzunehmende Warnung aufgefasst.⁷³⁶ Besonders bedrohlich war für die amerikanische Seite hierbei die Tendenz de Gaulles, mehrere Probleme in der transatlantischen Partnerschaft, zum Beispiel die MLF-Diskussion, die Streitigkeiten im transatlantischen Handel und nun die Ablehnung eines Beitritts Großbritanniens in die EWG zu verbinden, um somit die Führung der USA im Bündnis infrage zu stellen.⁷³⁷ Erstaunlicherweise traf die amerikanische Administration diese Art von französischer Europapolitik relativ unvorbereitet, denn die Überlegungen, wie man mit ihr umgehen könnte, begannen erst nach der ablehnenden Entscheidung Frankreichs. Offensichtlich war es Kennedy nicht bewusst gewesen, dass alle bisherigen Kompromissangebote an Frankreich für de Gaulle nicht akzeptabel sein konnten, da sie die französischen Interessen nicht ausreichend berücksichtigten. Insofern stand die Kennedy-Administration unter großem Druck, die Zukunft der europäischen Integration und der transatlantischen Partnerschaft zu sichern. Stets blieb der folgende Grundsatz für die amerikanische Regierung vorrangig: die europäische Zusammenarbeit musste fortgeführt werden, zur Not auch ohne eine konstruktive Rolle Frankreichs.⁷³⁸

Für die amerikanische Administration war dabei die Annahme ausschlaggebend, dass besonders die kleineren EWG-Mitgliedsländer sich auf ihrem integrationspolitischen Kurs nicht vom französischen Veto irritieren ließen:

„At least over a short run, other EEC members are almost certainly more intent than ever on avoiding French hegemony, and under present circumstances, Great Britain will probably continue to represent a significant rival focus attraction...“⁷³⁹

Washington hoffte, die Möglichkeit eines EWG-Beitritts Großbritanniens offen halten zu können und setzte dabei langfristig vor allem auf eine integrationsfreundliche Poli-

⁷³⁵ Ebd. General Intelligence Memorandum, S. 9.

⁷³⁶ Die Diskussion über ein mögliches wiedervereinigtes, neutrales Deutschland wurde allerdings von de Gaulle als erstes angestoßen, sondern von Stalin bereits in den 1950er Jahren vgl. Wilfried Loth, *Die Sowjetunion und die deutsche Frage: Studien zur Deutschlandpolitik*, Göttingen 2007.

⁷³⁷ Vgl. George McBundy, Memorandum, Subject, United states political, economic, and military policy in Europe, 27.02.1963, in: Papers of President Kennedy, National Security Files, Countries, Europe, box 213 a, JFKL.

⁷³⁸ Vgl. Central Intelligence Agency, memorandum, Subject: The Soviet View of Gaullism, 03.03.1963, in: Papers of President Kennedy, National Security Files, Countries, Europe, box 213a, JFKL.

⁷³⁹ Central Intelligence Agency, Memorandum, What Now After Brussels?, 14.02.1963, in: Papers of President Kennedy, National Security Files, Countries, Europe, box 213, JFKL.

tik Frankreichs nach der Amtszeit de Gaulles.⁷⁴⁰ Durch die abwartende Haltung Washingtons kam nach der endgültigen Absage de Gaulles in Washington eine gewisse Plan- und Ratlosigkeit zutage. Dies bestätigt erneut, dass Washington die europapolitischen Möglichkeiten de Gaulles beständig unterschätzte.

3. Die Motive de Gaulles bei der Ablehnung des britischen EWG-Beitritts

In dem vorangegangenen Abschnitt hat sich der Verfasser mit den Einschätzungen der Kennedy-Administration zur europäischen Integration beschäftigt. Dabei standen besonders die europapolitischen Pläne der britischen Regierung im Mittelpunkt. Um allerdings ein vollständiges Bild von den heftigen transatlantischen Diskussionen über die zukünftige Rolle Großbritanniens in der europäischen Integration zu erhalten, ist es notwendig, auch die französische Haltung genauer zu untersuchen. Warum ließ sich de Gaulle nicht auf eine diplomatische Lösung dieser Frage ein? Warum wollte er um jeden Preis Großbritannien außerhalb der EWG halten? Diese Fragen sollen nun genauer erörtert werden.

Auf den ersten Blick ist die starre Haltung der französischen Regierung gegenüber einem möglichen Beitritt Londons zur EWG in der Tat sehr schwer nachzuvollziehen, insofern ist die Empörung der Kennedy-Administration darüber einleuchtend. Zumal noch ein weiterer Aspekt hinzu kam: Großbritannien und Frankreich waren während des Zweiten Weltkriegs Bündnispartner gewesen, wobei der französische Einfluss zwar nicht sehr groß, aber dennoch zu beachtlich war. Auch nach dem Krieg hat es eine relativ enge sicherheitspolitische Zusammenarbeit zwischen beiden Staaten gegeben, wenn man sich die NATO-Gründung 1949, den Brüssler Pakt 1948 oder den Pakt von Dünkirchen 1947 genauer anschaut. Da drängte sich vielen Beobachtern die Frage auf, warum diese recht erfolgreiche britisch-französische Zusammenarbeit nicht auch auf dem Gebiet der europäischen Integration möglich sein sollte? Allerdings wird bei den internen Diskussionen der Kennedy-Administration die besondere Rolle de Gaulles in der französischen Politik nach dem Zweiten Weltkrieg relativ wenig reflektiert.

⁷⁴⁰ Vgl. allgemein zu den Beziehungen zwischen den USA und der EWG zwischen 1960-1963: The Atlantic Institute, Memorandum on Relations between the U.S.: and the Common Market, 13.08.1962, in: Papers of Arthur M. Schlesinger, White House Files, box WH 4, S. 1-24., JFKL.

De Gaulles Vision von der Rolle Frankreichs in Europa und darüber hinaus in der Welt hing nicht unbedingt von dem Erfolg der gemeinschaftlichen europäischen Arbeit ab, sondern vor allem von der Machtstellung Frankreichs in dieser politischen Organisation.⁷⁴¹ Besonders nach der Beendigung des militärischen und politischen Engagements in Algerien 1962 und Indochina 1954⁷⁴² sollte für die französische Regierung die europäische Integration zu der entscheidenden Bühne in der internationalen Politik werden. Die damit verbundene antiamerikanische Tendenz war im Übrigen von de Gaulle so gewollt und sicher kein Zufall. Im Übrigen wurde sie auch schon zu Beginn der Amtszeit John F. Kennedys deutlich, als es um die wichtigen sicherheitspolitischen und handelspolitischen Themen ging.

De Gaulles kompromisslose Ablehnung gegenüber eines möglichen Beitritts Großbritanniens war insofern überraschend, als dass der EWG-Vertrag die grundsätzliche Erweiterung der EWG nicht ausschloss. Die europäische Zusammenarbeit sollte kein exklusives Bündnis bleiben, sondern gerade nach außen hin Stärke ausstrahlen, um auch die Sowjetunion und den Ostblock insgesamt unter Druck zu setzen. Gleichzeitig gab es zu derselben Zeit, in der Großbritannien seine Beitrittsambitionen offenlegte, auch andere europäische Staaten, die Interesse an einem Beitritt in die EWG äußerten. Dazu gehörten vor allem Irland⁷⁴³, aber auch Österreich⁷⁴⁴, wollte sich der EWG zumindest annähern. Die europapolitischen Strategien dieser Staaten trafen aber nicht die Kritik de Gaulles, weil beide zu marginal waren, um den französischen Hegemonialanspruch zu gefährden. Dennoch musste der französische Präsident dringend nach Verbündeten suchen, die ähnlich wie er selbst in einem Beitritt Großbritanniens eine Abkehr der bisherigen europapolitischen Entwicklung erkannten und darin einen klaren Unterschied sahen zu dem Beitrittswunsch von einem Land wie beispielsweise Irland. De Gaulle hoffte in dem deutschen Bundeskanzler Konrad Adenauer einen Verbündeten gegen die britische Europapolitik zu finden.⁷⁴⁵ In den

⁷⁴¹ Vgl. zum europapolitischen Konzept de Gaulles: Frank Costigliola, *France and the United States: the Cold War alliance since World War II*, New York 1992, S. 119 f.

⁷⁴² Vgl. Kathryn C. Satler, *Replacing France: The origins of American intervention in Vietnam*, Lexington 2007.

⁷⁴³ Vgl. Dermot Keogh, *Irish neutrality and the first application for membership of the EEC, 1961-1963*, in: Anne Deighton / Alan S. Milward, *Widening, deepening and the European economic community 1957-1963*, Baden-Baden 1999, S. 287-299.

⁷⁴⁴ Vgl. Michael Gehler, *...In the EEC's Waiting Room: Austria and Europe, 1957-1963*, in: Anne Deighton/ Alan S. Milward, *Widening, deepening and the European economic community 1957-1963*, Baden-Baden 1999, S. 317-331.

⁷⁴⁵ Vgl. allgemein die schwierigen europapolitischen Verhandlungen zwischen Großbritannien und Frankreich vor der endgültigen Ablehnung de Gaulles, M. Couve de Murville, *Ministre des Affaires Étrangères, à divers représentants de la France à l'Étranger*, 24.06.1961, in: *Documents diplomatiques français*, 1961, Tome 1, Paris 1997, S. 34-935.

deutsch-französischen europapolitischen Verhandlungen wurde jedoch schnell deutlich, dass die deutsche Regierung zwar auch eine gewisse Skepsis gegenüber einem möglichen EWG-Mitglieds Großbritannien hegte, eine Blockade plante Bonn allerdings nicht. Abgesehen davon wurde deutlich, dass de Gaulle innerhalb der sechs EWG-Staaten nur wenig Unterstützung mit seiner Haltung fand.⁷⁴⁶ Im Ergebnis gelang es de Gaulle wie in anderen Angelegenheiten auch, bei dem deutschen Bundeskanzler Verständnis für seine Haltung zu gewinnen, dennoch blieb die Bundesregierung bei ihrer grundsätzlichen Strategie der Westintegration, die sowohl die europäische Integration, als auch die transatlantische Partnerschaft umfasste.⁷⁴⁷ De Gaulle blieb mit seiner Ablehnung innerhalb der EWG-Mitgliedsstaaten weitgehend isoliert.

Allerdings darf man trotz der besonderen Haltung de Gaulles nicht davon ausgehen, dass die britisch-französischen Beziehungen unterbrochen wurden. Im Gegenteil: beide Staaten brauchten trotz aller Differenzen die Unterstützung des jeweils anderen vor allem auf dem Gebiet der Außen- und Sicherheitspolitik. Auch die bilateralen Gipfeltreffen zeichneten sich nicht durch einen feindseligen Ton zwischen den Staats- und Regierungschefs de Gaulle und Macmillan aus. So konnten beispielsweise bei dem britisch-französischen Gipfeltreffen am 10. Juni 1962 die Differenzen bezüglich der britischen Europapolitik einigermaßen gut kaschiert werden:

„Le Général de Gaulle, après avoir pris acte des déclarations de M. Macmillan, a rappelé que la France avait dû adapter son industrie et son agriculture au Marché commun. Or, l'entrée de la Grande-Bretagne modifierait profondément la structure de l'ensemble. Néanmoins, si cette entrée était possible, la France ne s'y opposerait pas, car la constitution du nouveau Marché commun serait un fait très important.“⁷⁴⁸

Doch diese diplomatischen Freundlichkeiten lassen nicht davon ablenken, dass de Gaulle in der Sache hart blieb und folglich zu keinerlei Kompromissen bereit war. Ein rascher EWG-Beitritt Großbritanniens war für ihn ausgeschlossen. Daher war seine bereits erwähnte Pressekonferenz vom 14. Januar 1963, bei der er seine definitive Meinung zu diesem Thema verkündete, keine allzu große Überraschung mehr. Interessant ist aber dennoch, wie er seine Haltung mit Argumenten zu untermauern versuchte. Für de Gaulle war vor allem die Zukunft des „europäischen“ Europas in Gefahr, da er mit dem Beitritt Großbritanniens nicht nur die Position Frankreichs ge-

⁷⁴⁶ Vgl. Maurice Vaisse, *La grandeur*, S. 196 / 197.

⁷⁴⁷ Vgl. Klaus Schwabe, *Weltmacht und Weltordnung: amerikanische Außenpolitik von 1898 bis zur Gegenwart: eine Jahrhundertgeschichte*, Paderborn 2006, S. 231-243.

⁷⁴⁸ M. Couve de Murville, *Ministre des Affaires Étrangères aux représentants diplomatiques de France*, 10.06.1962, in: *Documents diplomatiques français 1962*, Tome 1, S. 585.

schwächt sah, sondern sich die europäische Abhängigkeit gegenüber den USA, nur noch vergrößern könnte. Diese Haltung hatte er schon einige Male vorher vertreten, hier aber versuchte er den Unterschied deutlich zu machen zwischen einem möglichen Beitritt Großbritanniens in die EWG und dem möglichen Beitritt eines weniger einflussreichen Staates: „L'Angleterre donc a demandé à son tour à y entrer, mais suivant ses propres conditions.“⁷⁴⁹ Für de Gaulle war es eine existentielle Frage, ob er sein Modell einer europäischen Integration, das die besonderen französischen Interessen berücksichtigten, bewahren konnte oder nicht. Umso wichtiger war ihm seine ablehnende Haltung als Dienst an der Idee der europäischen Integration darzustellen, wenn Frankreich die Integration brauchte, um seine außenpolitische Strategie durchsetzen zu können. Auflösen wollte de Gaulle daher dieses Projekt ganz und gar nicht. Zwar legte er großen Wert darauf, als Gegenspieler der Kennedy-Administration von den anderen europäischen Staatschefs wahrgenommen zu werden, aber gleichzeitig war ihm die wirtschaftliche Entwicklung Frankreichs sehr wichtig, und die war eng mit dem Erfolg oder Misserfolg der Integrationsbemühungen verknüpft. In dieselbe Richtung ging ein weiteres Argument, das de Gaulle während seiner Pressekonferenz verwendete, indem er die unterschiedliche wirtschaftliche Struktur zwischen Großbritannien und den anderen EWG-Mitgliedsstaaten betonte:

„L'Angleterre, en effet, est insulaire, maritime, liée par ses échanges, ses marchés, son ravitaillement, aux pays les plus divers et souvent les plus lointains. Elle exerce une activité essentiellement industrielle et commerciale et très peu agricole. Elle a dans tout son travail, des habitudes et des traditions très marquées, très originales.“⁷⁵⁰

Trotz dieses leidenschaftlichen Appells konnte er keine andere westeuropäische Regierung von seinem Standpunkt überzeugen. Es gelang ihm allerdings dennoch den britischen Beitritt zu blockieren, da in der EWG das Einstimmigkeitsprinzip galt.

4. Adenauer und der britische Antrag zum EWG-Beitritt

Adenauer und de Gaulle verband nicht erst nach dem Abschluss des Elysée-Vertrags 1963 eine intensive politische Freundschaft.⁷⁵¹ Wie bei vielen anderen Fragen der internationalen Politik der 1960er Jahre war Adenauer darauf bedacht seinen Kurs der Westintegration nicht zu gefährden, denn darauf basierte einer der wichtigs-

⁷⁴⁹ Charles de Gaulle, Discours et messages. Tome IV: Pour l'effort (1962-1965), Paris 1970, S. 66-71.

⁷⁵⁰ Ebd.

ten Erfolge der Außenpolitik des Bundeskanzlers: die schrittweise Wiedererlangung der deutschen Souveränität. Folglich kam er in der Frage, ob ein möglicher EWG-Beitritt Großbritanniens richtig oder falsch für die weitere Entwicklung der Integration wäre zu einem anderen Ergebnis als sein französischer Partner. Zwar hatte Adenauer ähnliche Vorbehalte gegenüber dem britischen Plan wie de Gaulle, er war aber nicht der Ansicht, wegen dieser Frage die Führung der USA im transatlantischen Verhältnis in Frage zu stellen. Dementsprechend war die Reaktion der Bundesregierung auf die Pressekonferenz de Gaulle auch eher kritisch als verständnisvoll. So schrieb der deutsche Gesandte Knoke in einem Fernschreiben aus Paris am 14. Januar 1963 über die unterschiedlichen Reaktionen auf die Rede de Gaulles:

„Holländische und britische Zuhörer der Pressekonferenz äußerten sich in Gesprächen zu Mitarbeitern sehr betroffen über die negative Einstellung de Gaulles und stellten die Frage, ob es nach diesen Erklärungen überhaupt noch Sinn habe, in Brüssel weiter zu verhandeln. Alles würde jetzt von der Haltung der Bundesregierung abhängen.“⁷⁵²

Aus der Sicht der Bundesregierung war diese Pressekonferenz de Gaulles ein wichtiger Schritt hin zu einer bedeutenderen Rolle der Bundesrepublik in der EWG. Gerade der eher nationalistische Kurs de Gaulles machte dies möglich, denn die anderen EWG-Staaten schauten genau auf die Reaktion der deutschen Regierung nach der Absage de Gaulles. Würden die deutschen der französischen Politik folgen oder würden sie einen konstruktiveren Beitrag zur Entwicklung der europäischen Integration leisten? Auch wenn de Gaulle in seiner Pressekonferenz die deutsch-französischen Beziehungen besonders hervorhob, war die Bundesregierung, sehr zur Freude der Kennedy-Administration, nicht bereit dem französischen Weg zu folgen.⁷⁵³

Folglich war für Adenauer und seinen Außenminister Gerhard Schröder die oberste Priorität einen Kompromiss zu suchen und zu finden, der den Fortbestand der europäischen Integration sicherte, aber gleichzeitig auch Frankreich die Möglichkeit gab seine Interessen einzubringen, denn Adenauer wusste: ohne die deutsch-französische Partnerschaft war eine sinnvolle europäische Zusammenarbeit nicht möglich. Allerdings war Adenauer auch bewusst, dass die Kompromissfindung nach dieser Entscheidung Frankreichs so schwierig wie noch nie in der noch jungen Ge-

⁷⁵¹ Vgl. Ansbert Baumann, *Begegnung der Völker?: der Elysée-Vertrag und die Bundesrepublik Deutschland: deutsch-französische Kulturpolitik von 1963 bis 1969*, Frankfurt am Main 2003, S. 27 ff.

⁷⁵² Gesandter Knoke, Paris, an das Auswärtige Amt, 14.01.1963, in: *Akten zur Auswärtigen Politik der Bundesrepublik Deutschland 1963 Band I*, München 1994, S. 67-74, hier S. 69.

⁷⁵³ Vgl. ebd., S. 71.

schichte der europäischen Integration war, denn auch in deutschen Diplomatenkreisen war die Empörung über das Verhalten de Gaulles deutlich zu spüren, da der französische Staatschef den Briten aber auch den anderen Partnern in der EWG keinerlei Kompromissmöglichkeiten angeboten hatte. Auch wenn de Gaulle und Adenauer den Wert der deutsch-französischen Partnerschaft betonten, war hinter den Kulissen besonders auf deutscher Seite der Eindruck spürbar, dass de Gaulle die europäische Integration nur brauche, um seine nationalen Interessen rücksichtslos durchsetzen zu können, daher kam die politische Führung des Auswärtigen Amtes zu folgendem eindeutigen Urteil:

„Der Europa-Gedanke wird einen schweren Schlag erleiden. Der Nimbus der Unaufhaltsamkeit der inneren Kräftigung und äußeren Ausdehnung der EWG ist zerstört. Die Aussicht, dass sich das gesamte Europa um die Europäischen Gemeinschaften in mannigfacher Form gruppieren wird, besteht vorläufig nicht mehr.“⁷⁵⁴

Bei all der verständlichen Enttäuschung über das Verhalten de Gaulles bot diese Krise in der europäischen Integration auch eine wichtige Chance für die deutsche Außenpolitik, da, wie aus den Memoranden der Bundesregierung deutlich wird, das Ansehen der Bundesrepublik bei den kleineren EWG-Staaten wuchs. Der Bundesregierung wurde es von anderen EWG-Staaten hoch angerechnet, dass sie sich eben nicht auf die französische Fundamentalopposition eingelassen hatte. Dies war für Bonn Anspruch genug, seine neue Rolle konstruktiv zu nutzen, und neue Vorschläge für mögliche Wege aus der Krise rasch nach der Pressekonferenz de Gaulles vorzustellen.⁷⁵⁵ Dies war insofern wichtig, als dass zu derselben Zeit, also im Januar 1963, zwischen der Bundesregierung und der französischen Regierung intensiv über ein deutsch-französisches Freundschaftsabkommen (Elysée-Vertrag) verhandelt wurde. Gerade diese Verhandlungen stießen bei der Kennedy-Administration und den anderen EWG-Staaten auf große Skepsis. In der Tat musste sich die Bundesregierung Kritik gefallen lassen: Wie konnte sie glaubhaft die Haltung vertreten, gegen die politische Entscheidung der französischen Regierung zu sein, wenn sie gleichzeitig mit ihr über den Elysée-Vertrag verhandelte? Diese Problematik war der Führung des Auswärtigen Amtes durchaus bewusst, daher wurde innerhalb der Bundesregierung ernsthaft eine Ablehnung des Abkommens erwogen, um die anderen Partner nicht zu verärgern. Man entschied sich allerdings letztlich folgendermaßen:

⁷⁵⁴ Aufzeichnung des Staatssekretärs Lahr, Auswirkungen eines Zusammenbruchs der Englandverhandlungen, 19.01.1963, in: Akten zur Auswärtigen Politik der Bundesrepublik Deutschland, München 1994, S. 105-108, hier: 106.

„Wir unterzeichnen das Abkommen. Gleichzeitig muss aber deutlich gemacht werden, dass der Bundeskanzler versucht hat, de Gaulle in der britischen Haltung für eine konziliantere Haltung zu gewinnen. Für den Fall, dass dies nicht gelungen ist, muss sehr klar zum Ausdruck gebracht werden, dass sich in diesem Punkt die deutsche Haltung von der de Gaulles unterscheidet.“⁷⁵⁶

Insgesamt zeichnet sich die deutsche Europapolitik bei dieser schwierigen Frage durch eine sehr ausgewogene Strategie aus. Man hat aus der heutigen Perspektive den Eindruck, die Bundesregierung wollte es damals allen wichtigen Akteuren recht machen: Großbritannien, den anderen EWG-Staaten, den USA und schließlich auch Frankreich. In dieser krisenhaften Situation ist sich die Bundesregierung treu geblieben, indem sie den deutschen Einfluss in der internationalen Politik nicht durch nationale Alleingänge, sondern durch die Suche nach internationalem Konsens zu steigern versuchte. Besonders deutlich wird dies in dem Memorandum des deutschen Botschafters in Washington Karl Heinrich Knappstein, der im Gespräch mit dem amerikanischen Außenminister Dean Rusk auf der einen Seite für den deutsch-französischen Vertrag warb, aber gleichzeitig die Bedeutung der transatlantischen Partnerschaft hervorhob: „Unser Interesse an der Aufrechterhaltung des engen Verhältnis zu den Vereinigten Staaten von Amerika und der Stärkung der Allianz sei evident. Von einer Wahl zwischen Paris oder Washington könne keine Rede sein. Wir glaubten, dass beides zusammengehen könne.“⁷⁵⁷

5. Zwischenergebnis

In diesem Kapitel zur Diskussion über den britischen Beitritt in die EWG zu Beginn der 1960er Jahre wurde deutlich, dass diese Problematik für die Europapolitik der Kennedy-Administration zu den wichtigsten Fragen gehörte, in der Washington erneut die ganze Komplexität der europäischen Integration vor Augen geführt wurde. Grundsätzlich stand Großbritannien wegen der besonders engen Beziehungen zu den USA schon immer im Zentrum der transatlantischen Strategie der amerikanischen Regierungen, da bildete die Kennedy-Administration im Vergleich zu den vo-

⁷⁵⁵ Vgl. ebd. zur internen Kritik in der Bundesregierung an der Entscheidung de Gaulles: Aufzeichnungen des Staatssekretärs Lahr, S. 107.

⁷⁵⁶ Aufzeichnung des Ministerialdirektors Jansen, Deutsch-französisches Abkommen und die Krise in den England-Verhandlungen, 20.01.1963, in: Akten zur Auswärtigen Politik der Bundesrepublik Deutschland 1963, Band I, München 1994, S. 108-109, hier: S. 109.

⁷⁵⁷ Botschafter Knappstein, Washington, an Bundesminister Schröder, 23.01.1963, in: Akten zur Auswärtigen Politik der Bundesrepublik Deutschland 1963 Band I, München 1994, S. 166-169, hier: S. 166.

rangegangenen Administrationen keine Ausnahme.⁷⁵⁸ Washington musste aber nicht erst seit dem Beginn der Kennedy-Administration zur Kenntnis nehmen, dass die Beziehungen Großbritanniens zum europäischen Kontinent in den 1940er und 1950er Jahren sehr schwierig waren. Obgleich Großbritannien kurz nach dem Zweiten Weltkrieg bereit war, sich sicherheitspolitisch zusammen mit den europäischen Partnern vor allem mit Frankreich zu engagieren, wie man an dem Dünkirchner Pakt 1947 oder dem Brüssler-Vertrag 1948 erkennen kann, wurde aus diesem sicherheitspolitischen Engagement zumindest in den 1950er Jahren noch kein weitreichendes europapolitisches Engagement. London hielt ein stärkeres Engagement zu diesem Zeitpunkt nicht für notwendig, da man glaubte, sich in der Außenpolitik vor allem in wirtschaftlicher Hinsicht auf die Partnerschaft mit den USA und dem Commonwealth konzentrieren zu können.⁷⁵⁹ Gerade diese Unabhängigkeit wurde aber im weiteren Verlauf der europäischen Integration für Großbritannien eher zu einem Nachteil als zu einem Vorteil. Vor allem zwei Punkte wurden dabei maßgeblich und bewirkten ein Umdenken in der britischen Haltung zur europäischen Integration: zum einen war die Entwicklung der europäischen Integration nach der Gründung der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl und den Römischen Verträgen positiver als dies von London erwartet worden war, und zum anderen wurde der britischen politischen Klasse spätestens nach der Suez-Krise 1956 sehr deutlich vor Augen geführt, dass Großbritannien nun in der Nachkriegszeit keine Großmachtpolitik mehr betreiben könne, sondern sich an den USA orientieren müsse.⁷⁶⁰ Von nun an war der EWG-Beitritt, trotz innenpolitischen Widerstands in Großbritannien, das erklärte Ziel der britischen Regierung unter Harold Macmillan, die gleichzeitig die Kolonien in Afrika und Asien in die Unabhängigkeit entlassen wollte.⁷⁶¹

Die Kennedy-Administration unterstützte dieses Vorhaben und hatte dabei in erster Linie die weltpolitischen Auswirkungen dieser möglichen ersten Erweiterung der EWG im Sinn. Washington versprach sich von einer Mitgliedschaft Großbritanniens in der europäischen Integration eine Stärkung des westlichen Bündnisses insgesamt.

⁷⁵⁸ Vgl. zu den transatlantischen Beziehungen während der Regierungszeit von Kennedys Vorgängers Dwight D. Eisenhower: Paul M. Pitman, „A general named Eisenhower“: Atlantic crisis and the origins of the European economic community, in: Marc Trachtenberg (Hrsg.), *Between empire and alliance: America and Europe during the Cold War*, New York 2003, S. 33-63.

⁷⁵⁹ Vgl. *The British attitude towards European integration, 1951*, in: Jussi M. Hanhimäki / Odd Arne Westad, *The Cold War: A history in documents and eyewitness accounts*, Oxford 2003, S. 319-322.

⁷⁶⁰ Vgl. zur Suez-Krise: Michael B. Oren, *Power, faith and fantasy: America in the Middle East 1776 to the present*, New York 2007, S. 514 ff.

⁷⁶¹ Harold Macmillan: „Winds of Change“, 1960, in: Jussi M. Hanhimäki / Odd Arne Westad, *The Cold War: A history in documents and eyewitness accounts*, Oxford 2003, S. 356-358.

Dies wäre aus amerikanischer Sicht auch ein ideologischer Sieg gegenüber der Sowjetunion mit ihren Bündnispartnern aus dem Warschauer-Pakt gewesen und hätte den Druck auf die Kreml-Führung erhöht. Zugleich hätte Washington mit einem britischen EWG-Beitritt auch seine eigene Stellung im westlichen Bündnis gefestigt, denn als mögliches Mitglied der europäischen Gemeinschaft, hätte Großbritannien sich in die europäischen Strukturen der EWG integrieren müssen. Folglich wäre, so die Sichtweise Washingtons, noch weniger Raum für eigene außenpolitische Akzente vorhanden gewesen.

Letztlich scheiterte dieses Beitrittsbegehren am Widerstand des französischen Präsidenten Charles de Gaulle, der im Januar 1963 sein Veto zu einem möglichen EWG-Beitritt Großbritanniens einlegte. Drei Gründe spielten bei dieser Ablehnung Frankreichs eine wesentliche Rolle. Erstens sah Paris durch einen britischen Beitritt seine Hegemonialstellung innerhalb der europäischen Integration gefährdet. Zweitens befürchtete die französische Regierung, die selbst an einer möglichst unabhängigen Rolle Frankreichs in der Weltpolitik interessiert war, einen noch stärkeren amerikanischen Einfluss auf Europa. Schließlich war aber die Absage Frankreichs auch eine direkte Reaktion auf das Abkommen von Nassau 1962 gewesen, bei dem die USA und Großbritannien ihre Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Nuklearwaffentechnologie noch verstärken wollten. Frankreichs Ziel von einem gleichberechtigten Triumvirat im transatlantischen Bündnis, bestehend aus Großbritannien, den USA und eben Frankreich, war damit nicht mehr zu realisieren. Auch die Bundesregierung unter Konrad Adenauer konnte und wollte in dieser Situation nicht zwischen den Akteuren vermitteln.

Bei der Analyse der Memoranden wird ersichtlich, dass die Kennedy-Administration sehr überrascht auf die französische Ablehnung gegenüber dem britischen Beitritts-gesuch reagierte. Washington konnte in dieser Krise folglich nur noch so weit wie möglich den Schaden begrenzen. Es zeigte sich hier deutlich, dass die Kennedy-Administration wie schon bei anderen transatlantischen Konflikten (Handelsbeziehungen, MLF) keine Strategie entwickelt hatte, um Frankreich mit seinen Interessen besser einzubeziehen. Kennedy, der zu Beginn seiner Amtszeit sein Konzept einer vertieften transatlantischen Partnerschaft („Grand Design“) in den Vordergrund gestellt hatte, erlitt hier eine weitere politische Niederlage.

SCHLUSSFOLGERUNGEN

In der vorliegenden Studie wurde die Einstellung der amerikanischen Regierung unter der Führung von Präsident John F. Kennedy gegenüber der europäischen Integration anhand von verschiedenen Parametern untersucht.

Dabei wurden in einem ersten Schritt die Anfänge der europäischen Integrationsgeschichte erläutert, um in einem weiteren Schritt auf die besondere Rolle der Vereinigten Staaten bei diesem Gründungsprozess hinzuweisen.⁷⁶² Dies war notwendig, um die enormen transatlantischen Kontroversen zwischen der Kennedy-Administration und den europäischen Bündnispartnern verstehen zu können. Kennedys Konzept einer effektiven transatlantischen Partnerschaft, das seine Regierung mit dem Begriff „Grand Design“ umschrieben hat, war grundsätzlich anders als die Vision des französischen Staatspräsidenten de Gaulle, der im transatlantischen Verhältnis vor allem die herausgehobene Stellung Frankreichs gesichert haben wollte.⁷⁶³ Diese unterschiedliche Einschätzung zum Sinn und Zweck der europäischen Integration stand im Mittelpunkt der vorangehenden Kapitel dieser Studie. Dabei konnte der Autor eine Reihe von Gründen für diese Unstimmigkeiten zwischen de Gaulle und Kennedy herausarbeiten.⁷⁶⁴

Erstens lässt sich als wesentlicher Punkt für die Unterschiede zwischen den Vorstellungen der Kennedy-Administration mit den außenpolitischen Konzeptionen Frankreichs vor allem Kennedys Idealismus benennen. Kennedys Ansatz mit einer neuen Außenpolitik zu Beginn der 1960er Jahre die USA politisch zu modernisieren und damit auch bisher bestehende Grenzen zu überwinden („New Frontier“), sollte vor allem auch auf die internationalen Beziehungen Auswirkungen haben.⁷⁶⁵ Kennedy sah zwar die Sicherheit der europäischen Bündnispartner ähnlich wie seine Vorgänger auch als wesentlich an, jedoch sollte eine neue Form der Entspannungspolitik mit der Sowjetunion nicht außer Acht gelassen werden. Dass die Europäer mit diesem Ansatz Kennedys nicht sehr glücklich sein würden, war für die amerikanische Administration zu erwarten, denn die befürchteten, dass sich die USA gerade wegen einer möglichen Einigung mit Moskau schrittweise von ihren Verpflichtungen gegenüber

⁷⁶² Vgl. Jürgen Elvert, *Geschichte der europäischen Integration*, Darmstadt 2006, S. 35 ff.

⁷⁶³ Vgl. Eckart Conze, *Hegemonie durch Integration: die amerikanische Europapolitik und de Gaulle*, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 43 (1995), S. 297-341.

⁷⁶⁴ Vgl. Marc Trachtenberg, *A constructed peace: the making of the European settlement, 1945-1963*, Princeton S. 95 ff.

⁷⁶⁵ Vgl. Robert Dallek, *John F. Kennedy: ein unvollendetes Leben* 2003, S. 547 ff.

Europa distanzieren könnten. Der Präsident aber wollte mit seiner Strategie, die Politik der militärischen Stärke mit einer Entspannungspolitik zu verbinden, nicht nur den amerikanischen Interessen dienen, sondern eben auch den Europäern in ihrem Sicherheitsbedürfnis zur Seite stehen.⁷⁶⁶ Dies alles sollte zwar unter amerikanischer Führung geschehen, aber dennoch sollten die europäischen Partner auch ein Mitspracherecht erhalten. Kennedy schaffte es während seiner Regierungszeit nur schwer, ein wirkliches Verständnis für die außenpolitische Strategie de Gaulles zu entwickeln.⁷⁶⁷ Beide Staatsmänner hatten unterschiedliche Vorstellungen von dem Sinn und Zweck der europäischen Integration. Dies äußerte sich bei einer Vielzahl von Themen. Aus ihrer jeweiligen Perspektive erschien dies auch einigermaßen logisch. Während es der Kennedy-Administration bei der europäischen Integration vor allem darum ging das westliche Bündnis gegenüber der Sowjetunion zu stärken, setzte de Gaulle alles dran Frankreichs Position in der internationalen Politik der Nachkriegszeit zu festigen. Dies war nach dem gescheiterten Indochinakrieg und dem Verlust der Kolonie in Algerien für die französische Regierung zwingend notwendig. Die europäische Integration war nach der Vorstellung de Gaulles ein Instrument, dieses Ziel zu erreichen.

Interessanterweise gab es auch innerhalb der Kennedy-Administration unter den außenpolitischen Beratern unterschiedliche Ansichten, wie man mit der besonderen Haltung Frankreichs zur europäischen Zusammenarbeit und zum transatlantischen Bündnis umgehen sollte. Zwar war Kennedy, allein schon wegen seiner großen außenpolitischen Erfahrung, die er während seiner Zeit im amerikanischen Kongress gesammelt hatte, sehr an den Entwicklungen der internationalen Beziehungen interessiert, jedoch war er dennoch in der komplizierten Materie der europäischen Integration auf seine Berater angewiesen.⁷⁶⁸ Aus der Politikwissenschaft ist bekannt, dass Politikberatung vor allem dann am effektivsten funktioniert, wenn es innerhalb der Expertengruppe nach einer intensiven Diskussion eine klare politische Linie gibt.⁷⁶⁹ Dies war allerdings bei Kennedys Beraterkreis nicht gegeben. Vor allem die grundsätzliche Einstellung zur europäischen Einigung des Staatssekretärs im amerikanischen Außenministerium, George Ball, unterschied sich deutlich von der Haltung an-

⁷⁶⁶ Vgl. John F. Kennedy, Commencement Address at American University Washington, 10.06.1963, JFKL.

⁷⁶⁷ Maurice Vaisse, *La grandeur: politique étrangère du général de Gaulle*, Paris 1998, S. 139 ff.

⁷⁶⁸ Vgl. Ted Sorensen, *Counselor: a life at the edge of history*, New York 2008, S. 203 ff.

⁷⁶⁹ Vgl. Klaus Lompe, *Traditionelle Modelle der Politikberatung*, in: Svenja Falk (Hrsg.), *Handbuch Politikberatung*, Wiesbaden 2006, S. 25-35.

derer maßgeblicher Berater Kennedys. Ball galt innerhalb der Administration als der wichtigste Anhänger einer amerikanischen Politik, die den europäischen Einigungsprozess nachdrücklich unterstützen sollte.⁷⁷⁰ Ball versuchte daher, wo es möglich war Frankreich in eine transatlantische Strategie einzubeziehen. Zwar war für ihn de Gaulle auch ein sehr schwieriger Partner, dennoch sollte ihn die amerikanische Regierung seiner Meinung nach, nicht verprellen. Allerdings war Balls Einfluss auf die Haltung des Präsidenten begrenzt, da McGeorge Bundy, der Nationale Sicherheitsberater der Regierung, diesen Enthusiasmus seines Kollegen nicht teilte. Zwar war Bundy sicherlich kein Gegner des europäischen Einigungsprozesses, aber für ihn hatte die strategische Auseinandersetzung zwischen den USA und der Sowjetunion eindeutig Priorität. Diesem Thema sollte man seiner Meinung nach alle anderen sicherheitspolitischen Aspekte dieser Zeit unterordnen.⁷⁷¹ Gerade eine zu starke Unterstützung der Europäer bei ihrem Einigungsprojekt könnte, so Bundy, die angestrebte Entspannungspolitik mit Moskau einschränken. Allein dieser Dissens zwischen Bundy und Ball zeigt deutlich, dass Kennedys Idee eines „Grand Design“ nicht wegen seiner eigenen Naivität, sondern auch aufgrund der unterschiedlichen Ansichten seiner Berater nicht zu realisieren war.

Im Folgenden sollen nun die wichtigsten Merkmale für das unterschiedliche amerikanisch-französische Verständnis von der Bedeutung der europäischen Integration anhand der Ergebnisse der einzelnen Kapitel zusammengefasst werden.

Die Grundlagen für die transatlantische Partnerschaft wurden selbstverständlich nicht erst während der Amtszeit Kennedys gelegt, sondern im Prinzip schon während des zweiten Weltkriegs durch das außenpolitische Wirken der Roosevelt-Administration. Dennoch wurde im ersten Kapitel dieser Studie darauf eingegangen, da man so Kennedys Reformeifer in den transatlantischen Beziehungen besser nachvollziehen kann. Gleichzeitig wird nur so deutlich, wie eng die Handlungsspielräume für die amerikanischen Regierungen bei diesem Thema waren, da sich auch schon vor de Gaulles Präsidentschaft viele europäische Staaten die Integrationsbemühungen vor allem deshalb förderten, weil sie dem Kontinent ein unabhängiges politisches und wirtschaftliches Profil verleihen wollten. Der britische Premierminister Winston Chur-

⁷⁷⁰ Vgl. James A. Bill, *George Ball: behind the scenes in US foreign policy*, Yale 1997, S. 101 ff.

⁷⁷¹ Vgl. Kai Bird, *The color of truth: McGeorge Bundy and William Bundy: brothers in arms: Biography*, New York 1998, S. 185.

chill hatte beispielsweise schon kurz nach dem Krieg in einer Rede in Zürich die Vision der „Vereinigten Staaten von Europa“ deutlich artikuliert.⁷⁷²

Zumindest zu Beginn der europäischen Integration, in der das politische Leben in Frankreich von den Wirren der Vierten Republik dominiert wurde, kann man noch nicht diesen schroffen Gegensatz zwischen Washington und Paris erkennen, der die spätere Integrationsgeschichte lähmen sollte.⁷⁷³ Zwar war Frankreich, ähnlich wie nach dem Ersten Weltkrieg in erster Linie an dem effektiven Schutz vor dem deutschen Nachbarn gelegen, dennoch konnte die französische Regierung gerade wegen des entschiedenen Engagements der USA für die europäische Einigung zu einer Kooperation bewogen werden.⁷⁷⁴ Für Washington war rasch deutlich, dass das Konzept der „doppelten Eindämmung“ gegen die Sowjetunion und Deutschland langfristig betrachtet nicht sinnvoll sein konnte. Folglich war es das erklärte Ziel der amerikanischen Administrationen vor John F. Kennedy, die politische und wirtschaftliche Entwicklung des westdeutschen Teilstaates nach Kräften zu unterstützen. Gerade der immer stärker ausgeprägte ideologische Gegensatz zwischen den USA und der Sowjetunion machten aus amerikanischer Sicht diese Politik alternativlos. Die Truman-Doktrin 1947 und der Marshall-Plan 1948 machten diese Strategie sehr deutlich. Wie groß der amerikanische Einfluss auf die Entwicklung der europäischen Integration allerdings war, ist in der wissenschaftlichen Forschung nicht unumstritten:

„Trotz der internationalen Interdependenz weitgehend autonom, hatten die beiden Weltmächte ihre Machtstellung in Europa seit 1945 dazu benutzt, zwei sich gegenseitig ausschließende Ordnungssysteme aufzubauen, die der Historiker John Lewis Gaddis⁷⁷⁵ „Cold War Empires“ nannte. Ob das westliche von ihnen, wie der Historiker Geir Lundestad⁷⁷⁶ behauptete, als „`Empire` by Invitation“ bezeichnet werden kann, oder eine solche Sicht die Dinge zu sehr vereinfacht, wird intensiv diskutiert. Der britische Historiker Alan S. Milward⁷⁷⁷ schätzte den amerikanischen Einfluss weitaus geringer ein als Lundestad, und M. Trachtenberg versuchte gar den Nachweis zu erbringen, dass die europäische Integration nicht dank der USA, sondern im Gegensatz zu ihnen vollzogen worden sei.“⁷⁷⁸

Ein ernsthafter amerikanisch-französischer Konflikt kam aber auch deshalb in dieser Phase der transatlantischen Partnerschaft noch nicht auf, da Paris mit vielen außenpolitischen Problemen zu kämpfen hatte. Dabei spielten vor allem die Konsequenzen

⁷⁷² Vgl. Clive Panting, Churchill, London 1994, S. 737 ff.

⁷⁷³ Vgl. Marc Trachtenberg, A constructed peace, S. 267 ff.

⁷⁷⁴ Vgl. Gerhard Brunn, Die Europäische Einigung von 1945 bis heute, Stuttgart 2004, S. 138 ff.

⁷⁷⁵ Vgl. John Lewis Gaddis, The long peace: inquiries into the history of the cold war, New York S. 147 ff.

⁷⁷⁶ Vgl. Geir Lundestad, The United States and Western Europe since 1945, Oxford 2003, S. 111ff.

⁷⁷⁷ Vgl. Alan Milward, The rescue of the nation state, London 1992, S. 1-21.

⁷⁷⁸ Ulrich Lappenküper, Die Außenpolitik der Bundesrepublik Deutschland 1949 bis 1990, München 2008, S. 57.

aus den immer gefährlicher werdenden postkolonialen Konflikten in Nordafrika und Asien eine Rolle. Vor allem der verlustreiche Kampf in Indochina, der mit der Niederlage bei der Schlacht von Diem Bien Phu 1954 endete und der Algerienkonflikt sind in diesem Kontext zu nennen.⁷⁷⁹ Schließlich zeigt aber ein weiteres wichtiges Ereignis zu Beginn der 1950er Jahre wie begrenzt Frankreichs internationaler Einfluss in der internationalen Politik der Nachkriegszeit inzwischen geworden war: die Suez-Krise 1956. Paris, das zu Beginn des 20. Jahrhunderts zweifellos zu den führenden Kolonialmächten im Nahen Osten gehört hatte, wollte Israel in seinem Konflikt mit den arabischen Nachbarn, vor allem aber mit Ägypten unter seinem Staatschef Gamal Abdel Nasser militärisch unterstützen. Letztlich wurde Paris von Washington an einem militärischen Eingreifen zugunsten Israels gehindert. Die Eisenhower-Administration wollte im Präsidentschaftswahlkampf 1956 eine komplizierte Zuspitzung des Nahost-Konfliktes vermeiden. Abgesehen davon wollte die amerikanische Regierung vor dem Hintergrund der schwierigen Lage im Kalten Krieg der 1950er Jahre die Sowjetunion nicht unnötig provozieren.⁷⁸⁰ Dies waren nur zwei kleine Beispiele aus der internationalen Politik der 1950er Jahre, die verdeutlichen, warum Frankreich in dem ersten Jahrzehnt der europäischen Integration kein Gegenpol zu den USA im transatlantischen Bündnis bilden wollte und konnte. Dies änderte sich aber mit dem Amtsantritt des ersten Präsidenten der neu geschaffenen Fünften Republik Charles de Gaulle 1959. Von diesem Zeitpunkt war es eines der wesentlichen Anliegen der französischen Regierung, in der transatlantischen Partnerschaft auf einer Augenhöhe mit den USA zu sein.

Dass dies so wesentlich für die Außenpolitik Frankreichs wurde, liegt sicherlich auch an den neuen Akzenten, die de Gaulle, der schnell zu der mächtigsten Figur der Fünften Republik wurde, setzte.

De Gaulles außenpolitisches Konzept basierte grundsätzlich auf der nationalen Stärke Frankreichs, die er im europäischen Kontext aber auch darüber hinaus in den internationalen Beziehungen garantieren wollte.⁷⁸¹ Dabei war sich de Gaulle natürlich der schwierigen wirtschaftlichen und politischen Probleme, die Frankreich in der Nachkriegszeit zu bewältigen hatte, bewusst, denn zu dem oben bereits beschriebenen außenpolitischen Ansehensverlustes kam noch die im Vergleich zur Bundesre-

⁷⁷⁹ Vgl. Georges-Henri Soutou, *La guerre de cinquante ans: le conflit Est-Ouest, 1943-1990*, Paris 2001, S. 397 ff.

⁷⁸⁰ Vgl. Ulrich Pfeil, *Die Suezkrise*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 17-18/ 2006, S. 32-38.

⁷⁸¹ Vgl. Frank Costigliola, *The failed design: Kennedy, de Gaulle, and the struggle for Europe*, in: *Diplomatic History*, 8 3, 1984, S. 227-252.

publik Deutschland relativ schwache Entwicklung der französischen Unternehmen.⁷⁸² All dies berücksichtigend war für de Gaulle offensichtlich, dass eine erfolgreiche französische Außenpolitik nur in einem engen Bündnis mit dem ehemaligen Kriegsgegner Deutschland funktionieren könne.⁷⁸³ Insofern war die klare Unterstützung für das Projekt einer europäischen Einigung von Seiten de Gaulles nur konsequent. Allerdings basierte seine Vorstellung von einer gelungenen europäischen Integration auf einem stark intergouvernemental ausgerichteten Bündnis.⁷⁸⁴ Insofern sollten nach den Vorstellungen de Gaulles die eigentlichen Impulse für Europa von den Hauptstädten und nicht von Brüssel, dem Sitz der europäischen Institutionen, ausgehen. Damit unterschied er sich auch von Jean Monnet, dem geistigen Vater der europäischen Integration.⁷⁸⁵ Diese europapolitischen Grundsätze zeigen deutlich, dass es de Gaulle bei diesem Projekt nicht in erster Linie auf die Stärkung und Versöhnung Europas ankam, sondern vor allem um die Stärkung der weltweiten französischen Interessen ging. Die europäische Integration war gewissermaßen ein Mittel, dieses Ziel zu erreichen: „Das war gleichbedeutend mit dem Versuch, die anglo-amerikanische Dominanz in Europa zu besiegen oder doch erheblich einzuschränken, sich aus der nuklearen Abhängigkeit von den Vereinigten Staaten zu lösen und den alten Kontinent wieder an die Weltspitze zu führen.“⁷⁸⁶ Gleichzeitig war er aber auch bereit, die kolonialpolitischen Verpflichtungen Frankreichs in Algerien zu beenden, da Frankreich aus diesem Konflikt nicht mehr siegreich hervorgehen konnte.⁷⁸⁷ Dass dies mit dem integrativen Politikansatz Kennedys nicht wirklich zusammenpassen konnte, wurde, beiden Regierungen rasch deutlich. Natürlich war auch in der Europapolitik Kennedys das nationale Interesse der USA ein Element, was immer wiederkehrte, allerdings betonte dies Kennedy nicht so ausgeprägt wie sein französischer Kollege, da für ihn die Vormachtstellung der USA im transatlantischen Bündnis ohnehin eine nicht verhandelbare Prämisse war. De Gaulle ging es aber nicht nur darum mit den USA politisch auf einer Augenhöhe zu sein. Er war auch an eigenen politischen Akzenten im Ost-West-Konflikt interessiert, wie man beispielsweise an seiner separaten Strategie gegenüber der Sowjetunion sehen konnte. Diese war nicht mit der ameri-

⁷⁸² Vgl. Gerhard Haupt, *Kleine Geschichte Frankreichs*, Stuttgart 2008.

⁷⁸³ Vgl. Gregor Schöllgen, *Der Auftritt: Deutschlands Rückkehr auf die Weltbühne*, Berlin 2004, S. 39 ff.

⁷⁸⁴ Vgl. Jürgen Elvert, *Europäische Integration* S. S. 79 / 80.

⁷⁸⁵ Vgl. Jean Monnet, *Erinnerungen eines Europäers*, München 1978, S. 585 ff.

⁷⁸⁶ Gregor Schöllgen, *Die Außenpolitik der Bundesrepublik Deutschland von den Anfängen bis zur Gegenwart*, München 2003, S. 68.

⁷⁸⁷ Vgl. Maurice Vaisse, *La grandeur*, S. 60 ff.

kanischen Regierung abgesprochen, die darin natürlich den Versuch sah, ihre Politik gegenüber der Sowjetunion zu hintergehen.⁷⁸⁸ Allerdings wurde in dieser Studie auch deutlich gezeigt, dass es neben den großen politischen Differenzen zwischen den USA und Frankreich auch enorme persönliche Differenzen zwischen den beiden Staatsmännern gab. Ein Blick auf ihre jeweiligen Biographien verdeutlicht dies nachhaltig.

Während de Gaulle aus einfachen Verhältnissen stammte und in der militärischen Laufbahn seine Chance für eine herausragende Karriere im französischen Staatsdienst sah, waren die persönlichen Gegebenheiten bei Kennedy, dessen politische Karriere maßgeblich, durch den Reichtum des Vaters gefördert wurde, völlig anders.⁷⁸⁹ Kennedy hatte sich vor allem wegen des Drängens der Familie letztlich zu einer politischen Karriere entschlossen, die er dann auch mit Begeisterung ausfüllte. Gerade aber diese finanzielle Unabhängigkeit, die er genoss, machte ihn in den Augen de Gaulles eher zu einem Emporkömmling ohne große intellektuelle Substanz. Allerdings gab es neben diesen biographischen Unterschieden auch noch weitere gravierende Unterschiede zwischen dem französischen und dem amerikanischen Präsidenten: Sie gehörten verschiedenen politischen Generationen an. Während de Gaulle durch den Ersten Weltkrieg und damit verbunden durch ein stark ausgeprägtes Sicherheitsdenken, was die französische Verteidigungspolitik anbetrifft geprägt war, fehlte Kennedy diese existentielle Erfahrung.⁷⁹⁰ Zwar war er als Soldat im Zweiten Weltkrieg während des Pazifikeinsatzes auch in Lebensgefahr, dennoch nahm er diese Erfahrung nicht zum Anlass, sich in der amerikanischen Sicherheitspolitik ständig an den alten Traditionen zu orientieren. Ganz im Gegenteil: ihm kam es ganz besonders darauf an, gerade in den internationalen Beziehungen seiner Zeit neue Akzente zu setzen.

Gerade diese politischen aber auch persönlichen Differenzen waren Gründe, warum die beiden Regierungen zwar formal noch Partner waren, sie aber, was die eigentliche Politik anbetraf, inzwischen zu Gegnern geworden waren. Besonders drei Themen waren dabei im Mittelpunkt der Kontroversen: die transatlantische Handelspolitik, der Versuch Großbritanniens, Mitglied in der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft zu werden und vor allem die Frage, ob sich Frankreich in einer transatlantischen Nuklearstreitmacht engagieren sollte oder nicht.

⁷⁸⁸ Vgl. ebd., S. 263 ff.

⁷⁸⁹ Vgl. Michael O`Brian, John F. Kennedy: a biography, New York 2005.

⁷⁹⁰ Vgl. Robert Dallek, John F. Kennedy: ein unvollendetes Leben, S. 540 ff.

Auf kaum einem anderen Gebiet wurde dies so deutlich, wie in der transatlantischen Handelspolitik. De Gaulles handelspolitische Grundsätzen waren in erster Linie rein protektionistisch und folglich hatte er dabei vor allem einen Wirtschaftsbereich im Blick, der für Frankreich bis heute eine besondere Rolle spielt: die Agrarwirtschaft.⁷⁹¹ Das war insofern verständlich, als dass die französische Wirtschaft, besonders im Bereich der Schwerindustrie den Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg weniger rasch gelang als anderen europäischen Nachbarländern. Daher arbeiteten nach wie vor viele französische Bürger im Agrarsektor, der, so das handelspolitische Selbstverständnis de Gaulles, dringend vor internationaler Konkurrenz geschützt werden musste. Allerdings machte sich de Gaulle mit dieser stark protektionistischen Haltung nicht nur innerhalb der amerikanischen Regierung viele Gegner, sondern er gefährdete mit dieser Politik auch die weitere Entwicklung der europäischen Integration. Besonders die kleineren Mitgliedsstaaten sahen durch den französischen Protektionismus ihre Stellung im Welthandel vor allem in dem Agrarsektor in Gefahr:

„Für weiteren Konfliktsstoff sorgte die Gemeinsame Agrarpolitik (GAP), deren Umfang und Intensität bei ihrer Einführung am 14. Januar 1962 nicht konsensual geregelt worden war. Auslöser des Dissens war die Diskussion über die Einführung eines qualifizierten Mehrheitsprinzips anstelle von Einstimmigkeit in agrarpolitischen Fragen.“⁷⁹²

Doch davon ließ sich de Gaulle nicht beirren, denn er war vor allem an der Absicherung der französischen Wirtschaft interessiert und nicht etwa an der Bildung einer europäischen Freihandelszone.

Dies war eine Idee, die in der Bundesregierung immer wieder von dem populären Wirtschaftsminister Ludwig Erhard propagiert wurde, auch wenn er sich damit gegenüber Bundeskanzler Konrad Adenauer nie wirklich durchsetzen konnte.⁷⁹³ Die Anhänger dieser Freihandelstheorie waren der festen Überzeugung, dass nur ein wirklich effizient arbeitender europäischer Markt ohne große Zollschränken dem entspräche, was in den Römischen Verträgen 1957 vereinbart worden war, doch offensichtlich war vor allem innerhalb der französischen Regierung das nationale Prestigedenken noch sehr stark ausgeprägt.⁷⁹⁴

⁷⁹¹ Vgl. George Herring, *From colony to superpower: U.S. foreign relations since 1776*, Oxford 2008, S. 702 ff.

⁷⁹² Jürgen Elvert, *Europäische Integration*, S. 80.

⁷⁹³ Vgl. Alfred Mierzejewski, *Ludwig Erhard: der Wegbereiter der Sozialen Marktwirtschaft*, München 2005, S. 53 ff.

⁷⁹⁴ Vgl. Vertrag zur Gründung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft, in: Bengt Beuther / Roland Bieber / Jörn Pipkorn / Jochen Streil (Hrsg.), *Das Recht der Europäischen Gemeinschaft*, Baden-Baden 1991, S. 10.

Neben der Kritik einiger europäischer Partner an der französischen Handelspolitik war die Empörung auf Seiten der Kennedy-Administration über diesen politischen Kurs enorm. Dies hängt vor allem mit der handelspolitischen Strategie zusammen, die die amerikanische Regierung seit 1960 verfolgte. Grundsätzlich sind der amerikanischen Handelspolitik seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts protektionistische Tendenzen nicht fremd, denn auch hier wurde vor allem durch eine aggressive Zollpolitik der landwirtschaftliche Bereich vor ausländischer Konkurrenz geschützt. Gutes Beispiel dafür war der sogenannte Smoot-Hawley Tariff Act 1930.⁷⁹⁵ Während der Weltwirtschaftskrise, die die amerikanische Wirtschaft aber darüber hinaus auch die anderen wichtigen Volkswirtschaften zum Beispiel in Europa in Mitleidenschaft zog, war dieses Gesetz auf den Weg gebracht worden. Es forderte ausdrücklich eine Hochzollpolitik, um den amerikanischen Markt zu schützen.⁷⁹⁶ Kennedy sah zu Beginn seiner Amtszeit ein, dass er mit solch einer restriktiven Handelsstrategie seine Politik der „New Frontier“ nicht wirklich glaubwürdig vertreten konnte. Er wollte mit einer neuen Politik auch in diesem Bereich auf die europäischen Verbündeten zugehen, denn aus seiner Perspektive war nur mit einer konsequenten Fortsetzung der handelspolitischen Kooperation die wirtschaftlichen Herausforderungen des Kalten Krieges zu bewältigen. Gerade die europäischen Probleme in der Zwischenkriegszeit, hatten Kennedy gelehrt, dass die USA grundsätzlich für eine Politik der reduzierten Zölle und Freihandels streiten sollten und nicht für das Gegenteil. Die amerikanische Regierung war daher bemüht, den Weg, den die internationale Gemeinschaft unter amerikanischer Führung schon während der Konferenz in Bretton Woods 1944 eingeschlagen hatte. Folglich wurden in dem `Trade Expansion Act`, ein Gesetz, das die amerikanische Handelsstrategie der 1960er Jahre maßgeblich bestimmen sollte, deutlich andere Akzente setzte. So ermächtigte das Gesetz den amerikanischen Präsidenten, Zölle für einen Zeitraum von fünfzig Jahren um bis zu 50 Prozent zu senken. Kennedy hatte bei diesem Vorhaben nicht nur die Interessen der Industriestaaten im Blick, sondern vor allem auch die teilweise katastrophale Situation in den Entwicklungsstaaten auf der Südhalbkugel der Erde, die ihre Unabhängigkeit erst

⁷⁹⁵ Vgl. Alfred E. Eckes / Thomas W. Zeiler, *Globalization and the American century*, Cambridge 2003, S. 168 ff.

⁷⁹⁶ Vgl. Michael J. Hogan, *Revival and Reform: America's twentieth-century search for a new economic order abroad*, in: *Diplomatic History*, 8 4, 1984, S. 287-310.

wenige Jahre zuvor erreicht hatten. Gerade sie wollte er mit seinem Handelsprogramm ermutigen, am globalen Handel teilzunehmen.⁷⁹⁷

Es ist in dieser Studie deutlich geworden, dass die verschiedenen wirtschaftspolitischen Ansätze Kennedys und de Gaulles von Anfang an nicht miteinander zu vereinbaren waren, da ihre jeweiligen Zielvorstellungen zu unterschiedlich waren: während es de Gaulle vor allem um den Schutz der französischen Wirtschaft ging, wollte Kennedy außenpolitische Akzente setzen, um auch auf dem Gebiet der Handelspolitik die Sowjetunion in die Defensive zu drängen.⁷⁹⁸ Auch wenn Kennedys Wirtschaftsberater alles daran setzten, eine gemeinsame transatlantische Handelsstrategie zu formulieren, konnte der amerikanisch-französische Disput in dieser Frage nicht völlig aufgelöst werden.

Bei der Bewertung darüber, wer die größere Verantwortung für das Scheitern dieser transatlantischen Politik trüge, ist allerdings zu einfach, die Schuld ausnahmslos bei der französischen Regierung zu suchen. Zwar war das Engagement der Kennedy-Administration für eine wirklich substantielle Zollsenkung wichtig, da dies offensichtlich der einzige Weg war, um die ärmeren Staaten, beispielsweise die des afrikanischen Kontinents zu beteiligen, bedeutete dies keineswegs, dass die amerikanische Regierung nicht auch nationale Interessen bei ihrer handelspolitischen Strategie im Blick hatte: so wurden amerikanische Unternehmen vor zu großer Konkurrenz aus dem Ausland durch das sogenannte Trade Adjustment Assistance geschützt.⁷⁹⁹ Kennedys vollmundiges Versprechen, den weltweiten Handel in der Welt zu fördern, war folglich nicht ganz ernst zu nehmen. Selbstverständlich war der Protektionismus der französischen Regierung unter de Gaulle deutlich höher ausgeprägt, dennoch gab es auch in Washingtons Strategie solche Elemente, so dass die amerikanischen Beschwerden über die französische Handelspolitik nicht ganz glaubwürdig waren.⁸⁰⁰

Neben dem beschriebenen transatlantischen Konflikt über die richtige internationale Wirtschaftspolitik war die Kontroverse um einen möglichen Beitritt Großbritanniens in die EWG genauso intensiv. Aus heutiger Sicht, ist es in der Tat etwas verblüffend, warum ausgerechnet diese Frage für die beiden Hauptprotagonisten dieser Studie

⁷⁹⁷ Vgl. Walt Rostow, *The stages of economic growth: a non-Communist manifesto*, Cambridge 1990, S. 1-4.

⁷⁹⁸ Vgl. Alfred E. Eckes / Thomas W. Zeiler, *Globalization and American century*, S. 171.

⁷⁹⁹ Vgl. Ynze Alkema, *European-American trade policies 1961-1963*, in: Douglas Brinkley (Hrsg.), *John F. Kennedy and Europe*, Baton Rouge 1999, S. 212-235.

⁸⁰⁰ Vgl. Georg Schild, *John F. Kennedy: Mensch und Mythos*, Göttingen 1997, S. 77 ff.

von so großer Bedeutung war. Schließlich waren doch alle drei Staaten besonders während der Schlussphase des Zweiten Weltkriegs und auch darüber hinaus enge Verbündete gewesen.⁸⁰¹

Dabei muss allerdings berücksichtigt werden, dass trotz dieser Bindung zwischen den drei Regierungen, de Gaulle die besonders engen Beziehungen zwischen Washington und London immer schon mit Argwohn betrachtete hatte.⁸⁰² Die britisch-amerikanischen Beziehungen waren allein schon aus historischen und kulturellen Gründen seit der Gründung der USA immer etwas Besonderes gewesen. Aber neben dieser historischen Komponente kam nach dem Zweiten Weltkrieg grundsätzlich noch etwas Politisches hinzu. Es war Teil der außenpolitischen Strategie der US-Regierung, die politische und wirtschaftliche Entwicklung in Europa mit großem Engagement zu unterstützen. Anders als in der Zwischenkriegszeit sollte dieser Kontinent politisch sich nicht selbst überlassen werden. Um diese politische Stabilität wirklich garantieren zu können, glaubte man, dass Großbritannien bei diesem Einigungsprozess eine wichtige Rolle spielen sollte. Allerdings hatte der britische Verbündete zu erst andere Pläne, denn London sah sich nach wie vor als bedeutende Macht und wollte an die erfolgreiche Imperialzeit des 19. Jahrhunderts anknüpfen. Somit war das britische Engagement, was die europäische Integration in ihrer Anfangsphase anbetraf, einigermaßen halbherzig. Zwar beteiligte sich London an dem Brüssler Pakt 1948 oder dem Dünkirchner Pakt 1947, doch war das nicht verbunden mit einem echten Engagement für die europäische Zusammenarbeit. Vielmehr glaubte Großbritannien nach wie vor auf einen Sonderstatut setzen zu können, der vor allem in der Partnerschaft mit den USA zu finden war. Im Übrigen hatten die oben genannten Pakte vor allem sicherheitspolitische Inhalte. London wollte sich gemeinsam mit den europäischen Verbündeten allen voran Frankreich vor einer möglichen deutschen Expansion schützen und setzte auf eine klassische Eindämmungspolitik, die sich sowohl gegen die Sowjetunion als auch gegen Deutschland richtete. Allerdings kristallisierte sich schnell heraus, dass Washington, vor allem wegen der positiven wirtschaftlichen Entwicklung im westdeutschen Teilstaat, an dieser Politik nicht festhalten konnte.⁸⁰³ Im Gegenteil: jetzt war es das klare Ziel der amerikanischen Außenpolitik, den neuen Verbündeten langfristig an sich zu binden. Zwar betrachtete die briti-

⁸⁰¹ Vgl. Maurice Vaisse, *La grandeur*, S. 13-22.

⁸⁰² Vgl. Maurice Vaisse, *La grandeur*, S. 123 ff.

⁸⁰³ Vgl. Edgar Wolfrum, *Die geglückte Demokratie: Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von ihren Anfängen bis zur Gegenwart*, Bonn 2007.

sche Regierung die wirtschaftliche Entwicklung der Bundesrepublik in den 1950er Jahren, die im Übrigen eng mit der europäischen Kooperation verbunden war, mit Wohlwollen. Dennoch nahm dies die britische Regierung unter Premierminister Harold Macmillan nicht zum Anlass, den eigenen europapolitischen Kurs zu revidieren.⁸⁰⁴ Neben den bereits erläuterten nach wie vor vorhandenen Großmachtambitionen waren darüber hinaus auch noch wirtschaftspolitische Gründe, die für Londons europapolitische Passivität ausschlaggebend waren. Großbritannien war anders als die meisten anderen westeuropäischen Staaten geprägt worden von einer langen Handelstradition, die sich vor allem im 19. Jahrhundert auf ein großes Kolonialreich stützte. Auch wenn diese Grundlage schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit dem Aufstieg der USA zur internationalen Großmacht langsam schwächer wurde, war London auch in den 1950er Jahren darauf bedacht, handelspolitisch unabhängig zu sein. Wenn auch London bei den europäischen Partnern für eine Freihandelszone warb, hatten jedoch die Architekten der europäischen Integration um Jean Monnet ambitioniertere Pläne im Kopf, die sie umsetzen wollten. Nach ihren Vorstellungen sollte der Integrationsgedanke nicht bloß auf die Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl beschränkt bleiben, sondern weitere Politikfelder umfassen.⁸⁰⁵ Dieser Ansatz der vertieften Integration führte letztlich zu den Römischen Verträgen 1957, die von London vehement abgelehnt wurden.

Während die britische Europapolitik in den 1950er Jahren sehr zurückhaltend war, kam es zu Beginn der 1960er Jahre dennoch zu einem Wandel in der Position Londons. Dabei spielen zwei Gründe eine besondere Rolle:

Zum einen war das europäische Projekt, vor allem was die wirtschaftlichen Perspektiven betraf, entgegen der britischen Skepsis sehr erfolgreich. Gerade die gemeinsame Strategie ermöglichte nicht nur den großen Mitgliedsstaaten, wie Deutschland und Frankreich, einen im Großen und Ganzen raschen Wiederaufbau, sondern auch die kleineren Beneluxstaaten profitierten davon.⁸⁰⁶ Grund dafür war vor allem die Stärkung des innereuropäischen Handels, der vor allem durch die Senkung der Zölle zwischen den einzelnen EWG-Mitgliedsstaaten zu Stande kam.⁸⁰⁷ London war vor dem Abschluss der römischen Verträge noch davon überzeugt gewesen, dass der

⁸⁰⁴ Vgl. Pascaline Winand, *United States-European Relationship, 1961-1963*, in: Anne Deighton (Hrsg.), *Widening, deepening and acceleration: the European Economic Community 1957-1963*, Baden-Baden 1999, S. 17-43.

⁸⁰⁵ Vgl. Jürgen Elvert, *Europäische Integration*, S. 52-57.

⁸⁰⁶ Vgl. Michael J. Hogan, *The Marshall Plan: America, Britain, and the reconstruction of Western Europe, 1947-1952*, Cambridge 1987, S. 189 ff.

Vorschlag eine Freihandelszone zu schaffen auch die anderen EWG-Gründungsstaaten begeistern müsse. Dies hatte sich spätestens zu Beginn der 1960er Jahre als Trugschluss erwiesen.

Allerdings gab es neben den rein ökonomischen Gründen für die neue britische Haltung in der Europapolitik, die eng mit der amerikanischen Außenpolitik zusammenhing.⁸⁰⁸ Das geopolitische Ansehen Großbritanniens war in den 1950er Jahren rapide gesunken. War London lange Zeit darauf bedacht, sich außenpolitisch ausschließlich auf die besonderen Beziehungen zu den USA zu verlassen, so musste man nun erkennen, dass dies keine ausreichende Strategie war, um die internationalen Beziehungen der Zeit nachhaltig beeinflussen zu können. London hatte zwar gehofft, mit dieser „special relationship“ gewissermaßen eine Partnerschaft auf Augenhöhe mit den USA entwickeln zu können. In Wahrheit musste sich die britische Außenpolitik mit einer Degradierung als Juniorpartner zufrieden geben. Diese Herabsetzung machte sich vor allem auf dem Gebiet der Sicherheitspolitik bemerkbar. Hierfür wurden in dieser Studie zwei Beispiele vorgestellt. Zum einen wurden sowohl Frankreich als auch Großbritannien während der Suezkrise 1956 von den USA bei ihrem Versuch, Israel zu unterstützen, jäh gestoppt, da Washington an einer weiteren Eskalation des Nahostkonfliktes zu diesem Zeitpunkt kein Interesse hatte.⁸⁰⁹ Zum anderen wurde aber gerade auch auf dem Gebiet der nuklearen Abschreckung deutlich, dass spätestens nach der Skybolt-Krise und dem Gipfeltreffen von Nassau 1962, London von Washington abhängig war und nicht umgekehrt.⁸¹⁰ Dies alles waren schließlich Gründe, die für einen britischen Strategiewechsel in der Europapolitik sprachen, der unter der Führung von Premierminister Harold Macmillan realisiert wurde.⁸¹¹

Die Kennedy-Administration unterstützte diesen Plan, verbanden sich damit doch mehrere Ziele der Außenpolitik Kennedys. Zum einen konnte so noch einmal die transatlantische Partnerschaft gestärkt werden, indem ein sehr enger Partner nicht mehr außerhalb der europäischen Zusammenarbeit stand, sondern ein aktives Mitglied wurde, zum anderen hatte die amerikanische Regierung die starke Hoffnung, mit dieser Strategie die selbstbewusste französische Außenpolitik auf gewisse Weise

⁸⁰⁷ Vgl. John Gillingham, *European Integration, 1950-2003*, Cambridge 2003, S. 66-68.

⁸⁰⁸ Vgl. George Herring, *From colony to superpower*, S. 729 ff.

⁸⁰⁹ Vgl. Ulrich Pfeil, *Die Suezkrise* S. 33-34.

⁸¹⁰ Vgl. John Dumbrell, *A special relationship: Anglo-American relations in the Cold War and after*, London 2001, S. 173 ff.

begrenzen zu können. Abgesehen davon, sah die Kennedy-Administration diese rasche Entwicklung der europäischen Integration selbstverständlich nicht nur unter dem Aspekt des raschen wirtschaftlichen Wiederaufbaus Europas, sondern vor allem unter dem Aspekt der permanenten Auseinandersetzung mit der Sowjetunion während des Kalten Krieges. Beide Seiten hatten das Ziel ihr jeweiliges Lager zu stärken, somit wäre ein EWG-Beitritt Großbritanniens aus der Sicht Washingtons die richtige strategische Entscheidung gewesen, um die Sowjetunion zu schwächen.

Es war aber wenig überraschend, dass die neue Europa-Strategie Großbritanniens nicht bei allen europäischen Partnern auf viel Sympathie stieß. Vor allem Frankreich sah, wie zu erwarten, darin einen Affront, denn gerade die europäische Zusammenarbeit sollte die französische Außenpolitik und den damit verbundenen internationalen Machtanspruch stärken. Genau dieses Ziel, so wurde in Paris befürchtet, ließ sich mit einem möglichen EWG-Mitglied Großbritannien nicht realisieren.⁸¹² Die Reaktion de Gaulles war eindeutig: zu erst wurde das britische Bewerbungsverfahren kritisch und skeptisch beobachtet, als dieses Verhalten die anderen europäischen Partner nicht wirklich beeindruckte, blockierte de Gaulle schließlich den britischen Wunsch mit seinem Veto im Januar 1963. Es lassen sich unter anderem drei Gründe für diese kompromisslose Entscheidung Frankreichs anführen. Erstens befürchtete man in Paris, dass Großbritannien bei einem EWG-Beitritt, die Führungsfunktion der französischen Regierung in Europa streitig machen könnte. Zweitens warf man Washington vor, Großbritannien gewissermaßen als „trojanisches Pferd“ zu nutzen, um den amerikanischen Einfluss auf Europa noch stärker auszubauen, als er ohnehin schon war. Schließlich war die Absage de Gaulles auch eine kühle Reaktion auf die enge Nuklearpartnerschaft zwischen London und Washington. Das von de Gaulle so vehement verfolgte politische Ziel, in einer Art Direktorium des transatlantischen Bündnisses, Frankreich, auf dasselbe Niveau wie Großbritannien zu heben, war nicht mehr zu erreichen. Die brüske Reaktion de Gaulles zeigt aber auch, dass es bei dieser Absage nicht allein um die britische Europapolitik ging, sondern dass bei diesem Konflikt mehrere Themen miteinander verbunden sind. Unter anderem eben auch die Frage, ob Frankreich gemeinsam mit seinen europäischen Partnern an einer transatlantischen Nuklearstreitmacht partizipieren sollte.

⁸¹¹ Vgl. Richard Lamb, *Macmillan and Europe*, in: Richard Lamb, *Macmillan and Europe*, in: Richard Aldous/ Sabine Lee (Hrsg.), *Harold Macmillan: aspects of a political life*, Basingstoke 1999, S. 75-95.

⁸¹² Vgl. Maurice Vaisse, *La grandeur*, S. 191 ff.

Gerade die Frage der nuklearen Unabhängigkeit war neben den amerikanisch-französischen Disputen über die transatlantische Handelspolitik und der neuen britischen Europapolitik zu Beginn der 1960er Jahre eines der größten Streitthemen zwischen den beiden Verbündeten, denn de Gaulle koppelte an diese Angelegenheit das französische Selbstverständnis auch in Zeiten des Kalten Krieges noch eine Großmacht zu sein.⁸¹³ De Gaulle musste sich gezwungenermaßen eingestehen, dass sich die französische Außenpolitik langfristig von den Vorstellungen eines Kolonialreiches verabschieden musste, daher suchte er gerade deshalb so intensiv nach einer Kompensationsmöglichkeit: neben der bereits erwähnten vertieften europäischen Zusammenarbeit unter französischer Führung sollte dies eben auch die nukleare Abschreckung mit beinhalten.⁸¹⁴ Insofern war dies ein ganz wesentlicher Aspekt der französischen Macht- und Außenpolitik.

Für die USA war diese selbstbewusste Haltung Frankreichs besonders in dieser sensiblen Frage der nuklearen Rüstung ein ernstes Problem. Kennedy ließ nie einen Zweifel daran, dass er sich gegen eine nukleare Aufrüstung Frankreichs stellen musste und begründete dies vor allem folgendermaßen: „Les États-Unis ne veulent pas fournir d’armes atomiques à la France, ce qui risquerait d’encourager l’Allemagne de l’Ouest à faire de même, mais ils restent prêts à constituer une force de frappe nucléaire supranationale confiée à l’Organisation atlantique.“⁸¹⁵ De Gaulle lehnte allerdings diesen Kompromissvorschlag der USA allein schon deshalb ab, da er zum einen die amerikanische Vorherrschaft bei dieser transatlantischen Nuklearstreitmacht nicht akzeptieren wollte und zum anderen den USA gerade vor dem Hintergrund der Berlin-Krise misstraute, ob sie in einer wirklichen Krisensituation bereit wären, Europa mit ihren amerikanischen Nuklearwaffen zu schützen.

Die hier noch einmal zusammengefassten unterschiedlichen Standpunkte zwischen den beiden Regierungen – von der Handelspolitik, der Sicherheitspolitik bis zur britischen Europapolitik – konnten von der Kennedy-Administration in ihrer sehr kurzen, knapp drei jährigen Amtszeit nicht aufgelöst werden. Der transatlantische Streit verschärfte sich, wie zum Beispiel die Blockadepolitik Frankreichs innerhalb der europäischen Gremien („Politik des leeren Stuhls“) dokumentiert. Auch der von de Gaulle

⁸¹³ Vgl. ebd. S. 35.

⁸¹⁴ Vgl. Daniel J. Mahoney, *De Gaulle: statemanship, grandeur, and modern democracy*, London 2000, S. 129 ff.

⁸¹⁵ Maurice Vaisse, *La grandeur*, S. 147.

maßgebliche Austritt Frankreichs aus dem militärischen Teil der NATO macht dies deutlich.⁸¹⁶ Erst mit dem Ende der Amtszeit de Gaulles 1969 konnte ein neues Kapitel in den transatlantischen Beziehungen begonnen werden, in der wieder mehr Wert auf Kooperation und Entspannung gelegt wurde.

Allerdings war damit die eigentliche Grundlage für die transatlantischen Kontroversen nicht beseitigt, denn das politische Erbe Charles de Gaulles beeinflusst die französische Außenpolitik bis heute.⁸¹⁷ Zwar hatte de Gaulle schon während des Zweiten Weltkriegs seine Vision einer französischen Außenpolitik konzipiert, aber erst in seiner Amtszeit konnte er diese Vision realisieren. Alle seine Nachfolger haben sich im Großen und Ganzen am Gaullismus in ihren außenpolitischen Strategien orientiert. Besonders sichtbar war dies bei der Haltung von Präsident Jacques Chirac während des Irakkrieges 2003, als sich Frankreich eindeutig gegen die amerikanische Politik stellte. Insofern haben die transatlantischen Diskussionen zwischen Kennedy und de Gaulle in den frühen 1960er Jahren zu gravierenden Differenzen geführt, die bis heute spürbar sind. Auch wenn Frankreich seit dem NATO-Gipfel von Kehl / Straßburg im April 2009 wieder vollwertiges Mitglied der NATO ist, wird es seine politischen Vorstellungen im transatlantischen Bündnis auch in Zukunft sehr selbstbewusst formulieren.

⁸¹⁶ Vgl. Johannes Varwick, *Die Nato: vom Verteidigungsbündnis zur Weltpolizei?*, München 2008.

⁸¹⁷ Vgl. Serge Berstein, *Histoire du gaullisme*, Paris 2002, S. 514 ff.

ANHANG

I. Abkürzungen

| | |
|------|---|
| CDU | Christlich Demokratische Union |
| CSU | Christlich Soziale Union |
| EU | Europäische Union |
| EWG | Europäische Wirtschaftsgemeinschaft |
| GAP | Gemeinsame Agrarpolitik |
| GATT | General Agreement on Taxes and Tariffs |
| JFKL | John F. Kennedy Library |
| MLF | Multilateral Force |
| NATO | North Atlantic Treaty Organization |
| OECD | Organization for Economic Cooperation and Development |
| TEA | Trade Expansion Act |

II. Quellen- und Literaturverzeichnis

1. Archivalia und ungedruckte Quellen (Internet)

Bundesarchiv, Koblenz
Nachlass Walter Hallsteins

Archiv der Europäischen Kommission, Brüssel
Communauté Économique Européenne

John F. Kennedy Library and Museum Boston
National Security Files
Oral History George Ball
Oral History McGeorge Bundy
Papers of Arthur M. Schlesinger
Papers of President Kennedy

www.presidency.ucsb.edu.

2. Gedruckte Quellen

Akten zur Auswärtigen Politik der Bundesrepublik Deutschland 1963, Band I, München 1994.

Documents diplomatiques français 1958, Tome II, Paris 1993.

Documents diplomatiques français 1961, Tome II, Paris 1998.

Documents diplomatiques français 1962, Tome II, Paris 1999.

Documents diplomatiques français 1963, Tome I, Paris 2000.

Europa-Archiv 6, 1951.

Europa-Archiv 7, 1952.

Europa-Archiv 9, 1954.

Europa-Archiv 10, 1955.

Europa-Archiv 17, 1962.

Europa-Archiv 23, 1968.

Foreign relations of the United States, John F. Kennedy, Volume XIII, Western Europe and Canada, Washington 1994.

Foreign relations of the United States, Dwight D. Eisenhower, Volume IV, Europe, Washington 1968.

Foreign relations of the United States, Dwight D. Eisenhower, Volume VI, Western Europe and Canada, Washington 1987.

Foreign relations of the United States, Dwight D. Eisenhower, Volume IX, Foreign Economic Policy, Washington 1987.

Foreign relations of the United States, John F. Kennedy, Volume IX, Foreign Economic Policy, Washington 1995.

Foreign Relations of the United States, John F. Kennedy, Volume V, Soviet Union, Washington 1998.

Foreign Relations of the United States, John f. Kennedy, Volume XIV, Berlin Crisis, Washington 1993.

Foreign Relations of the United States, John F. Kennedy, Volume I, Vietnam, Washington 1988.

Foreign Relations of the United States, John f. Kennedy, Volume I, Vietnam, Washington 1990.

Foreign relations of the United States, Harry S. Truman, Volume III, Washington 1968.

Foreign relations of the United States, Harry S. Truman, Volume IV, Washington 1968.

Gaulle, Charles de, Discours et messages, Tome IV: Pour l'effort (1962-1965), Paris 1970.

Hanhimäki Jussi / Westad, Odd Arne, The Cold War: a history in documents and eyewitness Accounts, Oxford 2003.

Lipgens, Walter, Die Anfänge der europäischen Einigungspolitik 1945-1950, Bd. I: 1945-1947, Stuttgart 1977.

Mendès-France, Pierre, Oeuvres complètes, Tome IV: Pour une République moderne, 1955 1962.

Merril, Dennis / Paterson, Thomas G., Major problems in American foreign relations: volume II: since 1914, Boston 2005.

Morsey, Rudolf/ Schwarz, Hans-Peter (Hrsg.), Adenauer Rhöndorfer Ausgabe: Adenauer-Briefe 1961-1963, Paderborn 2006.

Sorensen, Ted, Counselor: a life at the edge of history, New York 2008.

Turner, Arthur (Hrsg.), Britain and European Integration 1945-1998: A documentary history, London 2000.

Wintzer, Joachim (Hrsg.), Der Auswärtige Ausschuss des Deutschen Bundestages: Sitzungsprotokolle 1957-1962, Düsseldorf 2003.

3. Sekundärliteratur

ABELSHAUSER, WERNER, „Integration à la carte“: Der Primat der Politik und die wirtschaftliche Integration Westeuropas im 19. und 20. Jahrhundert, in: Werner Abelshauer (Hrsg.), Wirtschaftliche Integration und Wandel von Raumstrukturen im 19. und 20. Jahrhundert, Berlin 1994, S. 141-159.

ABELSHAUSER, WERNER, Wirtschaftsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland, München 2004.

ACHESON, DEAN, Present at the creation: my years in the State Department, New York 1969.

ALKEMA, YNZE, European-American trade policies 1961-1963, in: Douglas Brinkley (Hrsg.), John F. Kennedy and Europe, Baton Rouge 1999, S. 212-235.

Allison, Graham, Essence of decision: explaining the Cuban missile crisis, New York 1999.

ALTRICHTER, HELMUT, Kleine Geschichte der Sowjetunion 1917-1991, München 2001.

AMBROSE, STEPHEN E., Eisenhower: the president 1952-1969, London 1984.

AMBROSIUS, LLOYD E., Wilsonianism: Woodrow Wilson and his legacy in American foreign relations, New York 2002.

BALL, GEORGE W., The past has another pattern: memoirs, New York 1982.

BALL, GEORGE, Disziplin der Macht: Voraussetzungen für eine neue Weltordnung, Frankfurt a. Main, 1968.

- BANGE, OLIVER, *The EEC crisis of 1963: Kennedy, de Gaulle and Adenauer in conflict*, Basingstoke 2000.
- BAUMANN, ANSBERT, *Begegnung der Völker?: der Elysée-Vertrag und die Bundesrepublik Deutschland: deutsch-französische Kulturpolitik von 1963 bis 1969*, Frankfurt 2003.
- BAUMANN, YVONNE, *John F. Kennedy und „foreign aid“: die Auslandshilfe der Administration Kennedy unter besonderer Berücksichtigung des entwicklungspolitischen Anspruchs*, Stuttgart 1990.
- BECKER-DÖRING, CLAUDIA, *Die Außenbeziehungen der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl von 1952-1960: die Anfänge einer europäischen Außenpolitik*, Stuttgart 2003.
- BEISNER, ROBERT L., *Dean Acheson : A life in the Cold War*, Oxford 2006.
- BEREND, IVAN, *Markt und Wirtschaft: ökonomische Ordnung und wirtschaftliche Entwicklung in Europa seit dem 18. Jahrhundert*, Göttingen 2007.
- BERGHAHN, VOLKER, *Der Erste Weltkrieg*, München 2006.
- BESCHLOSS, MICHAEL R., *Powergame: Kennedy und Chruschtschow: die Krisenjahre*, Düsseldorf 1991.
- BEUTHER, BENGT / BIEBER, ROLAND / PIPKORN, JÖRN / STREIL, JOCHEN (HRSG.), *Das Recht der Europäischen Gemeinschaft*, Baden-Baden 1991.
- BIERLING, STEPHAN, *Geschichte der amerikanischen Außenpolitik: von 1917 bis zur Gegenwart*, München 2003.
- BIERMANN, HARALD, *Die Kuba-Krise: Höhepunkt oder Pause im Kalten Krieg?*, in: *Historische Zeitschrift*, 273/3, 2001, S. 637-679.
- BIERMANN, HARALD, *John F. Kennedy und der Kalte Krieg: die Außenpolitik der USA und die Grenzen der Glaubwürdigkeit*, Paderborn 1997.
- BILL, JAMES A., *George Ball: behind the scenes in U.S. Foreign Policy*, Yale 1997.
- BIRD, KAI, *The color of truth, Bundy and the national security council*, New York 2000.
- BODEN, WILLIAM S., *Defending hegemony: American foreign economic policy*, in: G. Paterson, *Kennedy's quest for victory: American foreign policy, 1961-1963*, Oxford 1989, S. 57-86.
- BOSSUAT, GÉRARD, *Faire l'Europe sans défaire la France: 60 ans de politique d'unité européenne des gouvernements et des présidents de la République française (1943-2003)*, Brüssel 2005, S. 83-119.

- BOSSUAT, GÉRARD, Jean Monnet et l'avenir de l'Europe, 1940- 1948, in: Michel Dumoulin (Hrsg.), *Plans des temps de guerre pour l'Europe d'après-guerre 1940-1947*, Baden-Baden 1995, S. 325-369.
- BOSSUAT, GÉRARD, Jean Monnet: La mesure d'une influence, in: *Vingtième Siècle*, 51, S. 68-84.
- BOZO, FRÉDÉRIC, De Gaulle: l'Amérique et l'alliance atlantique: une relecture de la crise de 1966, in: *Vingtième Siècle. Revue d'histoire*, 43, 1994, S. 55-68.
- BRAIN, JOSEPHINE, Dealing with de Gaulle, in: Mark J. White (Hrsg.), *Kennedy: The new frontier revisited*, Houndmills 1998, S. 160-193.
- BRANDS, HAL, Non proliferation and the dynamics of the middle Cold War: the super-powers and the NPT, in: *Cold War History*, 7 3, 2007, S. 389-423.
- BRANSON, RACHEL, *Thicker than oil: America's uneasy partnership with Saudi-Arabia*, Oxford 2006.
- BRINKLEY, DOUGLAS / HACKETT, CLIFFORD (HRSG.), *Jean Monnet: the path to European Unity*, Basingstoke 1991.
- BRINKLEY, DOUGLAS, Communication: Dean Acheson and the 'special relationship': the West Point speech of December 1962, in: *The Historical Journal*, 33 3, 1990, S. 599-608.
- BRUNN, GERHARD, *Die europäische Einigung: von 1945 bis heute*, Stuttgart 2002.
- BRUSSE, WENDY ASBEEK, Liberalization, convertibility, and the common market, in: Desmond Dinan, *Origins and evolution of the European Union*, New York 2006, S. 85-104.
- BRUSSE, WENDY ASBEEK, *Tariffs, trade and European integration, 1947-1957*, New York 1997.
- BULLEN, ROGER, The British government and the Schuman Plan May 1950-March 1951, in: Klaus Schwabe (Hrsg.), *Die Anfänge des Schuman-Plans 1950 / 51*, Baden-Baden 1988, S. 199-211.
- BUNDY, MCGEORGE, *Danger and survival*, New York 1988.
- BURNER, DAVID, *John F. Kennedy and a new generation*, New York 1988.
- CALANDRI, ELENA, *The failure of peace in Europe 1943-1947*, Basingstoke, 2001.
- CARROLL, JAMES R., „One of ourselves“: John Fitzgerald Kennedy in Ireland, New York 2003.
- CASTIGLIOLA, FRANK, The pursuit of Atlantic community: nuclear arms, dollars, and Berlin, in: Thomas G. Paterson, *Kennedy's quest for victory: American foreign policy 1961-1963*, 24-57.

- CERNY, PHILIP G., The process of personal leadership: The case of de Gaulle, in: *International Political Science Review*, 9 2, 1988, S. 131-142.
- CHAFE, WILLIAM H., *The unfinished journey: America since World War II*, Oxford 1991.
- CHAYES, ABRAM, *The Cuban missile crisis*, London 1974.
- CHRISTOF MÜNGER, *Kennedy, die Berliner Mauer und die Kuba-Krise: die westliche Allianz vor der Zerreißprobe 1961–1963*, München 2003.
- CHRUSCEV, NIKITA, *Chruschtschow erinnert sich*, Reinbek bei Hamburg 1971.
- CINI, MICHELLE, From Marshall plan to EEC: direct and indirect influences, in: Martin Schain (Hrsg.), *The Marshall plan: fifty Years after*, Basingstoke 2001, S. 13-39.
- CLARKE, THURSTON, *Ask not: the inauguration of John F. Kennedy and the speech that changed America*, New York 2005.
- CLEMENS, GABRIELE / REINFELD, ALEXANDER / WILLE, GERHARD, *Geschichte der europäischen Integration*, Stuttgart 2008.
- COGAN, CHARLES C, *Oldest allies, guarded friends: the United States and France since 1940*, Westport 1994.
- COHEN, WARREN, *I Dean Rusk*, Totowa 1980.
- COLLIER, PAUL, *Die unterste Milliarde: warum die ärmsten Länder scheitern und was man dagegen tun kann*, München 2008.
- COLLIER, PETER/ HOROWITZ, DAVID, *The Kennedys*, New York 1984.
- CONZE, ECKART, *Abschied von Staat und Politik?: Überlegungen zur Geschichte der internationalen Politik*, in: Eckart Conze/ Ulrich Lappenküper/ Guido Müller, *Geschichte der internationalen Beziehungen: Erneuerung und Erweiterung einer historischen Disziplin*, Köln 2004, S. 15-45.
- CONZE, ECKART, *Die gaullistische Herausforderung*, München 1994.
- CONZE, ECKART, *Hegemonie durch Integration: die amerikanische Europapolitik und de Gaulle*, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 43, 1995, S. 297-341.
- CONZE, VANESSA, *Das Europa der Deutschen: Ideen von Europa in Deutschland zwischen Reichstradition und Westorientierung (1920-1970)*, München 2005.
- CONZE, VANESSA, *Richard Coudenhove-Kalergi: umstrittener Visionär Europas*, Zürich 2004.
- COSTIGLIOLA, FRANK, *France and the United States: the cold war alliance since World War II*, in: Robert Paxton, *De Gaulle and the United States*, New York 1992, S. 118-160.

- COSTIGLIOLA, FRANK, Kennedy, de Gaulle, and the challenge of consultation, in: Robert Paxton / Nicholas Wahl (Hrsg.), *De Gaulle and the United States*, Oxford 1994, S. 169-195.
- COSTIGLIOLA, FRANK, Kennedy, the European allies, and the failure to consult, in: *Political Science Quarterly*, 110 1, 1995, S. 105-123.
- COSTIGLIOLA, FRANK, The failed design: Kennedy, de Gaulle, and the struggle for Europe, in: *Diplomatic History*, 8 3, 1984, S. 227-252.
- COSTIGLIOLA, FRANK, The pursuit of Atlantic Community, in: Thomas G. Paterson (Hrsg.), *Kennedy's quest for victory: American foreign policy, 1961-1963*, Oxford 1989, S. 24-57.
- COSTIGLIOLA, FRANK, The pursuit of Atlantic community: nuclear arms, dollars and Berlin, in: G. Paterson, *Kennedy's quest for victory: American foreign policy, 1961-1963*, Oxford 1989, S. 24-57.
- DADDOW, OLIVER, *Britain and Europe since 1945*, Manchester 2004.
- DALLEK, ROBERT, *John F. Kennedy: ein unvollendetes Leben*, München 2004.
- DAUM, ANDREAS W., *Kennedy in Berlin: Politik, Kultur und Emotionen im Kalten Krieg*, Wien 2003.
- DILKS, DAVID, Britain and Europe, 1948-1950: The prime minister, the foreign secretary and the cabinet, in: Raymond Podevin (Hrsg.), *Origins of the European integration*, Baden-Baden 1986, S. 391-419.
- DINAN, DESMOND, *Europe recast: a history of European union*, Basingstoke, 2004.
- DINAN, DESMOND, The historiography of European integration, in: Desmond Dinan (Hrsg.), *Origins and evolution of the European Union*, New York 2006, S. 295-325.
- DOERING-MANTEUFFEL, ANSELM, *Adenauerzeit: Stand, Perspektiven und methodische Aufgaben der Zeitgeschichtsforschung (1945-1967)*, Bonn 1993.
- DOERING-MANTEUFFEL, ANSELM, *Wie westlich sind die Deutschen: Amerikanisierung und Westernisierung im 20. Jahrhundert*, Göttingen 1999.
- DUCHÊNE, FRANCOIS, *Jean Monnet: the first statesman of independence*, New York 1994.
- DÜLFFER, JOST, *Europa im Ost-West-Konflikt 1945-1990*, München 2004.
- DUMBRELL, JOHN, *A special relationship: Anglo-American relations from the Cold War to Iraq*, Basingstoke 2006.

- DURÉAU, ELISABETH, L'Europe sans la Grande-Bretagne? Paris et Londres, du Plan Schuman au Plan Pleven: le déchirement, in: Andreas Wilkens (Hrsg.), Le Plan Schuman dans l'histoire, Brüssel 2004, S. 169-184.
- DUROSELLE, JEAN-BAPTISTE, 1948: Les débuts de la construction européenne, in: Raymond Poidevin, Origins of the European integration, Baden-Baden 1986, S. 11-25.
- ECKES, ALFRED E. / ZEILER, THOMAS W., Globalization and the American century, Cambridge 2003.
- ECKES, ALFRED, Opening America's market: U. S. foreign trade policy since 1776, Chapel Hill, 1995.
- EDMONDS, ROBIN, Die großen Drei, Churchill, Roosevelt und Stalin in Krieg und Frieden, Berlin 1992.
- EDWIN, ROBERT, We band of Brothers: JFK, New York 1971.
- EICHENGREEN, BARRY, Institutions and economic growth: Europe after World War II, in: Nicholas Crafts / Gianni Toniolo (Hrsg.), Economic growth in Europe since 1945, Cambridge 1995, S. 38-65.
- EICHENGREEN, BARRY, The European economy since 1945: coordinated capitalism and beyond, Princeton 2007.
- ELLISON, JAMES, Defeating the general: Anglo-American relations, Europe and the NATO Crisis of 1966, in: Cold War History, 6 1, 2006, S. 85-111.
- ELVERT, JÜRGEN, Die europäische Integration, Darmstadt 2006.
- ERHARD, LUDWIG, Wohlstand für alle, Düsseldorf 1990.
- ETGES, ANDREAS, John F. Kennedy, München 2003.
- FINDLAY, RONALD / O'ROURKE, KEVIN H., Power and plenty. trade, war, and the world Economy in the second Millennium, Princeton 2007.
- FITZSIMONS, LOUISE, The Kennedy Doctrine, New York, 1972.
- FLECKENSTEIN, BERNHARD, 50 Jahre Bundeswehr, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, 21 2005, S. 5-15.
- FLEURY, ANTOINE / JILEK, LUBOR, Le Plan Briand d'Union fédérale européenne: perspectives nationales et transnationales, avec document: actes du colloque international tenu à Genève du 19 au 21 Septembre 1991, Berlin 1998.
- FONTAINE, PASCAL, Jean Monnet: ein Visionär Europas, Luxemburg 1988.
- FRANK, ROBERT, The French alternative: economic power through the Empire or through Europe?, in: Ennio Di Nolfo, Power in Europe? II, Great Britain,

- France and Italy and the Origins of the EEC, 1952-1957, Berlin 1992, S. 160-174.
- FREEDMAN, LAWRENCE, Kennedy, Bush and crisis management, in: Cold War History, 2 2, 2002, S. 1-14.
- FREY, MARC, Dekolonialisierung in Südostasien: die Vereinigten Staaten und die Auflösung der europäischen Kolonialreiche, München 2006.
- FREY, MARC, Geschichte des Vietnamkriegs: die Tragödie in Asien und das Ende des amerikanischen Traums, München 2004.
- FREY, MARC, Indoktrination, Entwicklungspolitik und „state building“: die Vereinigten Staaten in Südostasien 1945-1961, in: Boris Barth / Jürgen Osterhammel, Zivilisierungsmissionen: imperiale Weltverbesserung seit dem 18. Jahrhundert, Konstanz 2005, S. 335-364.
- FURSENKO, ALEKSANDR, `One hell of a gamble`: Khrushchev, Castro, and the Cuban missile crisis, 1958-1964, London 1997.
- FURSENKO, ALEXANDR / NAFTALI, TIMOTHY, Khrushchev's Cold War: the inside story of an American adversary, New York 2006.
- GADDIS, JOHN LEWIS, The Cold War, New York 2005.
- GADDIS, JOHN LEWIS, The long peace: inquiries into the history of the cold war, New York 1987.
- GADDIS, JOHN LEWIS, The United States and the Question of a Sphere of Influence in Europe 1945-1949, in: Olav Riste (Hrsg.), Western security: the formative years, Oslo 1985, S. 60-83.
- GADDIS, JOHN LEWIS, We now know: rethinking cold war history, Oxford 1997.
- GARTHOFF, RAYMOND L., The Cuban missile crisis: an overview, in: James A. Nathan (Hrsg.), Cuban missile crisis revisited, New York 1992, S. 41-55.
- GASSETT, PHILIPP / MARK HÄBERLEIN, MARK / MICHAEL WALA, MICHAEL, Kleine Geschichte der USA, Stuttgart 2007.
- GAVIN, FRANCIS J., The gold battles within the Cold War: American monetary policy and the defence of Europe, in: Diplomatic History 26 1, 2002, S. 61-95.
- GEARSON, JOHN P., Harold Macmillan and the Berlin Crisis, Basingstoke 1998.
- GEHLER, MICHAEL, In the EEC's Waiting Room: Austria and Europe, 1957-1963, in: Anne Deighton / Alan S. Milward, Widening, deepening and the European economic community 1957-1963, Baden-Baden 1999, S. 317-331.
- GEIGER, TIM, Atlantiker gegen Gaullisten: außenpolitischer Konflikt und innerparteilicher Machtkampf in der CDU/CSU 1958-1969, München 2008.

- GEMPER, BODO, Ludwig Erhard revisited, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 13 2007, S. 9-17.
- GEORGE, STEPHEN, *An awkward partner: Britain in the European community*, Oxford 1990.
- GEORGE, STEPHEN, *Britain and European integration since 1945*, Oxford 1991.
- GERBET, PIERRE, *La construction de l'Europe*, Paris 1994.
- GILLINGHAM, JOHN, A test case of Moravcsik's "liberal intergovernmentalist" approach to European integration, in: *Journal of Cold War Studies*, 2, 3, 2000, S. 81-86.
- GILLINGHAM, JOHN, *European integration 1950-2003: superstate or new market economy*, Cambridge 2003.
- GILLINGHAM, JOHN, Jean Monnet and the European coal and steel community: a preliminary appraisal, in: Douglas Brinkley / Clifford Hackett (Hrsg.), *Jean Monnet: the path to European unity*, Basingstoke 1991, S. 129-163.
- GLADWYN, JEBB, *de Gaulle's Europe or why the general says no*, London 1969.
- GORDON, PHILIP H., *France, Germany and the western alliance*, Boulder 1995.
- GORDON, PHILIP, *A certain idea of Europe*, Princeton 1993.
- GÖRTEMAKER, MANFRED, *Kleine Geschichte der Bundesrepublik Deutschland*, München 2006.
- GOWLAND, DAVID / TURNER, ARTHUR, *Reluctant Europeans: Britain and European integration 1945-1998*, Harlow 2000.
- GRANIERI, RONALD J., *The ambivalent alliance: Konrad Adenauer, the CDU/CSU, and the West, 1949 – 1966*, New York 2003.
- GREINER, BERND, (HRSG.), *Die Morgentau-Legende: zur Geschichte eines umstrittenen Plans*, Hamburg 1995.
- GREINER, BERND, *Die Blutpumpe: zur Strategie und Praxis des Abnutzungskrieges in Vietnam 1965-1973*, in: Bernd Greiner / Christian Th. Müller / Dierk Walter (Hrsg.), *Heiße Kriege im Kalten Krieg*, Hamburg 2006, S. 167-239.
- GRIFFITHS, RICHARD T., *The Schuman plan negotiations: The Economic Clauses*, in: Klaus Schwabe (Hrsg.), *Die Anfänge des Schuman-Plans 1950 / 51*, Baden-Baden 1986, S. 35-73.
- GRUNER, WOLF D., *Der Platz Deutschlands in Europa nach dem Zweiten Weltkrieg aus der Sicht Jean Monnets (1940-1952)*, in: Andreas Wilkens (Hrsg.), *Inte-*

- ressen verbinden: Jean Monnet und die europäische Integration der Bundesrepublik Deutschland, Bonn 1999, S. 31-73.
- HACKE, CHRISTIAN, 60 Jahre Außenpolitik der Bundesrepublik Deutschland, in: Hans-Peter Schwarz (Hrsg.), Die Bundesrepublik Deutschland: eine Bilanz nach 60 Jahren, Köln 2008, S. 487-511.
- HACKE, CHRISTIAN, Zur Weltmacht verdammt: Die amerikanische Außenpolitik von J. F. Kennedy bis G. W. Bush, Berlin 2005.
- HAFTENDORN, HELGA, Deutsche Außenpolitik zwischen Selbstbeschränkung und Selbstbehauptung: 1945-2000, Stuttgart 2001.
- HALBERSTAM, DAVID, The best and the brightest, New York, 1972.
- HAMILTON, NIGEL, JFK: a reckless youth, New York 1988.
- HANHIMÄKI, JUSSI M. / WESTAD, ODD ARNE, Odd Arne, The cold war: a history in documents and eyewitness accounts, Oxford 2003, S. 360-362.
- HARDACH, GERD, Der Marshallplan, Auslandshilfe und Wiederaufbau in Westdeutschland 1948-1952, München 1994.
- HARDACH, GERD, Der Marshallplan: die historische Bedeutung des Marshallplans, in: Detlef Junker (u.a.), Die USA und Deutschland im Zeitalter des Kalten Krieges 1945-1990 Band I 1945-1968, München 2001, S. 468-480.
- HARTMANN, PETER C., Geschichte Frankreichs, München 2003.
- HAUPT, HEINZ GERHARD / HINRICHS, ERNST, Kleine Geschichte Frankreichs, Stuttgart 2008.
- Heideking Jürgen/ Mauch, Christof, Geschichte der USA, Tübingen 2006.
- HEIDEKING, JÜRGEN / MAUCH, CHRISTOF, Geschichte der USA, Tübingen 2006.
- HEIDEKING, JÜRGEN, John F. Kennedy (1961-1963): Der imperiale Präsident, in: Jürgen Heideking (Hrsg.), Die amerikanischen Präsidenten: 42 historische Porträts von George Washington bis George W. Bush, München 2002, S. 346-361.
- HELLER, FRANCIS H., The United States and the integration of Europe, New York 1996.
- HELMREICH, JONATHAN E., The United States and the formation of EURATOM, in: Diplomatic History 15, 1991, S. 387-410.
- HENDRIKS, GISELA, The creation of the common agricultural policy, in: Anne Deighton / Alan S. Milward (Hrsg.), Widening, deepening and acceleration: the European economic community 1957-1963, Baden-Baden 1999, S. 139-151.

- HERMAN, ARTHUR, Joseph McCarthy: reexamining the life and legacy of America's most hated senator, New York 2000.
- HERRING, GEORGE C., From colony to superpower: U.S. foreign relations since 1776, New York 2008.
- HERSH, SEYMOUR, Kennedy: das Ende einer Legende, Hamburg 1998.
- HILDEBRAND, KLAUS, Das Dritte Reich, München 2003.
- HILDEBRANDT, KLAUS / MÖLLER, HORST (HRSG.), Die Bundesrepublik Deutschland und Frankreich: Dokumente 1949-1963, Band 1, München 1997.
- HILSMAN, ROGER, To move a nation: the politics of foreign policy in the administration of John F. Kennedy, Garden City, 1967.
- HIMMELREICH, JÖRG, Die Idee des Marshallplans ist weiter aktuell, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung 08.06.2007.
- HOGAN, MICHAEL J, The search for a „creative peace“: The United States, European unity, and the origins of the Marshall plan, in: Diplomatic History, 6, 1982, S. 267-286.
- HOGAN, MICHAEL, The Marshall-plan: America, Britain, and the reconstruction of Western Europe, 1947-1952, Cambridge 1987.
- HOLLOWELL, JONATHAN, From Commonwealth to European integration, in: Jonathan Hollowell, Britain Since 1945, Oxford 2003, S. 59-109.
- IRWIN, DOUGLAS A., The GATT's contribution to economic recovery in post-war Western Europe, in: Barry Eichengreen (Hrsg.), Europe's post-war recovery, Cambridge 1995, S. 93-127.
- JANSEN, HANS-HEINRICH, Großbritannien, das Scheitern der EVG und der NATO-Beitritt der Bundesrepublik Deutschland, Bochum 1992.
- JOHN NEWHOUSE, De Gaulle and the Anglo-Saxons, New York 1970.
- JOHNSON, DOUGLAS, De Gaulle and France's role in the world, in: Hugh Gough and John Horne (Hrsg.), De Gaulle and the twentieth-century France, London 1994, S. 83-94.
- JUDT, TONY, Geschichte Europas seit dem Zweiten Weltkrieg, Bonn 2006.
- JUDT, TONY, Postwar: a history of Europe since 1945, London 2005.
- KAELBLE, HARTMUT, Sozialgeschichte Europas: 1945 bis zur Gegenwart, München 2007.
- KAGAN, ROBERT, Dangerous nation: America's place in the world from its earliest days to the dawn of the twentieth century, New York 2006.

- KAISER, KARL, Die neue Abhängigkeit der atlantischen Staaten: Präsident Kennedys Grand Design: Vorgeschichte und Entwicklungsmöglichkeiten, in: Europa-Archiv 23/ 1962, S. 815-830.
- KAISER, WOLFRAM, To join, or not to join: the „Appeasement“ policy of Britain´s first EEC application, in: Brian Brivati/ Harriet Jones (Hrsg.), From reconstruction to integration: Britain and Europe since 1945, London 1993, S. 144-147.
- KAUFMAN, BURTON I., John F. Kennedy as world leader: A perspective on the literature, in: Michael J. Hogan, America in the world: the historiography of American foreign policy, Cambridge 1995, S. 326 -358.
- KEMPF, KARL, Das politische System Frankreichs, Wiesbaden 2007.
- KENNEDY, JOHN F., Why England slept, New York 1961.
- KENNEDY, ROBERT, Dreizehn Tage: wie die Welt beinahe unterging, Darmstadt 1974.
- KEOGH, DERMOT, Irish neutrality and the first application for membership of the EEC, 1961-1963, in: Anne Deighton/ Alan S. Milward (Hrsg.), Widening, deepening and acceleration: the European economic community 1957-1963, Baden-Baden 1999, S. 271-287.
- KNIPPING, FRANZ, Rom 25. März 1957: die Einigung Europas, München 2004.
- KÖHLER, HENNING, Adenauer: eine politische Biographie, Frankfurt 1994.
- KOHNSTAMM, MAX, Europas Mann der Tat: vor hundert Jahren wurde Jean Monnet geboren, in: Die Zeit 45/ 1988.
- KOLB, EBERHARD, Der Frieden von Versailles, München 2005.
- KOOPMANN, MARTIN, Das schwierige Bündnis: die deutsch-französischen Beziehungen und die Außenpolitik der Bundesrepublik Deutschland 1958-1865, Baden-Baden 2000.
- KÜSTERS, HANNS JÜRGEN, Adenauers Europapolitik in der Gründungsphase der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 31 1983, S. 646-673.
- KÜSTERS, HANNS JÜRGEN, Die Gründung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft, Baden-Baden 1982.
- KÜSTERS, HANNS JÜRGEN, Die Verhandlungen über das institutionelle System zur Gründung der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl, in: Klaus Schwabe (Hrsg.), Die Anfänge des Schuman-Plans 1950 / 51, Baden-Baden 1986, S. 73-105.
- KÜSTERS, HANNS JÜRGEN, Westintegration: der Weg der Freiheit, in: Die politische Meinung, 45 2000, S. 39-46.

- KÜSTERS, HANS JÜRGEN, The origins of the EEC treaty, in: Enrico Serra (Hrsg.), *The Relaunching of Europe and the Treaties of Rome*, Baden-Baden, 1989, S. 211-239.
- LACROIX-RIZ, ANNIE, Paris et Washington au début du Plan Schuman (1950-1951), in: Klaus Schwabe (Hrsg.), *Die Anfänge des Schuman-Plans 1950/51*, S. 241-271.
- LAMB, RICHARD, *Macmillan and Europe*, in: Richard Aldous/ Sabine Lee (Hrsg.), *Harold Macmillan: aspects of a political life*, Basingstoke 1999, S. 75-95.
- LANGEWIESCHE, DIETER, *Europa zwischen Restauration und Revolution 1815-1849*, München 2004.
- LANGGUTH, A.J., *Our Vietnam: the war 1954-1975*, New York 2000.
- LAPPENKÜPER, ULRICH, *Die Außenpolitik der Bundesrepublik Deutschland 1949 bis 1990*, München 2008.
- LAPPENKÜPER, ULRICH, *Die deutsch-französischen Beziehungen 1949-1963: von der „Erbfeindschaft“ zur „Entente“ élémentaire*, München 2001.
- LARRES, KLAUS, Eisenhower, Dulles und Adenauer: Bündnis des Vertrauens oder Allianz des Misstrauens?, in: Klaus Larres/ Torsten Oppeland (Hrsg.), *Deutschland und die USA im 20. Jahrhundert: Geschichte der politischen Beziehungen*, Darmstadt 1997, S. 119-151.
- LEDWIDGE, BERNARD, *De Gaulle et les Américains: conversations avec Dulles, Eisenhower, Kennedy, Rusk 1958-1964*, Paris 1984.
- LEFFLER, MELVYN L., *For the soul of mankind: the United States, the Soviet Union, and the cold war*, New York 2007.
- LEGOLL, PAUL, *Charles de Gaulle et Konrad Adenauer: la cordiale entente*, Paris 2004.
- LINSEL, KNUT, *Charles de Gaulle und Deutschland*, Sigmaringen 1998.
- LIPGENS, WALTER, *Die Anfänge der europäischen Einigungspolitik 1945-1950, Bd. I: 1945-1947*, Stuttgart 1977.
- LOMPE, KLAUS, Traditionelle Modelle der Politikberatung, in: Svenja Falk (Hrsg.), *Handbuch Politikberatung*, Wiesbaden 2006, S. 25-35.
- LOTH, WILFRIED, Beiträge der Geschichtswissenschaft zur Deutung der Europäischen Integration, in: Wilfried Loth / Wolfgang Wessels (Hrsg.), *Theorien europäischer Integration*, Opladen 2001, S. 87-107.
- LOTH, WILFRIED, De Gaulle und die europäische Einigung, in: Wilfried Loth (Hrsg.), *De Gaulle, Deutschland und Europa*, Opladen 1991.

- LOTH, WILFRIED, *Der Weg nach Europa: Geschichte der europäischen Integration 1939-1957*, Göttingen 1990.
- LOTH, WILFRIED, *Die Sowjetunion und die deutsche Frage: Studien zur sowjetischen Deutschlandpolitik*, Göttingen 2007.
- LOTH, WILFRIED, *Franco-German relations, 1957-1963*, in: Anne Deighton/ Alan Milward, *Widening, deepening and acceleration: European community 1957-1963*, Baden-Baden 1999, S. 41-55.
- LOTH, WILFRIED, *Hallstein und de Gaulle. Die verhängnisvolle Konfrontation*, in: Wilfried Loth (Hrsg.), *Walter Hallstein: der vergessene Europäer*, Bonn 1995, S. 171-189.
- LOTH, WILFRIED, *Jean Monnet, Charles de Gaulle und das Projekt der politischen Union, 1958-1963*, in: Andreas Wilkens (Hrsg.), *Interessen verbinden: Jean Monnet und die europäische Integration der Bundesrepublik Deutschland*, Bonn 1999, S. 253-267.
- LOTH, WILFRIED, *Konrad Adenauer und die europäische Einigung*, in: Mareike König/ Matthias Schulz (Hg.), *Die Bundesrepublik Deutschland und die europäische Einigung 1949: Politische Akteure, gesellschaftliche Kräfte und internationale Erfahrungen*, Stuttgart 2004, S. 39-61.
- LUDLOW, N. PIERS, *A mismanaged application: Britain and the EEC, 1961-1963*, in: Anne Deighton / Alan S. Milward (Hrsg.), *widening, deepening and acceleration: The European Economic Community 1957-1963*, Baden-Baden 1999, S. 271-288.
- LUDLOW, N. PIERS, *A supranational icarus? Hallstein, the early Commission and the search for an independent role*, in: Antonio Varsori (Ed.), *Inside the European community: actors and policies in the European Integration 1957-1972*, Baden-Baden 2006, S. 23-37.
- LUDLOW, N. PIERS, *The European community and the crisis of the 1960's: negotiating the Gaullist challenge*, London 2006.
- LUDLOW, PIERS N, *The European community and the crisis of the 1960's: negotiating the Gaullist challenge*, London 2006.
- LUNDESTAD, GEIR, *The United States and Western Europe since 1945*, Oxford 2003.
- LYNCH, FRANCES M., *De Gaulle's first veto: France, the Rueff plan and the free trade area*, in: *Contemporary European History* 9 1, 2001, S. 111-135.
- MAHAN, ERIN, *Delaying détente: Kennedy, de Gaulle, and the limits of Alliance politics*, in: Manfred Berg/ Andreas Etges (Hrsg.), *John F. Kennedy and the 'Thousand Days': new perspectives on the foreign and domestic policies of the Kennedy administration*, Heidelberg 2007, S. 57-76.

- MAHAN, ERIN, Kennedy, de Gaulle and Western Europe, Basingstoke 2002.
- MAHONEY, DANIEL J., De Gaulle: statemanship, grandeur, and modern democracy, London 2000.
- MAI, GUNTHER, Containment und militärische Intervention: Elemente amerikanischer Außenpolitik zwischen Griechenland-Krise von 1946/ 47 und dem Koreakrieg von 1950, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, 32 4, 1984, S. 491-528.
- MAI, GUNTHER, Dominanz oder Kooperation im Bündnis?: Die Sicherheitspolitik der USA und der Verteidigungsbeitrag Europas 1945-1956, in: Historische Zeitschrift 1988, Band 246, S. 327-365.
- MANKIW, GREGORY, Grundzüge der Volkswirtschaftslehre, Stuttgart 2004.
- MARTIN, STEPHEN, Building on coal and steel: European integration in the 1950s and the 1960s, in: Desmond Dinan (Hrsg.), Origins and evolution of the European Union, Oxford 2006, S. 126-141.
- MAURER, MICHAEL, Kleine Geschichte Englands, Stuttgart 2007.
- MAUSBACH, WILFRIED, European perspectives on the war in Vietnam, in: German Historical Institute Bulletin, 30 1, 2002, S. 71-87.
- MAY, ERNEST R. / ZELIKOW, PHILIP, The Kennedy tapes: inside the White House during the Cuban missile crisis, Cambridge 1998.
- MAYER, FRANK A., Adenauer and Kennedy: An Era of Distrust in German-American Relations?, in: German Studies Review, 17 1, 1994, S. 83-104.
- MCDONOUGH, FRANK, Neville Chamberlain, appeasement and the British road to war, Manchester 1998.
- MEAD, WALTER RUSSEL, God and gold, Britain, America and the making of the modern world, New York 2007.
- MEDICK-KRAKAU, MONIKA, Amerikanische Außenhandelspolitik im Wandel: Handelsgesetzgebung und GATT-Politik 1945-1988, Berlin 1995.
- MÉRIL, LOUIS PATTISON DE, Who speaks for Europe: the vision of Charles de Gaulle, London 1977.
- MERRIL, DENNIS / THOMAS G. PATERSON, THOMAS G. (HRSG.), Major Problems in American Foreign Relations, Boston 2005.
- MESSINGER, DAVID A., Dividing Europe: The Cold War and European integration, in: Desmond Dinan (Hrsg.), Origins and evolution of the European Union, Oxford 2006, S. 31-66.

- MICHELLE CINI, MICHELLE, From Marshall plan to EEC: direct and indirect influences, in: Martin Schain (Hrsg.), *The Marshall plan: fifty years after*, Basingstoke 2001, S. 13-39.
- MIERZEJEWSKI, ALFRED C., *Ludwig Erhard: der Wegbereiter der sozialen Marktwirtschaft*, München 2005.
- MILWARD, ALAN S., A comment on the article by Andrew Moravcsik, in: *Journal of Cold War Studies*, 2, 3, Fall 2000, S. 77-80.
- MILWARD, ALAN S., *Der historische Revisionismus zur Einigungsgeschichte Westeuropas. Neue historische Erkenntnisse statt überholter Schulweisheiten*, in: *Integration* 10, 1987, S. 100-106.
- MILWARD, ALAN S., *The European rescue of the nation-state*, London 1992.
- MILWARD, ALAN, *The reconstruction of Western Europe*, London 1984.
- MOLEGRAAF, JOHAN / DINGEMANS, RALPH, *The Netherlands and the common agricultural policy, 1958-1963*, in: Anne Deighton/ Alan S. Milward (Hrsg.), *Widening, deepening and acceleration: the European economic community 1957-1963*, Baden-Baden 1999, S. 151-167.
- MOOSE, EDWARD L., *Foreign policy and interdependence in Gaullist France*, Princeton 1973.
- MORAVCSIK, ANDREW, *de Gaulle: between grain and grandeur: the political economy of French EC policy, 1958-1970*, in: *Journal of Cold War Studies*, Vol. 2 No. 2, 2000, S. 3-43.
- MORAVCSIK, ANDREW, *The choice for Europe: social purpose and state power from Messina to Maastricht*, London 1999.
- MOYAR, MARK, *Triumph forsaken: the Vietnam war 1954-1965*, Cambridge 2006.
- MUHLACK, ULRICH, *Leopold von Ranke*, in: Lutz Raphael, *Klassiker der Geschichtswissenschaft, Band 1: Von Edward Gibbon bis Marc Bloch*, München 2006, S. 38-64.
- MÜNGER, CHRISTOF, *Kennedy, die Berliner Mauer und die Kubakrise: die westliche Allianz, in der Zerreißprobe 1961-1963*, Paderborn 2003.
- NEUSS, BEATE, *Geburtshelfer Europas: die Rolle der Vereinigten Staaten im europäischen Integrationsprozess 1945-1958*, Baden-Baden 2000.
- NEWHOUSE, JOHN, *de Gaulle and the Anglo-Saxons*, in: Douglas Brinkley (Hrsg.), *John F. Kennedy and Europe*, Baton Rouge 1999, S. 32-51.
- O'BRIAN, MICHAEL, *John F. Kennedy: a biography*, New York 2005.

- OFFNER, ARNOLD A., *Another such victory: President Truman and the Cold War, 1945-1953*, Stanford 2002.
- OREN, MICHAEL B., *Power, faith and fantasy: America in the Middle East 1776 to the Present*, New York 2007.
- OVENDALE, RITCHIE, *Macmillan and the wind of change in Africa 1957-1960*, in: *The Historical Journal* 38 2, 1995, S. 445-477.
- PATERSON, THOMAS G., *John F. Kennedy's quest for victory and global crisis*, in: Thomas G. Paterson (Hrsg.), *Kennedys quest for victory: American foreign policy, 1961-1963*, New York 1989, S. 3-24.
- PEYREFITTE, ALAIN, *C`etait de Gaulle*, Band 2, Paris 2000.
- PFEIL, ULRICH, *Die Suezkrise*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 17-18, 2006, S. 32-38.
- PITMAN, PAUL M., „A General named Eisenhower“: *Atlantic crisis and the origins of the European economic community*, in: Marc Trachtenberg (Hrsg.), *Between empire and alliance: America and Europe during the Cold War*, New York 2003, S. 33-63.
- POIDEVIN, RAYMOND, (Hrsg.) *Origins of the European integration*, Baden-Baden 1986.
- POSENER, ALAN, *John F. Kennedy*, Reinbek bei Hamburg, 1991.
- RAMSCHEID, BIRGIT, *Herbert Blankenhorn (1904-1991): Adenauers außenpolitischer Berater*, Düsseldorf 2006.
- RAPHAEL, LUTZ, *Geschichtswissenschaft im Zeitalter der Extreme: Theorien, Tendenzen, Methoden von 1900 bis zur Gegenwart*, München 2003.
- REEVES, THOMAS, *A question of character: a life of John F. Kennedy*, New York 1991.
- REINFELD, ALEXANDER, *Jean Monnet und die Informationsnetzwerke der EGKS in den USA: Informationspolitik der Hohen Behörde (1952-1955)*, in: *Historische Mitteilungen der Ranke Gesellschaft*, 18, 2005, S. 175-186.
- REYNOLDS, DAVID, *From World War to Cold War: Churchill, Roosevelt and international history of the 1940's*, Oxford 2006.
- RICCIO, BARRY D., *Walter Lippmann: Odyssey of a liberal*, New Brunswick 1994.
- RIMSCHA, ROBERT VON, *Die Kennedys. Glanz und Tragik des amerikanischen Traums*, Bergisch Gladbach 2001.
- ROBERTS, GEOFFREY, *Stalin's wars: from World War to Cold War, 1939-1953*, New Haven, 2006.

- ROSENBACH, HARALD, Der Preis der Freiheit: Die deutsch-amerikanischen Verhandlungen über den Devisenausgleich (1961-1967), in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 46, 1998, S. 709-747.
- ROSTOW, WALT W., Stadien wirtschaftlichen Wachstums: eine Alternative zur marxistischen Entwicklungstheorie, Göttingen 1960.
- ROSTOW, WALT, The stages of economic growth: a non-Communist manifesto, Cambridge 1990.
- ROSTOW, WALTER W.; The United States in the world arena: an essay in recent history, New York 1960.
- RUANE, KEVIN, the rise and fall of the European defence community: Anglo-American relations and the crisis of European defence 1950 -55, Basingstoke 2000.
- RUSK, DEAN, As I saw it, New York 1990.
- SALEWSKI, MICHAEL, Der Erste Weltkrieg, Paderborn 2003.
- SALEWSKI, MICHAEL, Die Europäische Verteidigungsgemeinschaft (EVG): Geschichte und Vision, in: Michael Salewski (Hrsg.), Armeen in Europa : europäische Armeen: von den Kreuzzügen bis ins 21. Jahrhundert, Münster 2004, S. 151-167.
- SATLER, KATHRYN C., Replacing France: the origins of American intervention in Vietnam, Lexington 2007.
- SCHILD, GEORG, Die Kennedy-Administration und die Berlin-Krise von 1961, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 42 1994, S. 703-711.
- SCHILD, GEORG, Freund und Feind im Kalten Krieg: Neuerscheinungen zu John F. Kennedy und zur amerikanischen Berlin-, Kuba- und Vietnampolitik, in: Historisches Jahrbuch 125 (2005), S. 453-473.
- SCHILD, GEORG, John F. Kennedy: Mensch und Mythos, Zürich 1997.
- SCHILD, GEORG, The Berlin crisis, in: Mark J. White (Hrsg.), Kennedy: The new frontier revisited, Basingstoke 1998, S. 91-132.
- SCHLESINGER, ARTHUR, A thousand days in the White House, Boston 1965.
- SCHÖLLGEN, GREGOR, Das Zeitalter des Imperialismus, München 2000.
- SCHÖLLGEN, GREGOR, Der Auftritt: Deutschlands Rückkehr auf die Weltbühne, Berlin 2004.
- SCHÖLLGEN, GREGOR, Die Außenpolitik der Bundesrepublik Deutschland: Von den Anfängen bis zur Gegenwart, München 2004.

- SCHRÖDER, HANS-JÜRGEN, Die amerikanische Deutschlandpolitik und das Problem der westeuropäischen Integration 1947 / 48-1950, in: Raymond Poidevin (Hrsg.), *Origins of the European integration*, Baden-Baden 1986, S. 71-95.
- SCHRÖDER, HOLGER, Jean Monnet und die amerikanische Unterstützung für die europäische Integration 1950-1957, Frankfurt 1994.
- SCHUKRAFT, CORINNA, Die Anfänge deutscher Europapolitik in den 50er und 60er Jahren: Weichenstellungen unter Konrad Adenauer und Bewahrung des Status quo unter seinen Nachfolgern Ludwig Erhard und Kurt Georg Kiesinger, in: Gisela Müller-Brandeck-Bocquet et al, *Deutsche Europapolitik von Konrad Adenauer bis Gerhard Schröder*, Opladen 2002, S. 9-63.
- SCHULZINGER, ROBERT D., *A time for war: the United States and Vietnam, 1941-1975*, New York 1997.
- SCHUNCK, PETER, *Charles de Gaulle: ein Leben für Frankreichs Größe*, Berlin 1998.
- SCHUNCK, PETER, *Geschichte Frankreichs: Von Heinrich IV. bis zur Gegenwart*, München 1994.
- SCHWABE, KLAUS, „Ein Akt konstruktiver Staatskunst“, in: Klaus Schwabe (Hrsg.), *Die Anfänge des Schuman-Plans 1950-51*, Baden-Baden 1986, S. 211-241.
- SCHWABE, KLAUS, *Der Marshall-Plan und Europa*, in: Rainer Hudemann, *Europa im Blick der Historiker: europäische Integration im 20. Jahrhundert: Bewusstsein und Institutionen*, München 1995, S. 167-191.
- SCHWABE, KLAUS, *Die USA und die europäische Integration*, in: Hans von der Groeben/ Rudolf Hrbek/ Volker Schwarz (Hrsg.), *40 Jahre Römische Verträge: Der deutsche Beitrag*, Baden-Baden 1998, S. 291-300.
- SCHWABE, KLAUS, *Die Vereinigten Staaten und die Einigung Europas 1945-52*, in: Otmar Franz (Hrsg.), *Europas Mitte*, Göttingen 1987, S. 166-182.
- SCHWABE, KLAUS, *Jean Monnet, die Vereinigten Staaten und die Rolle Europas in der atlantischen Völkergemeinschaft*, in: Andreas Wilkens (Hrsg.), *Interessen verbinden: Jean Monnet und die europäische Integration der Bundesrepublik Deutschland*, Bonn 1999, S. 225-253.
- SCHWABE, KLAUS, *Weltmacht und Weltordnung: Amerikanische Außenpolitik von 1898 bis zur Gegenwart: Eine Jahrhundertgeschichte*, Paderborn 2006.
- SCHWABE, KLAUS, *Woodrow Wilson 1913-1921: Kreuzzug für die Demokratie*, in: Jürgen Heideking (Hrsg.), *Die amerikanischen Präsidenten: 42 historische Portraits von George Washington bis George W. Bush*, München 2002, S. 278-291.
- SCHWARZ, HANS PETER, *Adenauer: der Staatsmann, 1952-1967*, Stuttgart 1991.
- SCHWARZ, HANS PETER, *Anmerkungen zu Adenauer*, München 2004.

- SCHWARZ, HANS PETER, Die europäische Integration als Aufgabe der Zeitgeschichtsforschung, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, 31 4 ,1983, S. 555- 573.
- SCHWARZ, HANS-PETER, Adenauer und Europa, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 27, 1979, S. 471-523.
- SEE, JENNIFER W., An uneasy truce: John F. Kennedy and Soviet-American détente, 1963, in: Cold War History, 2 2, 2002, S. 161-194.
- SEGRS, MATTHIEU L. L., Zwischen Pax Americana und Pakt Atomica, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 54, 2006, S. 433-459.
- SHAPLEY, DEBORAH, Promise and power: the life and times of Robert McNamara, Boston 1993.
- SIEBURG, HEINZ-OTTO, Geschichte Frankreichs, Stuttgart 1995.
- SORENSEN, THEODORE, Kennedy, New York 1965.
- SOUTOU, GEORGES HENRI, Le général de Gaulle et le plan Fouchet d´union politique européenne: un projet stratégique, in: Anne Deighton / Alan Milward, Widening, deepening and acceleration: the European economic community 1957-1963, Baden-Baden 1999, S. 55-73.
- SOUTOU, GEORGES-HENRI, L´alliance incertaine: les rapports politico-stratégiques franco-allemands, 1954-1996, Paris 1996.
- SOUTOU, GEORGES-HENRI, La guerre de cinquante ans: les Relations Est-Ouest, 1943-1990, Paris 2001.
- SPEITKAMP, WINFRIED, Kleine Geschichte Afrikas, Stuttgart 2007.
- STEINIGER, ROLF, Der Vietnamkrieg, Frankfurt 2004.
- STEININGER, ROLF, Der vergessene Krieg: Korea 1950-1953, München 2006.
- STENGERS, JEAN, Paul-Henri Spaak et le traité de Bruxelles de 1948, in: Raymond Poidevin (Hrsg.), Origins of the European integration, Baden-Baden 1984, S. 119-143.
- STOLER, MARK, Allies in war: Britain and America against the axis powers, 1940-1945. New York 2006.
- STÖVER, BERND, Der Kalte Krieg: Geschichte eines radikalen Zeitalters 1947-1991, München 2007.
- SZATKOWSKI, TIM, Karl Carstens: eine politische Biographie, Köln 2007.
- TRACHTENBERG, MARC (HRSG.) Between empire and alliance: America and Europe during the Cold War, Oxford 2003.

- TRACHTENBERG, MARC / GEHRZ, CHRISTOPHER, America, Europe and German Rearment, August-September 1950, in: *Journal of European Integration History*, 6 2000 2, S. 9-36.
- TRACHTENBERG, MARC / GEHRZ, CHRISTOPHER, America, Europe, and German rearmment, August-September 1950: A critique of a myth, in: Marc Trachtenberg (Hrsg.), *Between empire and alliance: America and Europe during the Cold War*, Lanham 2003, S. 1-33.
- TRACHTENBERG, MARC, *A constructed peace: the making of the European settlement 1945-1963*, Princeton 1999.
- TÜRK, HENNING, *Die Europapolitik der Großen Koalition 1966-1969*, München 2006.
- TUUSVUORI, OSSI, EFTA, relations with other countries and the EEA, in: Hanspeter Tschäni/ Ossi Tuusvuori (Hrsg.), *Principles and elements of free trade relations: 40 years of EFTA experience: EFTA 1960-2000*, S. 71-87.
- UHL, MATTHIAS, „Ein eiserner Ring um Berlin, in: *Die Zeit*, 05.09.2009.
- UHL, MATTHIAS, *Krieg um Berlin?: Die sowjetische Militär und Sicherheitspolitik in der zweiten Berlin-Krise 1958 bis 1962*, München 2008.
- URWIN, DEREK W., *The community of Europe: a history of European integration since 1945*, London 1998.
- VAISSE, MAURICE, De Gaulle et l'élargissement du marché commun, 1961-1963, in: Anne Deighton / Alan S. Milward (Hrsg.), *Widening, deepening and acceleration: The European economic community 1957-1963*, Baden-Baden 1999, S. 199-211.
- VAISSE, MAURICE, *La grandeur: politique étrangère du general de Gaulle, 1958-1969*, Paris 1998.
- Vaisse, Maurice, *la grandeur: politique étrangère du général de Gaulle 1958-1969*, Paris 1998.
- VANKE, JEFFREY, Charles de Gaulle's uncertain idea of Europe, in: Desmond Dinan (Hrsg.), *Origins and evolution of the European Union*, Oxford 2006, S. 141-167.
- VANKE, JEFFREY, Document: de Gaulle's atomic defence policy in 1963, in: *Cold War History*, 1 2, 2001, S. 119-126.
- VARSORI, ANTONIO, Reflections on the origins of the Cold War, in: Odd Arne Westad (Hrsg.), *Reviewing the Cold War: approaches, interpretations, theory*, London 2000, S. 281-303.
- VARWICK, JOHANNES, *Die NATO: vom Verteidigungsbündnis zur Weltpolizei?*, München 2008.

- VOLKMANN, HANS-ERICH, Adenauer, Frankreich und die Europäische Verteidigungsgemeinschaft, in: Andreas Wilkens (Hrsg.), *Interessen verbinden: Jean Monnet und die europäische Integration der Bundesrepublik Deutschland*, Bonn 1999, S. 161-187.
- WAHL, NICHOLAS, De Gaulle and the Americans since 1940, in: Robert o. Paxton/ Nicholas Wahl, *De Gaulle and the United States: a centennial reappraisal*, Oxford 1994, S. XI-XIX.
- WALA, MICHAEL, Der Marshallplan und die Genese des Kalten Krieges, in: Detlef Junker (u.a.), *Die USA und Deutschland im Zeitalter des Kalten Krieges 1945-1990, Band I 1945-1968*, 2001, S. 124-132.
- WALL, IRWIN M. / RAVIART, PHILIPPE-ETIENNE, Jean Monnet, les États-Unis et le plan français, in: *Vingtième Siècle*, No. 30 1991, S. 3-21.
- WALL, WENDY L., *Inventing the „American Way“: the politics of consensus from the New Deal to the Civil Rights Movement*, Oxford 2008.
- WALTON, RICHARD J., *Cold War and counter-revolution: the foreign policy of John F. Kennedy*, Baltimore 1972.
- WARD, STUART, Kennedy, Britain, and the European community, in: Douglas Brinkley/ Richard T. Griffiths (Hrsg.), *John F. Kennedy and Europe*, Baton Rouge 1999, S. 317-333.
- WARNER, GEOFFREY, The Anglo-American special relationship, in: *Diplomatic History*, 1989 Volume 13, issue 4, S. 479-500.
- WEGNER, BERND, Wann begann und wann endete der Zweite Weltkrieg?, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 12.08.2009.
- WENDE, PETER, *Das britische Empire*, München 2008.
- WENDE, PETER, *Großbritannien 1500-2000*, München 2001.
- WENGER, ANDREAS, Der lange Weg zur Stabilität: Kennedy, Chruschtschow und das gemeinsame Interesse der Supermächte am Status quo in Europa, in: *Vierteljahresshefte für Zeitgeschichte* 46 1998, S. 69-99.
- WERTH, KARSTEN, *Ersatzkrieg im Weltraum: Das US-Raumfahrtprogramm in der Öffentlichkeit der 1960er Jahre*, Frankfurt 2006.
- WESSELS, WOLFGANG, *Das politische System der Europäischen Union*, Wiesbaden 2008.
- WESTAD, ODD ARNE, *The global Cold War: third world interventions and the making of our Times*, Cambridge 2007.

- WETTIG, GERHARD, Chruschtschows Berlin-Krise 1958 bis 1963: Drohpolitik und Mauerbau, München 2006.
- WETZLAUGK, UDO, Der Weg in die Krise: das gescheiterte Kriegs Bündnis und die Hintergründe der Blockade, in: Uwe Förster (Hrsg.), Auftrag Luftbrücke: der Himmel über Berlin 1948-1949, Berlin 1998, S. 28-38.
- WHITE, MARK J., The Cuban imbroglio: from the bay of pigs to the missile crisis and beyond, in: Mark J. White, Kennedy: the new frontier revisited, Basingstoke 1998, S. 63-91.
- WHITE, MARK J., Introduction: a new synthesis for the new frontier, in: Mark J. White (Hrsg.), Kennedy: the new frontier revisited, Basingstoke 1998, S. 1-19.
- WILLS, GARRY, The Kennedy imprisonment: a meditation on power, New York 1994.
- WINAND, PASCALINE, Back to the Future?: American attitudes towards European integration, in: Hans von der Groeben / Rudolf Hrbek/ Volker Schwarz (Hrsg.), 40 Jahre Römische Verträge: der deutsche Beitrag, Baden-Baden 1998, S. 300-314.
- WINAND, PASCALINE, Eisenhower, Kennedy, and the United States of Europe, New York 1993.
- WINAND, PASCALINE, United States-European relationship, 1961-1963, in: Anne Deighton (Hrsg.), widening, deepening and acceleration: the European Economic Community 1957-1963, Baden-Baden 1999, S. 17-43.
- WOLFRUM, EDGAR, Die Bundesrepublik Deutschland 1949-1990, Stuttgart 2005.
- WOLFRUM, EDGAR, Die geglü ckte Demokratie: Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von ihren Anfängen bis zur Gegenwart, Bonn 2007.
- WOLFRUM, EDGAR, Die Mauer: Geschichte einer Teilung, München 2009.
- WOODS, RANDALL B., Beyond Vietnam: the foreign policies of the Kennedy-Johnson Administrations, in: Robert D. Schulzinger (Hrsg.), A companion to American foreign relations, Malden (Mass.), 2003, S. 330-375.
- WYRWA, ULRICH, Richard Nikolaus Graf Coudenhove-Kalergi (1894-1972) und die Paneuropa-Bewegung in den 1920er Jahren, in: Historische Zeitschrift, 283 1, 2006, S. 103-122.
- YOUNG, JOHN W. / JOHN KENT, John, International relations since 1945: A Global History, Oxford 2004.
- YOUNG, JOHN W., Britain and European Unity 1945-1999, Basingstoke 2000.
- YOUNG, JOHN W., Britain and the EEC, 1956-73: an overview, in: Brian Brivati / Harriet Jones (Hrsg.), From reconstruction to integration: Britain and Europe since 1945, London 1993, S. 103-114.

- ZEILER, THOMAS W., Kennedy, oil imports, and the fair trade doctrine, in: *The Business History Review*, 64 2 1990, S. 286-310.
- ZEILER, THOMAS, *American trade and power in the 1960's*, New York 1992.
- ZEILER, THOMAS, Meeting the European challenge: the common market and trade policy, in: Mark J. White (Hrsg.), *Kennedy: the new frontier revisited*, Basingstoke 1998, S. 132-160.
- ZIEGERHOFER-PRETTENTHALER, ANITA, *Botschafter Europas: Richard Nikolaus Coudenhove-Kalergi und die Paneuropa-Bewegung in den zwanziger und dreißiger Jahren*, Wien, 2004.
- ZIMMERMANN, HUBERT, Franz Josef Strauß und der deutsch-amerikanische Währungskonflikt in den sechziger Jahren, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, 47 1999, S. 57-86.
- ZUBOK, VLADISLAV, *A failed empire: the Soviet Union in the Cold War from Stalin to Gorbachev*, Chapel Hill 2007.